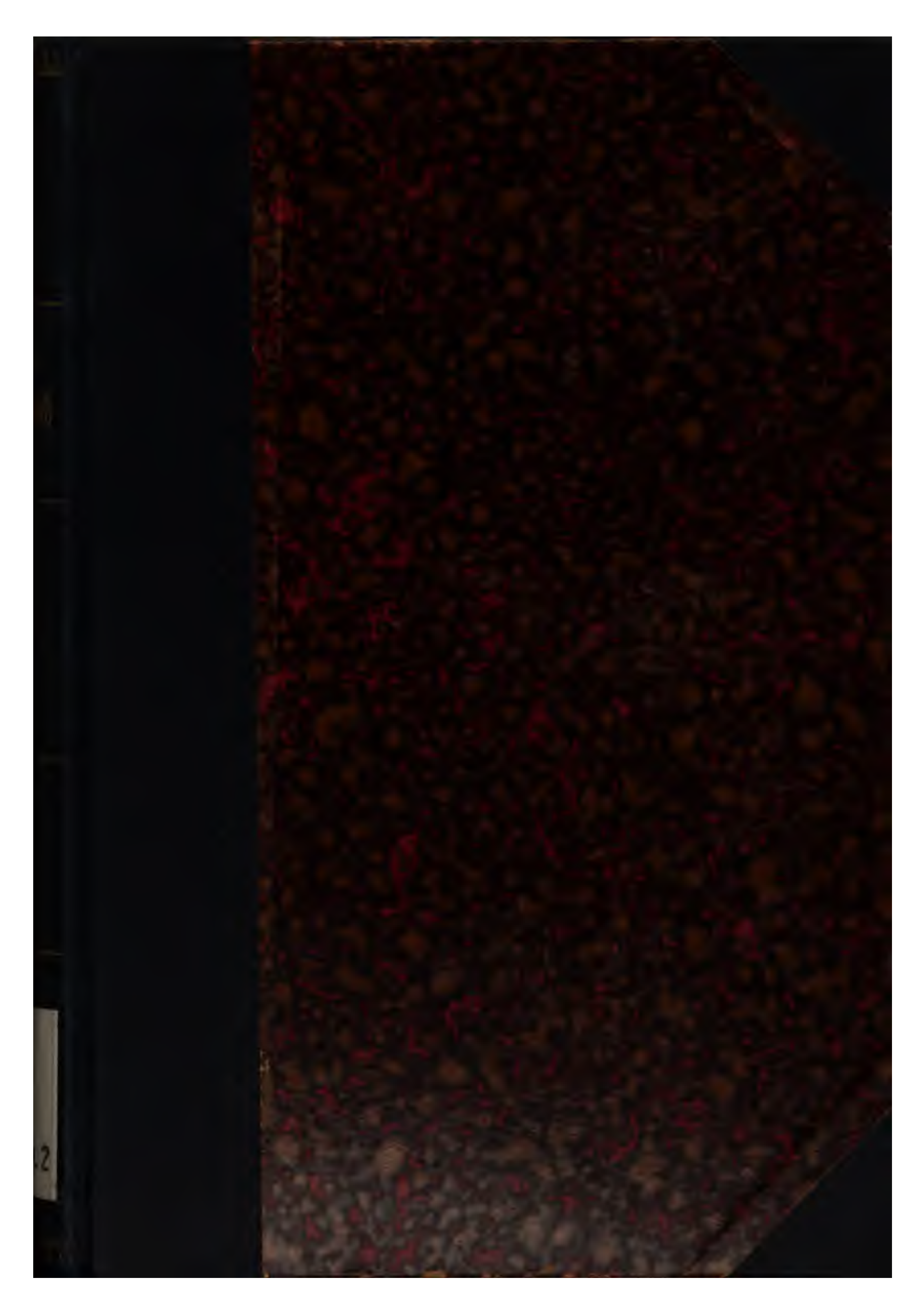
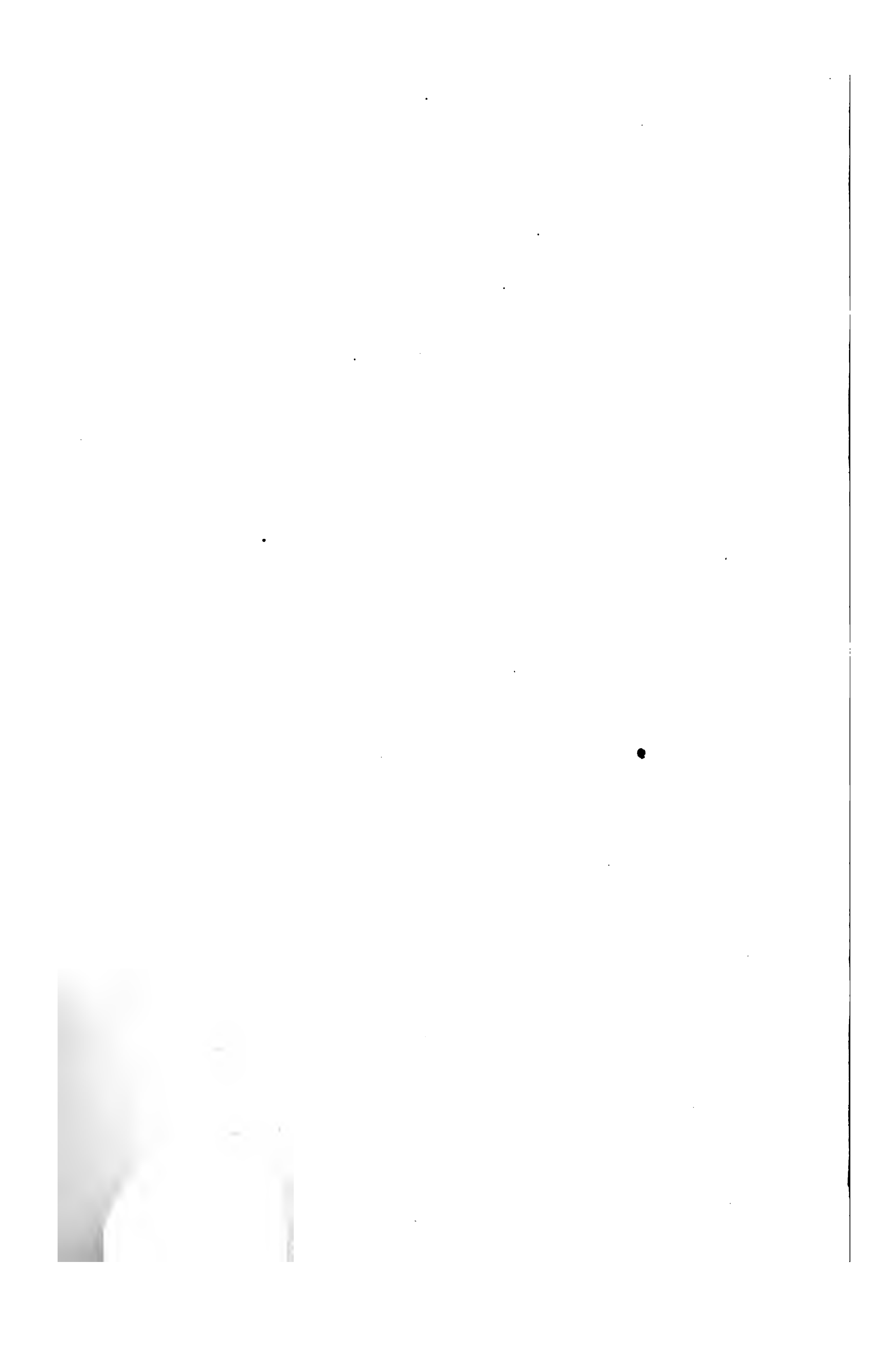







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Tafel I



Orell Fussli & C°

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1879.

*Herausgegeben von einer Gesellschaft
Zürcherischer Geschichtsfreunde.*

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

Mit 3 Abbildungen.



Zürich,
Druck und Verlag von Orell Füßli & Co.

1879.

Vorwort.

Mit einem aufrichtigen Gefühl der Freude senden wir dieses zweite Bändchen des Taschenbuches in Zürich's Häuser, denn was wir im letzten Jahre nicht ohne Bedenken wagten, das dürfen wir jetzt mit Beruhigung fortführen, weil wir unsere Absicht fast überall gewürdigt und verstanden sehen. Für die wohlwollenden Stimmen der Ermunterung danken wir herzlich, die Kritik werden wir uns auf's Beste zu Nutzen ziehen und wenn wir auch fernerhin nicht immer das leisten können, was wir selbst wünschen, so mögen die Verhältnisse und der enge Rahmen, der einem blos „zürcherischen" Jahrbuche gezogen ist, einen Theil der Mängel wenigstens entschuldigen. Das Interesse und die Geschmacksrichtung unserer Leser sind übrigens, wie wir uns thatsächlich überzeugen mußten, außerordentlich verschiedenartig und wenn wir darum nicht jeden Leser mit jeder einzelnen Arbeit befriedigen können, so hoffen wir doch auch im gegenwärtigen Bändchen für jeden berechtigten Geschmack etwas geboten zu haben. Allen unsern Mitarbeitern danken wir auf's freundlichste für ihre uneigennützige Hülfe zur Erreichung unsers vorgesetzten Zieles, der Leser aber möge uns zur nähern Bezeichnung des letztern noch eine kurze bildliche Andeutung gestatten.

Jeder rechte Zürcher, den man frägt, welcher Theil seiner Vaterstadt ihm am liebsten sei, welcher Anblick ihn bei der Rückkehr aus fremdem Land gleich am meisten „anheimele", wird ohne langes Besinnen das Stück Flußufer zwischen den zwei Hauptbrücken der Stadt nennen. Ist es aber wohl einzig der wundervolle Blick auf

See und Gebirge, dessen man dort über den lieblichen Vordergrund des Bauschänzli's hinaus genießt, welcher bei uns allen eine so entschiedene Vorliebe für jenes kleine Stück Ufer weckt? Wir glauben kaum. Den größern, aber mitunter fast unbewußten Theil daran hat die große Zahl merkwürdiger Stätten und alter Bauten zu beiden Seiten der blauen Limmat, die fast unsere ganze zürcherische Geschichte in's Gedächtniß zurückrufen. Schon See und Fluß selbst als Vermittler des Waarenverkehrs, zu dessen Schutz das römische Kastell auf dem Lindenhof gegründet ward; die Stätte der Wasserkirche, von der Legende als Zeugin der Opfer bezeichnet, mit denen das Christenthum sich seinen Eingang in unser Vaterland erobern mußte; das Frauenmünsterstift, unter dessen mildem Krummstabregiment das junge Bürgerthum sich kräftig entfalten und endlich zu jenem soliden, behäbigen Wohlstand erheben konnte, der sich in den Façaden der Zunfthäuser spiegelt; der Großmünster, darin Zwingli dem nach Wahrheit und Klarheit suchenden Reformationsgeist Ausdruck verlieh; und so weiter hinab bis auf unsere Zeit finden wir eine Kette von Bildern, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden und in uns ein freundliches, heimisches Gefühl erwecken. Jeder von uns, die wir das Glück haben, einem Gemeinwesen mit weit zurückreichender selbständiger Geschichte anzugehören, spürt in höherm oder minderm Grade das anziehende, ja ich möchte sagen poetische eines solchen Zusammenhangs mit der Vergangenheit, auch wenn die politischen und religiösen Ideale derselben für ihn ein überwundener Standpunkt sind.

Haben wir uns dessen etwa als einer kindischen Anwandlung zu schämen? Im Gegentheil. Es liegt ja nicht nur etwas äußerlich anziehendes, sondern auch wahrhaft geistig anregendes und sittlich hebendes in der Rückschau auf die Werke einer frühern Zeit, denn sie veranschaulichen die Arbeit, durch welche unsere Vorfahren erworben

und gelernt haben, was uns jetzt ein ruhiges und behagliches Leben ermöglicht. Wir an unserm Orte möchten durch dieses Taschenbuch gerade dazu mithelfen, den Blick in die Vergangenheit unserer engern Heimath recht vielen denkenden Lesern wieder nahezulegen und ihnen nicht nur die äußern Denkmale, sondern auch das geistige Leben der Vorzeit und den sittlichen Gehalt ihrer Persönlichkeiten vor Augen zu stellen. Wer den Zusammenhang mit der Vergangenheit, welcher wir so viel zu danken haben, fühlt und versteht, der wird auch von der eigenen Verantwortlichkeit gegenüber der Zukunft überzeugt und vor jenem, leider unserer Zeit stark anhängenden Egoismus bewahrt, welcher in der Gegenwart alle Herrlichkeit genießen, der Zukunft hingegen die damit verbundenen Lasten und Kosten überbinden will, ihr aber so ein Bleigewicht an die Flügel hängt, das sie zur Erfüllung der auch ihr gestellten Aufgaben untüchtig macht.

Der gegenwärtige Jahrgang unsers Zürcher Taschenbuchs enthält neben Arbeiten, die künstlerisch und kulturhistorisch das alte Zürich schildern, auch die Lebensbilder von Mitbürgern, welche, auf der Wende zweier ganz verschieden denkender Jahrhunderte stehend, beiden Verständniß und beiden ihre aufopfernde pflichttreue Arbeit für das gemeine Wohl entgegengebracht haben; möge die Schilderung ihrer Thätigkeit nicht nur als ansprechende Unterhaltung, sondern als fruchtbringendes Beispiel von den Lesern erfaßt werden.

Zürich, im Oktober 1878.

Für die Redaktions-Kommission:

Friedr. Otto Pestalozzi.

Erratum:

Im Jahrgang 1878 des Taschenbuches ist S. 83, Zeile 18 von oben „Füßli" statt „Fäsi" zu lesen.

Inhalts-Verzeichniß.

Illustrationen:

Ein Offizier des alten Zürich.

Aufzeichnungen des Obersten und Schanzenherrn
Jakob Christoph Reinacher.

(Ergänzt durch die Mittheilungen eines Familiengliedes und mit erläuternden Anmerkungen versehen von F. O. Pestalozzi.

Die politischen und militärischen Ereignisse der letzten Jahre des vorigen und der ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts, der Revolutions- und Mediationszeit, sind für die Geschichte unsers engern und weitern Vaterlandes von so hoher Bedeutung, daß die Aufzeichnungen eines Mannes, welchen seine militärische Carriere mitten in die Aktion warf, wohl verdienen, einen Platz im Zürcher Taschenbuch zu finden.

Wenn auch Oberstlt. und Schanzenherr Jak. Chr. Reinacher nie eine hervorragende Rolle spielte und, wie hier ausdrücklich bemerkt wird, seine Erinnerungen durchaus nur für den engsten Familienkreis niederschrieb, so enthalten dieselben immerhin eine Menge einzelner, für Zeit und Persönlichkeiten charakteristischer, Züge und beweisen einen treffenden Blick für die militärische Seite der Ereignisse. Die in Aussicht stehende Veröffentlichung der helvetischen Akten dürfte es überdies wünschbar machen, diese Publikationen durch Memoiren einsichtiger und charaktervoller Zeitgenossen zu illustriren und damit zugleich manche Reminiszenzen aus jener bewegten Zeit der Vergessenheit zu entziehen.

Um den schlichten, anspruchslosen Mann ganz so zu geben, wie er sich selbst gab, lassen wir ihn nach einigen einleitenden Notizen seine Erlebnisse selbst erzählen; daß dabei manches Unwesentliche mit unterlaufen mußte, liegt in der Natur der Sache und wird vom gütigen Leser wohl gerne entschuldigt werden.

Jakob Christoph Reinacher, geb. den 14. Januar 1774, war der Sohn des Joh. Ludwig Reinacher, Spezerei- und Ellenwaarenhändler, und der Anna Rüscheler, Tochter des Pfarrer Rüscheler in Horgen. Seine Jugendzeit verfloß sehr ruhig und einfach und bietet außer einigen Erinnerungen aus dem Familienleben wenig von Interesse. Nachdem er die deutsche Schule, die Latein- und die Kunstschule durchlaufen, trat R. als Lehrling in das Geschäft seines Vaters und kam dann anno 1790 in ein Handelshaus nach Lausanne, wo er, obschon sehr strenge gehalten, sich doch gerne aufhielt.

Gegen den Herbst bekam er Landsleute zu sehen, da Genf durch Truppen von Zürich und Bern unter Kommando von Oberst Sal. Landolt*) besetzt wurde. Im Ganzen waren ca. 18,000 Mann deutsche und welsche Truppen an der Grenze aufgestellt. Erst im Dezember, nachdem General Montesquiou seine Armee verlassen hatte und in Genf die förmliche Revolution ausgebrochen war, kehrte das Bataillon Landolt nach Hause. Wegen der am 10. Aug. erfolgten Massacre der Schweizergarden herrschte unter den deutschen Truppen der beste Geist, nicht so unter den welschen, da schon im Jahre vorher die in Folge der französischen Revolution ausgebrochenen Unruhen nur durch deutsche Truppen hatten gedämpft werden können.

Um diese Zeit trennten sich Reinacher's Prinzipale und beide machten ihm günstige Offerten. So gerne er aber mit dem einen derselben nach Genua gegangen wäre, um dort ein Comptoir zu errichten, so überwog doch die Liebe zu seiner Mutter, die ihn zunehmender Kränklichkeit wegen bat zurückzukehren. Nachdem er noch einen Ausflug nach Genf gemacht, wo alles „auf französischem Sansculottenfuß“ eingerichtet war, nahm er von Lausanne Abschied und marschierte über Cossonay, Orbe und Neuenburg nach Biel, wo er 2 Tage bei Verwandten verweilte.

---

*) Siehe die Biographie Landolt's von David Heß. Das zürcher. Kontingent betrug 640 Mann; die ganze aus Zürchern und Bernern zusammengesetzte Besatzung 1600 Mann unter dem Oberbefehl des Welsch-Sekelmeisters Wilh. Bernh. v. Muralt.

Lassen wir nun seine eigenen Worte folgen:

„In dem benachbarten Nydau lag damals das schöne, aus Frankreich zurückgezogene, von der Bernerregierung beibehaltene Regiment Ernst. Besonders wohl gefiel mir die prächtige Artillerie-Kompagnie, welche von dem Hauptmann v. Lutternau kommandirt wurde. Damals kam mir freilich kein Gedanke, daß ich mit diesem Herrn später in so vielfache und angenehme Verhältnisse kommen werde. Den 15. aß ich mit französischen Emigranten in Solothurn zu Mittag und übernachtete in Oensingen. Folgenden Tags traf ich unterwegs einen Mann an, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ, und da er in Schönenwerd einkehrte, so nahm auch ich einen Schoppen. Die Wirthstochter sah mich mit großen Augen an und fragte mich, ob ich am gleichen Tische trinken wolle; als ich dies bejahte, fragte sie mich ganz bedenklich, woher ich denn sei. Im Gespräch vernahm ich dann, mein Begleiter habe 5 Jahre bei Dr. Volmar*) gedient. Nun war das Räthsel gelöst — es war der Scharfrichter von Aarau. Gleichwohl blieb ich bis an diesen Ort in seiner Gesellschaft, wobei ich oft von Vorbeigehenden ganz verwundert angeglotzt wurde. In Aarau machte ich bei Vetter Kramer im Rahnischen Institut einen Besuch und ging dann noch bis Lenzburg.

In der Krone war eben ein Transport Rekruten für den piemontesischen Dienst; der alte Werboffizier hätte mich gerne auch engagirt, sah aber bald, daß da kein Heu dürr werde. Am Morgen beliebte mir ein Winterthurer Lohnkutscher von seiner Chaise Gebrauch zu machen; ich akkordirte mit ihm für einen kleinen Thaler, da er aber in Mellingen noch ein Soldatenweib mit einem Kinde einnahm, so dankte ich ihn in Baden mit einem halben Gulden ab und ging zu Fuß bis Weiningen;

*) Die Familie Volmar versah seit alten Zeiten das Scharfrichteramt in Zürich (theilweise auch in Winterthur, Schaffhausen, Dießenhofen u. a. O.). Ihre Glieder betrieben daneben die Thierarzneikunst, weßhalb man sie wohl später, vielleicht mit einer gewissen Ironie, hie und da Doktor titulirte. Ein Zweig der Familie, der sich wirklich mit der Medizin befaßte, gab den Beruf auf, ließ sich von Kaiser Ferdinand III. 1640 (bestätigt durch Kaiser Leopold 1665) ehrlich und ledig sprechen und nahm den Namen Steinfels an. Näheres siehe Tobler und Egli, Wappenbuch der Stadt Zürich.

daselbst nahm ich ein bescheidenes Mittagessen, wofür mir der Wirth 39 Schillinge forderte; ich dankte ihm für die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er mir einen Schilling weniger als einen Gulden fordere und machte mich auf den Weg nach meinem lieben Zürich.

Nun begann für mich wieder ein ziemlich einförmiges Leben, an welches ich mich zwar bald gewöhnte, obgleich mir der Krämerstand niemals recht gefiel.

Auf Meistertag nahm ich dann die Safranzunft an. Die Kleidung im schwarz buratenen Mantel, seidenen Strümpfen, Haarbeutel, glattem Kragen und den Galanteriedegen an der Seite kam mir zugleich komisch und ehrwürdig vor; die Besuche bei den Herren Zunftmeistern und Rathsherren behagten mir nicht so gut, wie die erste Zunftmahlzeit. Nach Neujahr wurde ich auf die Safran beschieden, um zum Militärdienst eingetheilt zu werden. Alle jungen Bürger mußten mit Stock und Degen erscheinen, man zeigte ihnen an, unter welche Compagnie des Stadtquartiers*) sie eingeschrieben seien und damit war das Geschäft beendigt. Da ich nun keine große Lust zum Gewehrtragen hatte, so bewarb ich mich um eine Feuerwerkerstelle bei der Artillerie-Compagnie, bei welcher mein Vater diente, und erhielt sie.

Ich besuchte nun den Unterricht des Herrn Zeugherr Breitinger, als damaligem Lehrer der Artillerie, und ward in das Feuerwerker-Collegium aufgenommen.**) Durch das Studium der besten damals bekannten Hülfsmittel suchte ich mich so viel als möglich zum Offizier zu bilden und benutzte jede Gelegenheit, so sparsam selbige sich damals

*) Die zürcher. Miliz bestand lt. Militär-Ordnung vom 22. Februar 1770 aus 4 Brigaden oder 20 Regimentern Infanterie, 8 Comp. Artillerie, 8 Escadrons Dragoner, 4 Comp. Jäger. Jedes der 20 Quartiere des Cantons stellte ein Regiment Infanterie oder 2 Bataillons à 5 Komp., wovon eine Frei- oder Auszügerkompagnie. Näheres siehe Dav. Wyß, politisches Handbuch für die erwachsene Jugend. Zürich 1796.

**) Betreffend die damalige Organisation und die Leistungen der Waffe, welcher sich Reinacher mit so großem Eifer widmete, siehe Oberst Rüscheler's Geschichte der zürcher. Artillerie (Neujahrsbl. der Feuerwerkergesellschaft), in welcher R. mit besonderer Vorliebe zitirt wird.

boten, um meine Artilleriekenntnisse zu erweitern. Während dieser Zeit gab ich mir alle Mühe, meine Kameraden dahin zu bringen, vereint mit dem Portenkollegium uns im Bedienen der Kanonen neben der Infanterie zu üben, allein ich fand kein Gehör. Erst als ich den nachmaligen Herrn Oberst Hirzel für diese Sache gewinnen konnte und er durch ein Cirkular dazu aufforderte, kam die Sache in Gang.*)

Diese Uebungen fanden statt bis zur Revolution und die Gesellschaft nahm auch an den Finalübungen theil, mit Zuzug von Artilleristen ab der Landschaft. Anno 1793—94 hatte ich das Zusehen, wie mit unsern Truppen auch Artillerieabtheilungen zur Grenzbesetzung nach Basel marschirten; ebenso im Stäfnerhandel, da unsere Kompagnie nicht auf dem Piquet war. Doch machte ich eine Tour auf dem Kriegsschiff mit und half als Freiwilliger das für ein Bataillon und eine Artilleriekompagnie im Schützenplatz angeordnete Lager abstecken und aufschlagen.

Anno 1796 geschah der berühmte Rückzug des General Moreau aus Deutschland an der Schweizergrenze vorbei. Diese wurde vom Bodensee bis Basel von schweizerischen Truppen besetzt, als General wurde Herr Schanzenherr Fries**) erwählt, der sein Hauptquartier in Stein a./R. nahm. In Eglisau kommandirte der damalige Landvogt Salomon Landolt; dahin wurde eine Abtheilung meiner Kompagnie unter Kommando von Lieutenant Hirschgartner beordert, bei welcher ich als Wachtmeister angestellt wurde. Im heftigsten Regen marschirten wir mit 2 Kanonen von Zürich ab, eskortirt von 10 Dragonern. In Eglisau angelangt, fanden wir neben 4 Kompagnien Infanterie und 1/2 Kompagnie Jäger eine Abtheilung Artillerie von der Kompagnie Horner. Wolf und ich wurden zu einem geizigen Weib einquartirt, deren Mann

---

*) Schon 1777 hatte sich unter Ingenieur Müller die mathematisch-militärische Artilleristen-Gesellschaft gebildet und diese, oder wenigstens ihre jüngern Mitglieder, veranlaßte Reinacher, zu praktischen Uebungen mit dem Pörtler-Kollegium zusammenzutreten.

**) Hr. Casp. Fries, geb. 1739, früher Lieutenant im franz. Regiment Lochmann, 1761 Zwölfer b. d. Meisen, 1768 Schanzenherr, 1778 Obervogt zu Erlenbach, 1803 des kleinen Raths und wiederum Schanzenherr.

als Feldscheerer mit einem Bataillon am Rhein lag. Sie kochte uns unser Fleisch, alles übrige mußten wir bezahlen. Zwei Tage nachher kam der Mann auf Urlaub nach Haus und war über die schlechte Aufnahme, welche uns seine Ehehälfte angedeihen ließ, empört; allein da er am gleichen Tage wieder fort mußte, so blieb unser Traktament gleich schlecht. Wir verlangten ein anderes Quartier und kamen in die Lochmühle, wo wir sehr gut waren. Landolt bewies treffliche militärische Kenntnisse und suchte seine Ansichten auch seinen Untergebenen mitzutheilen; zu diesem Ende hin mußten seine Offiziere ihn nach dem Exerzieren überall hin begleiten, um das Terrain kennen zu lernen, wobei er ihnen erklärte, welche Dispositionen er für die Vertheidigung zu treffen gedenke. Das Exerziren mit unsern Leuten wurde beinahe ganz mir überlassen, da die Herren Offiziere lieber mit ihren Hauswirthen und -Wirthinnen ein Kartenspiel machten. Ein nächtlicher Allarm, von Landolt veranstaltet, gehörte zu seinen zweckmäßigen Uebungen der Mannschaft.

Nachdem die Franzosen sich dem Mittelrhein genähert hatten, also für unsere Grenzen nichts mehr zu besorgen war, erhielten wir Ordre, nach Zürich zurückzukehren. Der ganze Feldzug dauerte 16 Tage. Landolt hielt zum Abschied eine rührende Rede an die Truppen, in gutem Zürichdeutsch, zuweilen mit einem freundlichen Fluche untermischt.

Das Jahr 1797 verfloß ganz ruhig für mich, da zu meinem Verdruß Herr Lieutenant, nachmals Oberst, Hirzel die Herren Rüscheler im Grünenhof und Schultheß im Lindengarten als Wachtmeister zur Besatzung nach Basel nahm, was mich um so mehr ärgerte, als damals die denkwürdige Belagerung von Hüningen vorfiel.

1798 trat die traurige Revolution unsers Vaterlandes ein. Die Ereignisse im Allgemeinen sind zu bekannt und ihre Erzählung eignet sich nicht für mich, daher zeichne ich nur auf, was mich näher berührt.

Meine l. Mutter wurde je länger je mehr kränklich, daher ich sehr an das Geschäft gebunden war. Der Anfang des Jahres erforderte keinen andern Militärdienst, als daß wegen besorgter Ueberfälle durch

das Landvolk, welches von den Franzosen aufgehetzt war, jede Nacht ein Theil der Bürgerschaft in verschiedenen Bereitschaftslokalen bewaffnet versammelt sein mußte, wobei dann gewöhnlich ziemlich viel Wein, aber kein Blut vergossen wurde. Ernstlicher wurde die Sache, als das sämmtliche Militär aufgeboten wurde, dem Stande Bern zu Hülfe zu ziehen. Statt der 40 Kompagnien Infanterie, welche als das erste Sukkursregiment marschiren sollten, konnten mit Noth 12 Kompagnien zusammengebracht werden, welche, in 2 Bataillone formirt, unter den Obersten Meyer und v. Wyß in Begleit von 4 Kanonen abgingen und denen 1 Kompagnie Jäger unter Georg Kramer folgten.

Jetzt bildeten sich auf der Landschaft die Revolutionskomites und der Prügelmontag*) trat ein.

Ich war am Sonntag vorher mit Schirmschreiber Paur zum Besuch im Pfarrhaus Küßnacht, als ein Herr Hausammann von Männedorf dort ankam und die Anzeige machte, es sei in den Komites beschlossen worden, in Masse mit Prügeln bewaffnet in die Stadt zu ziehen, sich der Zeughäuser zu bemächtigen und die Nationalversammlung**) zur Gewährung aller Forderungen zu zwingen. Gleich kehrten wir in die Stadt zurück und erzählten in unserer Sonntagsgesellschaft im Schwarzengarten, was wir vernommen. Es wurde verabredet, daß jeder von uns einen der Stadtdeputirten in Kenntniß setzen solle und dann gelobten wir uns alle, treu aneinander zu halten und wenn der eine oder andere von uns fallen sollte, seine Hinterlassenen treulich zu unterstützen. Am Morgen ergab sich die Wahrheit von Hausammanns Aussage. Aber eben so schnell als die Landleute mit schwarz-gelb-rothen Kokarden und Prügeln versehen ankamen, war die Bürgerschaft ohne allen Lärm unter'm Gewehr; die Artilleristen eilten in's Zeughaus, die Metzger versahen sich mit Morgensternen, das Pörtlerkollegium versammelte sich im Militärschopf, alle Posten wurden mit starken

*) Hirsmontag, 26. Februar 1798.

**) resp. die Landeskommission.

Detachements besetzt und den ankommenden Bauern die Prügel weggenommen und die Kokarden abgerissen.

Nun aber trat eine mühsame Bürgerwache ein; die Wälle wurden mit Kanonen versehen und ich blieb 10 Tage und Nächte auf dem Posten beim Schinnhut mit 2 Kanonen und 12 Mann. Während dieser Zeit fielen die unglücklichen Gefechte um den Freistaat Bern vor, wobei unsere Truppen eine traurige, müssige Rolle spielten und nach einer abgeschlossenen Kapitulation von einer französischen Sauvegarde eskortirt zurückkamen. Gleich darauf rückte ein Korps Landleute, zirka 7000 Mann stark, unter General Schneider Maurer von Adlischweil in der Gegend von Adlischweil, Langnau und Wollishofen zusammen und forderte die Stadt auf, Garnison einzunehmen. Es wurde unterhandelt und eine Kapitulation abgeschlossen, nach welcher eine Garnison von 600 Mann, zu welcher die Stadt 50 Mann zu liefern hatte, gebildet wurde, unter Kommando von Major Wipf von Marthalen*) und Oberstlieut. Meyer**), nebst 50 Mann Artillerie unter Lieut. Hirzel,

*) Hs. Gg. Wipf von Marthalen, seit 1784 Kyburgischer Grafschaftsuntervogt, hatte der alten Regierung als Beamter und Militär bei verschiedenen Anlässen gute Dienste geleistet, zuletzt bei den Stäfner Unruhen, und war damals zum Major ernannt und mit dem Bürgerrecht der Stadt Zürich beschenkt worden. (Die Urkunde befindet sich zufällig im Besitz der Herausgeber dieses Taschenbuches.) Dadurch zog er sich, wie es scheint, allerlei Widerwärtigkeiten seitens der revolutionär Gesinnten zu, denen er aber als beliebter Volksmann und gedienter Militär doch fast unentbehrlich war und die ihn schließlich zur Annahme verschiedener Posten, u. a. des oben erwähnten, veranlaßten. Die heftigen Vorwürfe, welche ihm darüber später von der Stadt aus gemacht wurden, suchte er in einer eigenen, im Februar 1803 geschriebenen, Vertheidigung zu entkräften und that, namentlich auch durch Unterstützung der Stadt während der Belagerung durch Andermatt, sein Möglichstes, die frühere Achtung seiner Mitbürger wieder zu gewinnen. Es scheint nicht, daß ihm dies gerade gelungen sei, indem ein uns zur Hand liegendes Manuskript nach einigen gesalzenen Bemerkungen über seine Carriere beifügt: Er starb, vergessen von Jedermann, in Schaffhausen. Er hatte für einige Zeit die Schloßgüter in Laufen gepachtet und seine Frau zeigte den Fremden gegen eine Vergütung den Rheinfall.

**) Oberst Meyer. Vergl. Joh. Jak. Meyer, Oberst, von Zürich. Einige Erinnerungen aus dem Leben des Seligen. Seinen Freunden gewidmet. Zürich 1820.

und ferner jeder Vogtei 2 Kanonen mit Munition aus dem Zeughaus abgeliefert werden mußten. Meine damaligen Gefühle zu schildern, wäre ich außer Stande; genug, ein Gallenfieber drohte mir das gleiche Schicksal, wie meinem unvergeßlichen Freunde Schinz, den der Schmerz über diese traurigen Ereignisse tödtete. Die einfältigen Versicherungen der Matadoren auf der Landschaft: „Glaubt nur, sicherlich kommt kein Franzos in den Kanton Zürich, wenn die Oligarchen nicht mehr regieren", wurden bald Lügen gestraft, da Schauenburg mit der 76. Halbbrigade und in Begleit von ca. 100 Husaren in Zürich einrückte.

In der Nacht vorher hatten einige Bürger das Pulverhaus hinter'm Pelikan unter Leitung des nachherigen Staatsschreiber Lavater geleert, welche Munition den Schwyzern unter Aloys Reding richtig zukam. Zu rechter Zeit! denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so begann der Angriff der Schwyzer bei Wollerau, wobei die Franzosen bis Richterswyl zurückgetrieben wurden. Von Landleuten am See unterstützt, mußten aber die Franzosen vermöge ihrer Uebermacht und bessern Militärverfassung am Ende Meister werden. Ungeachtet der blutigen Gefechte von Schindellegi und Rothenthurm mußten die Schwyzer sich zu einer Kapitulation verstehen, da der Paß über den Etzel durch die schmähliche Flucht des die Landleute aus der March anführenden Pfarrers Marianus Herzog verloren ging.

Eine der ersten Maßregeln der Franzosen war die Kontribution*), welche den ehemaligen Mitgliedern der Regierung auferlegt wurde. Es war dies die schändlichste Ungerechtigkeit, denn was vermochten sie sich dessen, daß sie als Bürger von Zürich geboren und von ihren Mitbürgern erwählt wurden. Bei der Bürgerschaft herrschte herzliche Theilnahme und viele steuerten freiwillig beträchtliche Summen bei, auch mein Vater gab fl. 200.

Die Kanonen, welche die Landleute vor Kurzem mit großem Jubel und vielem Pomp mit militärischem Begleite abgeholt hatten, mußten

*) Drei Millionen Livres.

auf Befehl des französischen Generals wieder in's Zeughaus zurückgebracht werden. Da dies mit dem bescheidenen Geleite von einem Dragoner geschah, so machten sich die Zinngießergesellen in der Nachbarschaft das Vergnügen, jedesmal wenn wieder Kanonen zurückgebracht wurden, mit Nürnberger Trompetchen eine fürchterliche Musik zu machen.

Nachdem die Franzosen eingerückt waren, wurde ich aufgefordert, das Kommando über einige Piecen, welche nach Richterswyl gesendet wurden gegen die tapfern Schwyzer, zu übernehmen, ich antwortete aber, ich sei noch nie Offizier gewesen und wünsche es unter gegenwärtigen Umständen auch nicht zu werden. Das Kommando wurde Bürger Kapitän Heß übergeben.

Die Einführung der helvetischen Regierung war dem Einzug der Franzosen vorangegangen, die Eidleistung auf die neue Verfassung*) aber geschah unter dem Donner der Zürcher Kanonen, bedient von französischen Kanonieren in ganz zerlumpten Uniformen, welche grell genug gegen die theatralischen Kostüme der beschärpten Mitglieder der neuen Behörden abstachen. Das allgemeine Essen auf dem Lindenhof, welches die Munizipalität veranstalten mußte, wurde herrlich mit Regen begossen und mir schweben immer noch die schwimmenden Pasteten vor.

Schon ehe die Franzosen ankamen, hatte die helvetische Regierung Fr. 200,000 aus dem Schatz von Zürich holen lassen, wodurch die Höngger, welche so sicher auf die Vertheilung desselben zählten, daß einige sogar Geld darauf entlehnen wollten, überzeugt werden mußten, sie werden nichts davon kriegen. Wie groß war aber die Konsternation, als die Franzosen den Schatz völlig leerten und auf vielen Munitionswagen fortführten! **)

Die Unterjochung der heldenmüthigen Nidwaldner war noch das wichtigste Ereigniß in diesem Jahr, und in der Unterstützung der Un-

---

*) Donnerstag 16. August.

**) 8. Juni.

glücklichen zeichnete sich das vielgeprüfte und gebrandschatzte Zürich doch vor allen andern Orten aus.

So kam das Jahr 1799 heran und der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich brach wieder los.

Die helvetische Regierung beschloß die Errichtung eines stehenden Korps von 4 Mann auf 1000 Seelen und von 6 Halbbrigaden Hülfstruppen für Frankreich.*) Dabei sollte die Miliz in Eliten und Reserve organisirt werden. In Folge dessen mußte auch ich, da ich das 25. Jahr zurückgelegt hatte, im Schützenplatz erscheinen, um mich unter die Eliten einschreiben zu lassen. Zwei Monate vergingen aber über der Ernennung der Offiziere und der Eintheilung in verschiedene Korps.

Am 6. April wurde ich aufgefordert, ungesäumt im Steinhaus**) zu erscheinen. Daselbst angekommen, fand ich Bauherr Scheuchzer***), alt Zunftmeister Wegmann†) und Agent Ludwig Schweizer††) bei Statthalter Pfenninger†††) versammelt. Scheuchzer als Kriegsraths-

---

*) Sie war hiezu nach Schutz- und Trutzbündniß vom 19. August 1798 verpflichtet. Der die Aushebung näher ordnende Auxiliar-Traktat datirte vom 30. November; beides zu finden in den monatlichen Nachrichten schweizer. Neuheiten. Vom Volke wurden die 18,000 Mann helvet. Auxiliartruppen spottweise die Achtzehnbözler und Höllvetier genannt.

**) Das Steinhaus (ehemalige Staatskanzlei) war 2 Jahre vor der Revolution für die Rechenschreiberei gekauft worden, diente seit Mai 1798 dem Regierungsstatthalter Pfenninger als Amtswohnung und enthielt auch die Lokalitäten für das Kantonsgericht.

***) Joh. Jak. Scheuchzer, geb. 1734, früher in niederländ. Diensten, 1779—98 des Raths und Oberst des Succurs-Regiments, 1783 Bauherr, später auch Statthalter des Kantons Baden, 1808 wiederum Stadtrath und Bauherr † 1810.

†) Joh. Wegmann, geb. 1742, Metzger, 1782 Zunftrichter und Obervogt zu Rümlang, 1790 Obervogt in Meilen, 1798 Kantonsrichter und Mitglied des Kriegsrathes, 1799—1800 helvet. Senator, zog nachher nach München, starb aber in Zürich 1815.

††) Schweizer, 1798 Agent der 2. Sektion, ein Mann von zweifelhafter Moralität, der später auch finanziell ganz herunterkam und 1834 in Konstanz starb.

†††) Ueber Statthalter Kaspar Pfenninger, den nachherigen Regierungsrath, siehe dessen von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung. Zürich 1835. Minder günstige Notizen über seine Thätigkeit als helvet. Regierungsstatthalter finden sich in fast allen von Stadt-

präsident zeigte mir an, man habe mich als einstweiligen Artillerie-Kommandanten erwählt und habe ich mich deßhalb Tags darauf nach Andelfingen zu begeben und von Bürger Ruppert*), Brigadechef, Anweisung zu empfangen. Ich stellte ihnen vor, daß ich einziger Sohn eines betagten Vaters sei, meine Mutter an der Wassersucht schwer darniederliege und die Berufsgeschäfte einzig auf mir lasteten.

Man fragte mich: „Seid Ihr verheirathet?" — „Nein." — „So seid Ihr Elite und vor Allem dem Vaterland zu dienen schuldig. Entweder geht Ihr heute noch zu Bürger Heß**), um Euer Brevet als Oberlieutenant abzuholen und Instruktion zu vernehmen oder morgen werdet Ihr durch Gensdarmen als Gemeiner abgeführt.

Mit diesem tröstlichen Bericht kam ich nach Haus. Meine gute Mutter blieb auch hier standhaft und sagte: „In Gottes Namen, so gehe lieber als Offizier, du hast doch eher Gelegenheit, nach Gesinnung zu handeln, als wenn du als Soldat dienen müßtest."

Ich holte also mein Brevet, wurde noch von Bürger Heß auf einige Positionen von Stein bis Ellikon an der Thur, so weit ich das Kommando übernehmen sollte, aufmerksam gemacht, packte in der Nacht ein kleines Felleisen und marschirte folgenden Tags nach Andelfingen. Dort fand ich den Brigadechef Ruppert vor, der mir die Vertheilung

---

zürchern verfaßten Schilderungen jener Zeit und auch Paul Usteri, dessen „verklärtem Geist" Pfenninger seine Memoiren widmete, fand dessen Wahl zu dem heikeln Posten eines Statthalters in Zürich höchst unglücklich.

*) Sal. Ruppert, geb. 1741, ehemals Instruktor und Adjutant beim Militär-Kollegium, war geleisteter Dienste halber 1795 mit Wipf als Bürger aufgenommen worden, schloß sich dann aber, wie viele andere Militärs, der Revolutionspartei an, ward 1798 Distriktsrichter, 1802 helvet. Arrondissements-Kommandant und Kantonsrichter bis 1803. Er starb 1805 ohne männliche Deszendenz. Sein Schwiegersohn war Oberst Hausheer, Instruktor der zürcher. Miliz bis 1832.

**) Ludwig Heß, geb. 1760, gest. 1800, der bekannte Landschaftsmaler, von Beruf eigentlich Metzger, war 1795 des Raths geworden, 1797 Kapitänlieut. der Artillerie. Er gehörte zu der damaligen freisinnigen Partei, doch ist es immerhin auffallend, daß er sich in den Kriegsrath wählen ließ, dem neben andern gehässigen und gewaltthätigen Maßregeln auch die Ausführung der berüchtigten Geißel-Aushebung zufiel.

der anwesenden Artilleristen diktirte. Da ich zufällig den Kommissär Högger traf, so fragte ich denselben über die veranstaltete Verpflegungsart aus, erhielt aber zur Antwort, es sei gar keine Verpflegung eingerichtet, er habe nichts als ein wenig Geld zu Vorschüssen.*) Ich dachte, wer weiß, wann du von der Regierung Sold erhältst und verlangte von ihm einen Monatsvorschuß, den er mir auch mit Fr. 80 bezahlte.

Da meine Mutter eine Verwandte von Pfarrer Veit war, so ging ich direkt in's Pfarrhaus und bat um Quartier, was mir um so bereitwilliger zugesagt wurde, als der Herr Pfarrer von einem soeben angekommenen Bataillon vom See Einquartirung erwartete und mich vorzog. Abends langten 8 Wagen mit blessirten Franzosen an; durch Zureden des Herrn Pfarrers konnten wir endlich ein paar Männer bewegen, beim Unterbringen derselben in die Schulstube Hilfe zu leisten. Ein französischer Offizier, der bei Hrn. Dr. Escher im Schloß logirte, dieser selbst und meine Wenigkeit mußten aber fast alles selbst besorgen. Die gute Frau Pfarrerin brachte Linge und ein Feldscheerer vom See, der sich Anfangs weigerte, half Hrn. Dr. Escher die Blessirten nothdürftig verbinden, wofür sie sehr dankbar waren. Meine Hände hatten von der Berührung derselben einen so schrecklichen Geruch bekommen, daß ich denselben erst nach mehreren Tagen verlor, da die armen Teufel 4 Tage nicht verbunden worden waren. Folgenden Tags ging ich nach Rheinau, um daselbst einen Haab abzulösen, der sich selbst Hauptmann nannte, vorher Wachtmeister bei der Zürcher Artillerie gewesen war, nun als Lieutenant anderswohin gesendet wurde und mir seine Mannschaft und 3 Kanonen übergeben mußte. Ich wurde mit meinen Leuten, einer Kompagnie vom Bataillon Müller von Flaach und 1 Kompagnie Franzosen von der 50. Halbbrigade im Kloster, eine zweite Kompagnie Franzosen im Städtchen einquartiert. Von Ruppert erhielt ich nun den

---

*) Eine leidige Illustration zu dem offiziellen „Sold- und Rationentarif", wöchentl. Nachrichten schweiz. Neuheiten, 8. April 1799.

Befehl, mich nach Feuerthalen zu begeben und daselbst das Kommando der dort sich befindenden 2 Kanonen zu übernehmen. Nachmittags begab ich mich dorthin; als ich durch Uhwiesen kam, hörte ich nahe Kanonenschüsse; gleich vor dem Dorf begegneten mir schon einige Flüchtlinge einer Kompagnie vom Bataillon Müller und bald ein ganzer Schwarm von der Besatzung von Feuerthalen, die aus 3 Kompagnien von diesem Bataillon und einer Scharfschützen-Kompagnie vom linken Seeufer und Knonaueramt bestand.

Auf meine Frage, warum sie so davonlaufen, erhielt ich zur Antwort, sie wollen es die Franzosen und ihre Anhänger ausmachen lassen.

Die Grenadierkompagnie Götz und die Scharfschützen hielten Stand und thaten den Oesterreichern starken Abbruch. Ich eilte nach Feuerthalen; auf der Höhe ob diesem Ort angelangt, fand ich die ersten Blessirten am Bord der Straße hingelegt. Ein heraufkommender Offizier, den ich nach den 2 Zürcherkanonen fragte, sagte mir, sie seien von Kommandant Müller nach Flurlingen beordert worden. In diesem Moment brach in Feuerthalen von einer eingeworfenen Haubitzgranate Feuer aus; ich kehrte zurück, eilte durch den Rebberg nach Flurlingen hinunter, wobei ich von den österreichischen Artilleristen mit Extrakugeln begrüßt wurde, die sehr nahe bei mir vorbeiflogen, welche Ehre ich mit Niemandem theilen konnte, denn weit und breit war sonst Niemand zu sehen, bis ich in Flurlingen anlangte, wo man mir das Haus von Kommandant Müller zeigte. Diesen fand ich in kompleter Uniform in seinem Zimmer auf dem Sopha sitzend. „Um Gottes Willen“, fragte ich ihn, „wie können Sie so ruhig hier sitzen, während Ihre Leute im Feuer oder geflohen sind?“ Er antwortete, er sei soeben heimgekommen, hier sei doch nichts mehr zu thun, er habe die 2 Kanonen hinter die Trotte, welche er mir zeigte, postirt und wenn ich mich dahin begebe, so werde er bald nachkommen. Die Kanonen nebst einem Caisson fand ich wirklich hinter der Trotte sehr gut plazirt, um nichts zu thun; die Bedienung bestand aus Reservekanonieren von Marthalen und Umgegend. Es mochte zwischen 3 und 4 Uhr sein, als ich bei ihnen ankam. Da

zeigte sich mir das traurigste Bild des Krieges; die Straße bedeckt mit Flüchtlingen aus Feuerthalen, Vieh vor sich hertreibend, alles beladen mit den besten Habseligkeiten, untermischt mit meistens durch Kanonenschüsse Blessirten, theils durch Kameraden auf Flinten, Leitern oder Brettern getragen, die braven französischen Marketenderinnen den abgeschossenen Stumpf im Schnupftuch haltend, sorgfältig nebenhergehend. Dann wieder vorrückende französische Kompagnien; im Hintergrund das schreckliche Feuer von Feuerthalen und der schönen Schaffhauserbrücke. Meine Kanoniere lagen die meiste Zeit am Boden, gedeckt durch die Trotte, vor uns über im Bohnenberg 26 österreichische Kanonen und Haubitzen von schwerem Kaliber. Oft zersprangen Granaten in unserer Nähe und Stücke flogen über uns weg, jedoch ohne Schaden. General Paillard ritt vorüber und fragte mich: „Pourquoi ne faites vous pas feu?“ Ich antwortete ihm: „parce que je le trouve inutile de répondre avec 2 pièces de 4 livres à nombre de pièces de gros calibre, placées à une distance que je ne pourrais atteindre de bas en haut. D'ailleurs jai peu de munition et mon feu attirerait le feu ennemi sur le village là-bas,“ worauf er erwiderte: „vous avez raison“, und weiter ritt. Bald nachher kam Statthalter Tobler von Schaffhausen*) im vollen Costume begleitet von Kantonsrichter Vogel**) zu Fuß hergelaufen und fragte mich, warum ich nicht schieße; ich entgegnete ihm: „weil ich nicht unnützer Weise das Feuer auf Flurlingen zuziehen will, es ist doch wohl genug an Feuerthalen.“

---

*) Joh. Tobler, früher in französischen und holländischen Diensten, 1794 Amtmann in Schaffhauserhaus, 1798 Unterstatthalter in Zürich, 1799 Regierungsstatthalter in Schaffhausen und Regierungskommissär im Thurgau, Platzkommandant zu Bern und Chef der Wache der obersten Gewalten.

**) Kantonsrichter Dav. Vogel beim gelben Hörnli, geb. 1760, Zuckerbäcker von Beruf, hatte vor der Revolution als Artillerielieutenant die 1792er Besatzung in Basel mitgemacht, 1798 war er Mitglied der zweiten Landesversammlung, nachher Kantonsrichter, 1803 des kleinen und großen Rathes, in welch' letzterem er bis 1831 blieb.

Während dieses pourparler mochten die Oesterreicher durchFerngläser den Statthalter in seinem Schmuck mit Schärpe erkannt haben; es schlugen 9=pfündige Kanonenkugeln und Haubitzgranaten ganz nahe neben uns ein, zugleich kam ein Weinländerdragoner in vollem Galopp daher gesprengt und rief: „Sie kommen herüber!“ Tobler und Vogel, nicht überlegend, daß ja die Schaffhauserbrücke abgebrannt sei und die Oesterreicher daselbst gewiß keine Schiffbrücke schlagen könnten, machten gewaltig lange Beine gegen Uhwiesen zu und ich hatte Mühe, meinen Kanonieren begreiflich zu machen, daß der Dragoner ein Hase sei, der nur seine Flucht bemänteln wolle.*) Da aber die Pferde der einen Piece gegen Uhwiesen gekehrt waren, so glaubten einige Franzosen, dieselbe sei zum Abmarsch bestimmt, und wollten durchaus einen armen Kameraden, dem beide Füße abgeschossen waren, auf die Kanone legen, was ich nur dadurch verhindern konnte, daß ich die Pferde umwenden ließ. Abends gegen 5 Uhr kam Ruppert geritten und polterte mich an: „Potz Donner! warum gebt ihr nicht Feuer?“ ich fragte ihn, wohin? er sagte: „das ist eine dumme Frage, wenn man so viel Artillerie gegenüber aufgepflanzt sieht“; ich bemerkte ihm, die Stellung und Distanz verhinderten jede Wirkung, ich sei eben im Begriffe gewesen, eine Piece auf die Buchhalden genannte Anhöhe abführen zu lassen, wo man den Rhein der Länge nach beschießen könne. Er rief aber: Nichts, nichts, vorwärts! ich will euch schon einen Posten anweisen. Unter erneuertem Feuer der feindlichen Batterien ging's im Trab auf

---

*) Eine charakteristische Anekdote betreffend die Bravour von vielen jener zusammengestoppelten Eliten berichtete in den gleichen Tagen Frau Meyer=Hirzel an ihren Bruder, den deportirten Seckelmeister Hirzel zum Reh, nach Basel: „Auch war er (der Bediente der Frau Meyer=Hirzel, der ebenfalls Dienst thun mußte und für ein paar Stunden mit Gefangenen nach Zürich gekommen war) allerdings unter denen, welche letzthin bei Eglisau ihr Heil in der Flucht gesucht hatten; allein nur bis Bülach trug ihn der Schrecken, und wir konnten es alle nicht über's Gewissen bringen, dem armen Kerl auch nur einen Vorwurf zu machen, denn ganz treuherzig sagte er: „„Ich kann einmal jetzt noch nicht begreifen, was das liebe Vaterland davon gehabt hätte, wenn ich stehen geblieben wäre und mich hätte todtschießen lassen.““

der Straße gegen Feuerthalen zu. Hinter der ersten Trotte aber stand eine französische 8=pfündige Piece, kommandirt von Oberlieut. Müller von Straßburg. Dieser hielt Ruppert und den Zug an und fragte, wohin wir wollten, worauf ihm Ruppert erwiderte, er wolle diesen 2 Kanonen einen Platz anweisen, wo sie thätig sein könnten. Müller entgegnete, er sehe doch, daß er mit seinem 8=pfünder sich schweigend decke, damit es ihm nicht gehe, wie dem andern 8=pfünder, den er uns in der Nähe demontirt zeigte; namentlich sei es lächerlich, mit 4=pfündern erwidern zu wollen. Ich machte nochmals auf die Buchhalden aufmerksam, da ich nicht einsehe, wo sonst etwas zu thun wäre. Da Müller mir beipflichtete, so gab mir Ruppert mürrisch den Befehl, diesen Posten einzunehmen. Ich ließ in einer Wiese umwenden und nun gings unter dem heftigsten Feuer im vollen Lauf nach der genannten Anhöhe. Ein Glück für uns war es, daß mittlerweile ziemliche Dunkelheit eintrat, welche die Oesterreicher am Zielen hinderte, sonst hätte uns ihr Feuer mehr als unangenehm werden können. Kaum angelangt, sandte ich den Wachtmeister Manz mit 3 Mann nach Uhwiesen, um Stroh zu holen; der Fourier war schon dahin abgegangen und brachte in eigener Person das der Mannschaft auf 2 Tage zukommende Fleisch und da er im Dorf bekannt war, so hatte er sich auch einen Kupferhafen verschafft, den ihm ein Knabe nachtrug; es wurde Holz gehauen und um 9 Uhr war abgekocht. Unterdessen ging ich an die Straße hinunter, um Erkundigungen einzuziehen, da kam gerade eine Grenadierkompagnie unter Kommando von Hauptmann Häberling (nachherigem Mitglied der Verwaltungskammer und im Aufruhr von 1804 vom Kriegsgericht zum Erschießen verurtheilt) zu unserer Bedeckung an. Ein besonderer Zufall war es, daß gleichzeitig sein Vetter gleichen Namens, dem als Jäger bei Feuerthalen beide Beine abgeschossen worden, von seinen Kameraden vorbeigetragen wurde.

Die Nacht ward bei dem in einer Vertiefung angezündeten Feuer passiert. Am Morgen begab ich mich nach Uhwiesen und suchte ein Frühstück zu bekommen, konnte aber nur zu einem Glas Wein gelangen,

das mir die im Wirthshaus befindlichen französischen Offiziere mittheilten; man sprach von den gestrigen Vorfällen und alle rühmten unsere Jäger und die Grenadierkompagnie Götz vom Bataillon Müller. Wieder in meinem Bivouak angelangt, ließ ich Holz schlagen und eine Barrake bauen. Nachmittags kam ein französischer Stabsoffizier, der die Auswahl meiner Position gutheiß und mich aufforderte, dieselbe mit einer Barbette zu versehen. Ich begab mich nach Uhwiesen, requirirte 20 Bauern mit dem erforderlichen Geschirr und steckte die Barbette ab. In der Nacht arbeitete alles an der Ausführung; ich mußte aber die meisten Böschen der Bekleidung selbst legen, da die Kanoniere es lange nicht recht machen konnten. Am Morgen kam ein Kanonier von Rheinau und brachte mir einen Zeddel von dem in meiner Abwesenheit kommandirenden Wachtmeister Gut, worin er mir meldete, ein französischer General habe ihm befohlen, 2 Batterien aufzuführen; da er nun gar nichts davon verstehe, so bitte er mich, zurückzukommen. Ich ertheilte dem Wachtmeister Manz noch so gut als möglich Instruktion zur Beendigung unserer Barbette und ritt nach Rheinau. Der Batteriebau ging dort viel besser von statten, da ich einen geschickten Holzarbeiter und überhaupt gewandtere Mannschaft hatte; doch mußte ich auch hier das Böschenlegen hauptsächlich selbst besorgen. Zu den Bettungen fand ich genug schickliches Holz von der abgebrochenen Rheinauerbrücke. Noch war ich aber nicht fertig, als ich einen Besuch von Lieutenant Zeller von Hirslanden erhielt, der mit 2 Piecen in Ellikon a. d. Thur postirt war und mich ersuchte, ich möchte ihm doch bei Errichtung einer Batterie behülflich sein, da er damit nicht zu Stande komme. Als ich mich in Ellikon einfand, hatten die guten Leute 5'' starke Faschinen auf den Boden gebunden und wollten solche ohne vorheriges Abstecken beim Aufführen auf einander nageln; ich steckte ihnen die Batterie ab, zeigte ihnen, wie die Faschinenbänke anzulegen seien, gab Herrn Lieutenant die nöthigen Anweisungen und ritt nach Rheinau zurück. Ein sehr unangenehmer Zuwachs erwartete mich daselbst, indem ein Feldweibel, Namens Suter von Langnau, von der Kriegskommission meinem

Detachement zugesandt wurde; ich hatte hinlängliche Beweise dafür, daß dieser heftige Jakobiner angewiesen war, von meinem Thun und Lassen Bericht zu erstatten, indessen befanden sich unter meinen Leuten mehrere heimlich der alten Ordnung der Dinge treu ergebene, welche mich zeitig genug darauf aufmerksam machten. Gerade als ich mit meiner Arbeit fertig war, kam General Desenfant mit Lieutenant Müller und beide fanden dieselbe vortrefflich. Bis zum 10. Mai forderte mir Niemand weder Etat noch Rapport ab. Die Parole erhielt ich von dem fränkischen Kommandant von Rheinau und hielt mich gänzlich an ihn, so wie ich auch mit den fränkischen Offizieren allen auf freundschaftlichem Fuße stand, während die Infanterieoffiziere von ihnen ziemlich verächtlich behandelt wurden. Mein Aufenthalt in Rheinau war sehr angenehm; ich stand mit den Herren Patres auf bestem Fuße und hatte für keine Verpflegung zu sorgen, da alle meine Leute einquartiert und vom Bürger genährt wurden und ich an der Klostertafel aß. Anfangs Mai erhielt ich, wie alle andern Artillerie-Detachements, 3 französische Kanoniere vom 1. Regiment mit dem Auftrag, durch dieselben meine Kanoniere unterrichten zu lassen und sie nie bei ernstlichen Anlässen als Pointeurs zu gebrauchen. Es waren sehr bescheidene Leute, die sich verwunderten, als sie meine Leute, die ich täglich tüchtig gedrillt hatte, exerzieren sahen, und nicht begreifen konnten, daß man allein aus den Büchern das französische Exerzitium lernen könne. Als ihr Kommandant, Lieutenant Müller, 3 Tage später nach Rheinau kam und bei unserm Exerzieren sah, daß meine Leute den Wischer in einem Zug ebenso leicht ein und aus bewegten als die seinigen in zweien, fand er, dieselben seien hier unnütz und schickte sie sogleich zurück. Am 19. Mai Nachts kam die Ordre, auf der Straße nach Andelfingen zurückzumarschieren, in Folge des Angriffs der Oesterreicher von Bündten und von Konstanz her. Der Abzug wurde in größter Stille vollzogen, damit die uns gegenüber liegenden Rothmäntel nichts davon merkten. Nach Mitternacht wurde auf der Höhe ob Andelfingen Halt gemacht. Ein französischer Hauptmann gab mir ein Gläschen Schnaps, das mir

sehr wohl that. Mittlerweile langten Meier, Simmler, Zeller und Mahler an. Letzterer war unterdessen vom Statthalter zum Hauptmann ernannt worden, gegen welche Wahl ich protestirte. Um 2 Uhr erhielt das ganze Korps Befehl nach Rorbas zu marschieren und nahm, dort angelangt, Position zur Vertheidigung der Tößlinie. Vor uns am Abhange unter unsern Kanonen bivouakirten 6 Kompagnien französische Grenadiere. Ich kaufte in der Lochmühle 2 Schinken für mein Detachement und legte mich dann unter einen Caisson, um zu schlafen, bekam aber rasende Zahnschmerzen und hatte am Morgen einen stark geschwollenen Backen. Wir erhielten Ordre nach Kloten zu gehen, daselbst wurde ein Park formirt aus 8 Piecen reitender und ebenso viel französischer Fußartillerie nebst zirka 20 Schweizerkanonen. General Paillard, der in Kloten kommandirte, ließ mir durch Lieutenant Müller sagen, er schicke alle Zürcher Artillerie in den Park nach Zürich, ich aber müsse mit 4 8-pfünder Kanonen dableiben und könne mir einen Unterlieutenant und die Mannschaft auswählen. Ich bemerkte Müller freimüthig, er wähle unter allen den schlechtesten Patrioten aus und würde mir bei meinen Zahnschmerzen den größten Gefallen thun, wenn er mich nach Zürich zurückschicken würde; er lachte mich aus und meinte, er sei vielleicht kein besserer Patriot als ich, aber einmal da, und so solle ich jetzt nur auch denken; der General habe ihm befohlen, den Fähigsten auszuwählen, mit den andern wisse er nichts anzufangen. Da nun alles nichts half, so behielt ich Zeller und seine Mannschaft nebst der meinigen, versorgte mich mit allem nöthigen, Feldkesseln, Aexten, Schaufeln, Bickeln, Gerteln rc. und außer den Caissons mit einem Schaffhauser Bagagewagen und bezog eine Position vor dem Hölzchen ob dem Gut zum Keller, vor der Straße von Embrach über. Der Nachmittag wurde damit zugebracht, eine große hufeisenförmige Barrake zu bauen, worin die ganze Mannschaft Platz hatte. Abends wurde nebst Fourage noch so viel Stroh gefaßt, daß ich den Offizieren des Bataillon Müller, die auch neben uns lagerten, davon mittheilen konnte. Ein Chasseuroffizier, den ich kannte, hatte die Scheune mit dem requi-

rirten Stroh unter seiner Verwaltung. 2 Bataillone der 50. Halbbrigade lagerten sich links und 1/2 Kompagnie reitende Artillerie mit 4 Piecen rechts von uns. Tags darauf marschirte die Infanterie gegen Embrach zu und zündete beim Abmarsch das Hölzchen an. Meine Kanoniere bemühten sich, dem Feuer durch Umhauen der Tannen Einhalt zu thun, allein mit geringem Erfolg, da wir zu wenig Aexte hatten. Ich ließ eine ziemliche Zahl Kupfergeschirr, das die Franzosen im Hölzchen zurückgelassen hatten, an einen Haufen bringen und den Agenten in Kloten auffordern, dasselbe abholen zu lassen, was dann auch geschah und wofür ich mir einen Schein ausstellen ließ. Nachher erfuhr ich, daß das Kupfergeschirr in Wülflingen und Neftenbach geplündert worden sei. Abends marschirte das Bataillon Wiser, von Bülach kommend, durch Kloten über Bassersdorf ab. Den 22. wurde die Barrake vollendet. Abends wurden von Bülach her gegen 100 Uhlanen, die bei Bülach gefangen worden, nach Zürich abgeführt. Man hörte gegen Eglisau und Kaiserstuhl Groß- und Kleingewehrfeuer.

Den 24. näherte sich das Feuer über Embrach her. Stündlich glaubten wir die Oesterreicher die Lufingerhöhe herabkommen zu sehen und in's Feuer zu kommen, und schon glaubte mein Lieutenant, seinen Leuten mit Schnaps aufwarten zu müssen, was ich aber untersagte.

Tags vorher geschah das Treffen bei Frauenfeld, in welchem General Weber*) von Bern und Grenadierhauptmann Denzler von Zürich blieben und das Bataillon Wiser unter Kommando von Major Meyer**) und Adjutant Arter sich brav schlug. In der Nacht mußte das Bataillon Müller und meine Batterie nach dem Seglingerfelde.

---

*) Ueber General-Adjutant Weber von Bern siehe Berner Taschenbuch Jahrgang 1867.

**) Major Heinrich Meyer in Stadelhofen, 1802 Commandant des Freicorps, des großen Raths bis 1830. Anno 1799 gab er einem bei ihm einquartirten franz. General, der sich über das altmodische Aussehen der Zimmer und der zürcherischen Häuser überhaupt beklagte, zur Antwort: „Ja, die alten Gebäude sind noch da, wollte Gott, die alten Sitten wären noch d'rin, dann wären wir frei!“

Daselbst fanden wir 2 sehr gut gebaute Schanzen und dahinter vortreffliche von den französischen Sappeurs angefertige Barraken. Ich ging nach Seglingen und fand da alles in einem traurigen Zustande von der Affaire vom 12. Mai her, da Hirschgartner zuerst mit seinen Leuten von seinen Kanonen und dann das Bataillon Wiser über Hals und Kopf nach Zürich geloffen. 3 Häuser waren abgebrannt, viele stark zerschossen, das Schloß inwendig ganz ruinirt. In der Lochmühle, wo ich ein Glas Wein trank, waren die Fenster zerschossen und im ganzen Zimmer herum Löcher von Kugeln. Doch machte ich im Schloß noch einen guten Fund, nämlich ein neues Aufzugseil, das ich mitnahm und daraus ein fehlendes Schlepptau für einen 8-pfünder ersetzte. Eben kam der Fourier zurück mit der Nachricht, es sei nirgends etwas Eßbares aufzutreiben. Bei meinem Ordinaire behalfen wir uns mit einem verschimmelten Kommisbrod, das im Bagagewagen gefunden wurde und welches mit einem Stück Speck, das einer der Kanoniere weiß Gott wie lang im unsaubern Sack herumgetragen, eine herrliche Suppe für uns 14 Mann gab.

Am 26. Morgens erhielten wir Ordre, in's Lager von Kloten zurückzugehen. Ich war nicht wenig in Verlegenheit, da die Trainpferde nach Glattfelden zum Tränken abgegangen und noch nicht zurück waren, als die Infanterie und die wenigen in Seglingen postirten Chasseurs bereits abmarschirt waren. Endlich kamen die Pferde, schnell ward angespannt und im Trab zurückgefahren. Auf dem Rückmarsch begegneten wir einer Kolonne von Rorbas herkommender französischer Infanterie, von welcher die meisten Kroatenstutzer, die sie von einer bei Hettlingen abgeschnittenen Abtheilung erbeutet hatten, mit sich trugen. Ich kaufte 2 davon für Fr. 16. Im Lager angelangt, fanden wir unsere Barrake von der französischen reitenden Artillerie besetzt und mußten daher wieder bivouakiren. Mahler, der seit Rorbas sich immer bei Ruppert aufhielt, seine Kommandantenstelle aber nirgends valiren gemacht hatte, besuchte mich am Morgen und ich fragte ihn, ob er statt meiner 2 Tage für die Leute sorgen wolle, da ich meine auf dem

Todtbett liegende Mutter besuchen möchte. Er erklärte sich hiezu bereit und ich fragte Ruppert um 2 Tage Urlaub, die er mir bewilligte. Von einem treuen Kanonier begleitet, der meine beiden Stutzer trug, eilte ich nach Zürich.

Unvergeßlich wird mir die Freude sein, die meine gute kranke Mutter hatte, mich wieder gesund zu sehen. In Zürich erfuhr ich, daß gestern Lieutenant Nüscheler mit seinen 2 mit Stieren bespannten Piecen eingerückt sei und daß alle meine Kollegen an der Ausräumung unserer Zeughäuser helfen mußten, so daß ich mein Loos beinahe wieder vorzog. Die Prahlereien der Jakobiner fanden nicht mehr viel Glauben. Eben als ich auf den Hirschengraben kam, wurde dort ein Bataillon vom See gemustert und von Statthalter Pfenninger harauguirt, wobei ich mich deutlich der Worte erinnere: „Unsere tapfern Verbündeten, die Franken, haben die Despoten und Sklavenknechte bis an die Donau zurückgetrieben", — während die Armee die Linie der Töß und Glatt besetzt hielt und gerade in diesem Moment eine Reihe Wagen mit Blessirten das Halseisen herunterkam.

Mit etwas Geld versehen, reiste ich den zweiten Tag wieder ab und erfuhr bei meiner Ankunft in Kloten, daß die Nacht vorher der Knecht von Junker Escher von Berg mit 4 Pferden unserer Bespannung desertirt sei. Am 27. brach plötzlich die 50. Halbbrigade mit der reitenden Artillerie auf und steckte ihr Lager in Brand. Wir bemühten uns zu löschen, konnten aber kaum die Barrake retten und mußten sogar mit den Wagen fliehen. Den 29. Mai um 2 Uhr Morgens kam Mahler zu mir und brachte die Nachricht, ich solle mit allem nach Stadel aufbrechen, äußerte aber dabei, wir könnten ja auch nach Zürich gehen; ich antwortete ihm, wenn er mir das sage, werde ich gewiß das letztere thun und traf sogleich Anstalt hiezu, was freilich in der Nacht nicht so leicht war, da wir 4 Pferde zu wenig hatten. Beim Abmarsch zerbrach das eine Rad an einem Munitionskarren; ich schickte in's Dorf mit dem Maß der Stäbe und ließ ein anderes Rad requiriren, so daß der Wagen auch nachgebracht werden konnte. Noch

war es nicht ganz Tag, als wir bei der Niederdorf-Porte anlangten. Kupferschmid Pfister stand Wache und da er mich sogleich erkannte, so öffnete er den Blendgatter ohne Anzeige zu machen und ich führte meinen Train unangefochten durch die Stadt in den Schützenplatz, wo ein großer Park aufgefahren war. Der Fourier holte die Logisbillets und ich ging nach Hause. Mein Feldzug sollte aber nicht so enden. Mahler fand sich in seinem Gewissen gedrängt, sein Benehmen Bürger Vogel zu berichten; dieser machte davon Bürger Repräsentant Kuhn Anzeige. Morgens früh holte mich Mahler, dem ich für seine dumme Geschwätzigkeit gerade keine Schmeicheleien sagte, zu Kuhn, welcher sich eben barbieren ließ, Mahler tüchtig abschnauzte und uns befahl, sogleich nach Stadel abzugehen.

Ich erwiderte ihm, ich werde die Ordre meinen Leuten mittheilen, befürchte aber, sie werden nicht gehen wollen, bis sie wenigstens einen à compte an ihren Sold erhalten hätten. In allem habe ich nicht mehr als Fr. 160 à compte für mich und meine Leute erhalten, diese habe ich unter 70 Mann vertheilt, manche darunter gehen beinahe baarfuß. In diesem Moment trat Bürger Statthalter ein, Kuhn unterhielt sich leise mit ihm und schließlich hieß es, Bürger Statthalter werde mit den Leuten reden und ich könne bei Quartiermeister Schellenberg einen à compte von Fr. 100 beziehen. Pfenninger beschied mich, ihn nach einer Stunde im Steinhaus abzuholen, weil dann ein Verlesen angesagt war. Ich eilte in den Park, ließ unter der Hand einige Vertraute von meinen Leuten wissen, was vorgefallen war und diese sorgten dafür, daß ich nicht Lügen gestraft wurde, denn als Pfenninger mit mir und einem gewissen Braunschweiler von Hauptweil beim Schützenhaus erschien und sie pathetisch zur Erfüllung ihrer Pflicht ermahnte, hieß es nicht nur, ohne unsern Sold gehen wir nicht mehr fort, sondern mehrere warfen ihm Nichthaltung seiner Versprechungen vor. Nun nahm er seine Zuflucht zu dem mitgebrachten Braunschweiler, welcher ihnen von Gräuelthaten, die die Oesterreicher im Thurgau begangen haben sollten, vorlog. Aber auch dies verfing nicht und Pfenninger entfernte sich mit der Drohung,

er werde dem Bürgerrepräsentant Kuhn Rapport machen und dieser werde schon Mittel finden, sie gehorsam zu machen. Ich sagte den Leuten auf 1 Uhr wieder Verlesen an und eilte die Fr. 100 zu beziehen. Bei meiner Rückkunft begegnete ich zirka 40 Luzernern und Wallisern, begleitet von französischen Gensdarmen; ich blieb stehen und sah nun, wie Offiziere und Gemeine in den Lausthurm*) verwahrt wurden. Ich erwog nun, wie wenig angenehm ein solcher Aufenthalt für uns wäre und daß Kuhn und Pfenninger wohl fähig wären, uns ein so schönes Quartier anzuweisen.

In der Hoffnung, ein anderes Mittel zu finden, um loszukommen, begab ich mich zu meinen Kanonieren und machte ihnen begreiflich, daß wir in Zürich wohl thun müßten, was man uns befehle, daß nicht mehr Geld zu erwarten sei, weil die Regenten selbst keines haben und es am besten sei, wir marschieren ab. Ohne Widerrede wurde meinem Befehl gehorcht und schon um 3 Uhr zog ich mit meiner Batterie zur Niederdorfporte hinaus; im Röthel machte ich Halt und zahlte jedem Fr. 1 aus. Hier erfuhr ich, daß Ruppert in Regensdorf sei und Mahler, der auch nachgekommen war, fand, es sei am besten, man gehe dorthin. Unterwegs desertirten mir zirka 12 Mann. In Regensdorf fanden wir Ruppert, der schon nicht mehr so patriotisch war und vom Nachhausegehen sprach; von ihm erfuhren wir, daß General Oudinot**) hier sein Hauptquartier habe. Ich erdachte mir nun eine List, um nach Hause zu kommen, meldete mich bei Oudinot und sagte, Bürger-

---

*) Der Thurm unten an der Augustinergasse.

**) General Oudinot, geb. 1767 als Kaufmannssohn in Bar-le-Duc, machte eine überraschend schnelle militärische Carriere, ward schon 1794 Brigade- und nach der Schlacht bei Feldkirch Divisionsgeneral und trug als solcher viel zum Sieg bei Zürich bei. Meist siegreich machte er fast alle spätern Feldzüge Napoleons mit und avancirte nach der Schlacht bei Wagram zum Pair und Herzog von Reggio. Als Pair und Staatsminister unter Ludwig XVIII. nahm er an dem zwiefachen Abfall bei Napoleons Rückkehr nicht Theil, ward dafür nachher Generalmajor der königlichen Garden, überlebte aber auch die zweite Restauration und starb 1847 als Gouverneur des Invalidenhauses. Er soll 23 Mal verwundet worden sein.

repräsentant Kuhn schicke mich mit 4 8-pfündern hieher, um seine Befehle zu vernehmen: „Votre représentant Kuhn est une f.... bête, je n'ai pas besoin de son artillerie, retournez bien vite" war die Antwort. Daß dies wirklich nicht langsam geschah, kann ich versichern, meine Batterie stand also Abends wieder im Park, meine Leute in ihrem Logis und ich zu Hause. Nun erfuhr ich erst, daß sogar ein helvetischer General der Artillerie existire, indem man mir die Ordre brachte, mich in den Feldhof zu General Haas zu verfügen, welcher mich mit den Worten: „aha, seid Ihr der Bürger Lieut. Reinacher, der da auf dem Bureau helfen soll" bewillkommte. Gleich gab er mir auch den Stoff zu verschiedenen Briefen an Behörden im Aargau, welche Schreiben ich dann recht grob und lakonisch entwarf und mir dadurch das Wohlgefallen des kleinen buckligen Alten erwarb. Gegen Mittag verfügte ich mich zum Verlesen in den Platz, und hier fand dann eine lustige Szene statt. Man wollte von unsern Leuten in einige Redouten Gehülfen zu den Freiburger-, Waadtländer- und Legions-artilleristen nehmen, die Leute aber weigerten sich, anders als mit ihren eigenen Offizieren zu gehen. Prebois, der hier den Kommandant machte, wollte Mahler beordern, dieser sagte, er sei Hauptmann so gut als er, er solle Hirschgartner nehmen, der sei der beste Patriot; nun wurden beinahe alle von Prebois aufgefordert, am Ende aber sollte doch wieder Mahler gehen, der sogar unter Thränen protestirte; kurz Prebois richtete nichts aus und ging zu General Haas, um ihm die Sache zu klagen. Dieser fragte mich Nachmittags, ob denn die Zürcher kein Herz hätten; ich sagte ihm rund heraus, daß die Zürcher doch Narren sein müßten, wenn sie im jetzigen Moment, wo alles zum Abzug bereit sei, noch an ihrem eigenen Unglück arbeiten und den Rückzug decken wollten; es wäre weit vernünftiger, alle Zürcher zu entlassen und ihr Schicksal bei den Oesterreichern, die doch nächstens hier sein werden, zu erleichtern. Lieutenant Dapples von der Legion wollte aufbrennen, Haas machte aber Friede und fand, ich habe nicht ganz Unrecht, man müsse Fremde in die Redouten schicken und die Zürcher zum Ausräumen brauchen, da

sie hiezu am besten Bescheid wüßten. Sonntags den 2. Juni Abends ertönte plötzlich grobes Geschütz, ich eilte auf die Promenade und sah deutlich die Oesterreicher bei Wytikon; die Franzosen antworteten vom Burghölzli, dessen Abhänge ganz verhauen waren. Mit Sonnenuntergang ward es stille. Um 7 Uhr Abends zog ich auf die Wache, die Mannschaft war von allen Kantonen und der Legion zusammengesetzt, und hatte das Waschhaus zum Corps de garde, die Offiziere im Scheibenhäuschen. Nächst dem langen Steg waren die Parkpferde angebunden; um die Fourage für die Pferde schien sich Niemand zu kümmern; die Fuhrleute, welche Geld hatten, kauften welche, wo sie sie auftreiben konnten, die andern jammerten und fluchten abwechselnd. Die Nacht über mußte sämmtliche Artilleriemannschaft in beiden Stuben und auf den Lauben des Schützenhauses in Bereitschaft sein und lag auf dem bloßen Boden.

Morgens 6 Uhr begann die Kanonade von mehreren Seiten her, dessenungeachtet gingen die Leute zum déjeuner in ihre Quartiere; einige Legionairs spielten den ganzen Morgen Billard, als aber plötzlich ein furchtbarer Rauch zu sehen war und man glaubte, es brenne in Stadelhofen, kam Schützenwirth Ziegler in's Billardzimmer und riß den Legionairs die Queues aus den Händen mit den Worten: „Ihr Strahlhünde braucht nicht zu spielen, wenn es in der Stadt brennt!“ Es kam aber bald die Nachricht, die Kaiserlichen hätten ein Haus im Riesbach in Brand geschossen. Nachmittags kam wieder ein Geschrei, es seien Oesterreicher bei der Stadelhofermühle eingedrungen; nachher bestätigte sich, daß ein Korporal mit vier Mann durch die unbewachte Holzschanze gekommen, daselbst aber gefangen worden sei. Abends kamen 2 Freiburger Offiziere, der eine mit einem österreichischen Degen, und sagten, die Oesterreicher seien bis Zollikon zurückgetrieben worden und haben viele Leute verloren. Montag Nachts wurde ich abgelöst und durfte heimgehen, schlief aber sehr wenig, sondern war beschäftigt unsere besten Sachen einzupacken, da man nicht wissen konnte, was vorfallen werde.

Dienstag den 4. Juni erfolgte der allgemeine Angriff der Oesterreicher in 5 Kolonnen. Jellachich mit 5 Bataillonen und 3 Eskadrons griff auf der Seestraße an; seine Wirkung beschränkte sich aber auf den Besitz der Linie vom Ried in Riesbach, nachdem er zum dritten Male bis an die Mauern vorgedrungen, aber immer wieder zurückgetrieben worden war. Die 2. Kolonne unter General Bay, 4 Bataillone und 3 Eskadrons, griff von Wytikon aus Hirslanden und Hottingen an und suchte gegen Fluntern vorzudringen, mußte sich aber in die Eierbrecht und Wytikon zurückziehen, behielt indessen nach einem neuen Angriff den obern Adlisberg besetzt. Die 3. Kolonne unter Prinz von Lothringen, 4 Bataillone und 4 Eskadrons, griff von Dübendorf über Fällanden und Pfaffhausen an, drang über den Geeren und Gockhausen gegen den Tobelhof vor, mußte sich aber nach mißlungenem Angriff des Verhaues vor dem mörderischen Geschütz- und Infanteriefeuer zurückziehen.

Die 4. Kolonne unter Hotze, 7 Bataillone und 12 Eskadrons, sollte über die Aubrücke gehen; diese war aber von den Franzosen verbrannt; die Kolonne mußte daher den Weg auch über die Dübendorfer Brücke nehmen, nahm Stettbach und Schwamendingen weg, richtete aber ebenfalls nichts gegen die Verschanzungen und Verhaue aus. Die 5. Kolonne unter Fürst Reuß, 10 Bataillone und 20 Eskadrons, nahm ihre Richtung über Glattbruck auf Seebach und Oerlikon und setzte sich mit der 4. Kolonne bei Schwamendingen in Verbindung; ihre Stellung lehnte sich mit dem rechten Flügel an Rümlang. Sie wurde von General Oudinot bei Seebach angegriffen, behauptete sich aber. Um 2 Uhr Nachmittags, da kein Angriff Fortschritte machte, beorderte der Erzherzog 5 von der Reserve herbeigezogene Bataillone unter Feldzeugmeister Wallis zum Sturme des Zürichberges. Sie gingen über 2 während des Vormittags geschlagenen Laufbrücken durch die Schlucht von der Schwamendinger Ziegelhütte gegen den Zürichbergerhof, drangen durch den Verhau und erstiegen sogar die nächste Batterie, wurden aber durch das fürchterliche Feuer der französischen Reserve zurückgetrieben und schlossen sich bei der Ziegelhütte an die 4. Kolonne an.

Montags und Dienstags wurden die Straßen nie leer von Verwundeten, die auf alle erdenkliche Art transportirt wurden. Die Waisenhaus- und Predigerkirche waren ganz angefüllt mit solchen armen Teufeln. Beide Parteien hatten große Verluste erlitten, vielleicht unter allen Korps die 2. Auxiliarbrigade am meisten, welche oberhalb Stettbach beinahe aufgerieben wurde; ein von Orbe gebürtiger Offizier, der vorher bei mir im Quartier war, versicherte mir heilig, es seien bei Einbruch der Nacht keine 50 Gesunde mehr bei einander gewesen. Am 5. blieben beide Armeen unverändert in den Stellungen, die sie am Abend innehatten. Der Erzherzog beschäftigte sich, die feindliche Stellung aus den errungenen Standpunkten näher zu erkennen und da er die Nothwendigkeit einsah, den Feind daraus vertreiben zu müssen, koste es was es wolle, so beschloß er, in der folgenden Nacht durch einen kräftigen Ueberfall zu versuchen, ob der Zweck zu erreichen sei.

Massena wartete indessen den neuen Angriff nicht ab.*) Den 6. Morgens 8 Uhr wurde mit dem Tambour jeder Militär, Schweizer oder Franke, bei Lebensstrafe auf seinen Posten gerufen; ich ging also auch nach dem Schützenhaus, von wo aus mehrere in's Zeughaus mußten, um ausräumen zu helfen, wobei sich zu meinem großen Aerger Waadtländer und Legionsoffiziere eine große Menge Stutzer zueigneten. General Haas trug mir auf, die Bespannung von 3 Wagen im Park mitzunehmen, die besten Mörserwagen im Schinnhutschopf auszusuchen, dann im Spitzbollwerk**) die Mörser, welche da aufgepflanzt seien, aufzuladen und auf dem Feldhof zur Abreise bereit zu halten, aus dem Zeughaus dann auch die Eprouvette noch aufladen zu lassen. Da mir

*) Reinacher hat in späterer Zeit in einem für die militär.-mathemat. Gesellschaft geschriebenen Vortrag die Dispositionen des Erzherzogs für den Angriff auf die franz. Positionen einer eingehenden Prüfung und Kritik unterzogen und ist dabei zu dem Schlusse gekommen, daß ein Angriff auf den Wipkingerberg rascher und mit weniger Verlust zum Ziele geführt hätte. Es scheint, daß die Terrainschwierigkeiten auf dieser Seite von den Oesterreichern überschätzt wurden.

**) Dem nachmaligen, nun demolirten Baugarten.

nun durchaus nicht sehr daran gelegen war, daß diese Mörser von Zürich weggeführt würden, so wählte ich diejenigen Wagen aus, die mir am wurmstichigsten erschienen. Während des Aufladens im Spitzbollwerk kamen französische Kanoniere, um die aufgestellten Kanonen zu vernageln, wozu sie aber nur gewöhnliche Bodennägel hatten, welche sich oben umlegten und daher später leicht herausgenommen werden konnten. Mit Mühe hatte ich nebst dem Feldweibel 10 meiner Leute finden können, wahrscheinlich hatte ihnen das Wollishoferpörtchen, das nur von Bürgerwache besetzt war, zum Ausflug nach Hause gedient. Als der erste mit 2 Mörsern beladene Wagen um die Ecke fahren wollte, brachen, wie ich vorausgesehen hatte, beide Achsen auf einmal. Dies und die Bemerkung, die Franzosen räumen die Stadt, bewog mehrere meiner Kanoniere vom Wagen weg zu desertiren. Ich machte von dem Zerbrechen des Wagens und der dadurch versperrten Straße General Haas Rapport; dieser befahl mir, einen starken Wagen im Oetenbach zu requiriren.

Ich benutzte diesen Befehl, um meinen Feldweibel Suter, der mich als Vertrauter von Statthalter Pfenninger stets beaufsichtigte, mit 3 seiner Genossen dahin zu schicken. Die andern verstanden mich und verschwanden sogleich. Als sie weg waren, ging ich zum Portal und sagte zu General Haas, der etwas an einem Reisewagen ordnete: „Nun sind meine Leute alle fort, ich habe also hier nichts mehr zu thun, adieu Herr General, ich wünsche Glück auf die Reise.“ „Was? was? halt! halt!“ hörte ich ihn noch rufen, wartete aber seine fernern Bemerkungen nicht ab, sondern verfügte mich schnell zu meinem Freund Vögeli bei St. Anna, entlehnte einen grauen Ueberrock, vertauschte den Säbel mit einem Zollstock, den Nebelspalter mit einem runden Hut, nahm einen Schirm und kam so unerkannt neben Freiburger und Waadtländer Artilleristen, die eben, nicht in der schönsten Ordnung, die Augustinergasse herabkamen, vorbei nach Hause. Diesem Abend folgte eine bange Nacht, während welcher ein Korps nach dem andern durchmarschirte. Am Morgen marschirte zu meinem nicht geringen Schrecken

die 14. leichte Halbbrigade*) wieder den Neumarkt hinauf, um die Wälle zu besetzen; ich glaubte nun nichts anderes, als die Franzosen werden die Stadt vertheidigen. Die Sache klärte sich indessen bald auf; die Schwarzen waren nur bestimmt gewesen den Abzug zu decken, da aus Mißverständniß eine österreichische Patrouille bei Stadelhofen eingedrungen war, und um 9 Uhr zogen sie wieder ab. Etwa 1/4 Stunde war alles still; plötzlich kam ein Detachement vom 4. Chasseur-Regiment geritten, mit dem Offizier der Bürger Statthalter; sie halten vor unserm Hause still, Pfenninger unterhält sich mit einem Nachbar, in diesem Moment kommt ein Reiter in grauem Ueberrock mit Säbel und Militärhut im Schritt neben den Chasseurs vorbeigeritten. Bürger Statthalter, der ihn erblickt, ruft dem Offizier zu: c'est Meyer! Der Offizier kommandirt en avant! en avant! sticht sein Pferd an, dieses stürzt aber in die Knie, unterdessen ist aber Herr Oberst Meyer wie der Wind zum Kronenthor hinaus und bald kehren die Chasseurs im Schritt zurück.

Unterdessen waren die Porten, zu welchen die Franzosen die Schlüssel mitgenommen hatten, durch Schmiede und Schlosser aufgebrochen worden und schnell öffneten sich alle Fenster, als eine Eskadron Koburg-Dragoner als Avantgarde einzog und à mesure des Vormarsches alle 50 Schritte eine Schildwache rechts oder links stehen ließ. Ihnen folgten mehrere Bataillone Infanterie mit ihrer Bataillons-Artillerie. Die Offiziere begrüßten fleißig, besonders die Frauenzimmer.

Bestürzt wurde ich aber, als ich sah, daß die Oesterreicher ihre Vorposten nicht weiter poussirten; denn ich bin überzeugt, daß die Franzosen fest glaubten, kaum hinter der Reuß und Aare halten zu dürfen. Es ist auch erwiesen, daß die Franzosen erst wieder die Albislinie besetzten, als sie sahen, daß die Oesterreicher nicht vorrücken, denn alles war über Altstetten abmarschirt. Wären die Oesterreicher lebhaft nachgerückt, nebst der Albiskette hätten sie gewiß wenigstens die Höhen

*) Die sogenannte schwarze Legion, welche ihrer Zügellosigkeit wegen verrufen und gefürchtet war.

ob Bremgarten, Mellingen und Baden in Besitz bekommen und diese treffliche Offensiv- und Defensivstellung hätte vielleicht den Feldzug zu einem andern Resultate gebracht. Der sich bereitende Aufstand im Kanton Bern und den kleinen Kantonen wäre zu gleicher Zeit ganz gewiß ausgebrochen und so mancher brave Mann in den Bergkantonen wäre nicht in den unzweckmäßigen Aufständen zu Gunsten der Oesterreicher unnützer Weise aufgeopfert worden. Samstags den 8. Juni glaubte man, die Oesterreicher wollen ihren Fehler gut machen, indem Rosenkranz mit den vor Zürich liegenden Truppen die Franzosen lebhaft angriff; schon war er Meister von Uitikon, Neuhaus und der Abhänge gegen Birmensdorf, aber nicht ein Mann wurde zu seiner Verstärkung geschickt, während die Franzosen fortwährend solche erhielten und Rosenkranz mußte die errungenen Vortheile unter bedeutendem Verluste wieder aufgeben, behielt indessen das Hochgericht besetzt. Nun aber verstärkte Massena seine Stellung bei Albisrieden als den angreifbarsten Punkt durch verschiedene Verschanzungen. Das Lager seiner Truppen in trotziger Stellung am Fuße des Berges glich mit den geraubten Thüren und Fenstern einem förmlichen Dorf. In dieser Stellung blieben die Franzosen nicht nur unangegriffen, sondern machten auch zweimal Angriffe auf die Oesterreicher und brachten denselben beträchtliche Verluste bei, wobei die Bauern der Umgegend nach Aussage der Oesterreicher nicht geringen Antheil hatten.

Unterdessen hatte in der Stadt ein ganz anderes Leben begonnen; die gute Mannszucht, welche die Oesterreicher beobachteten, und der Umstand, daß die Infanterie kasernirt war und daher wenig Einquartierung auf die Bürger fiel, machte den Zustand wirklich behaglich, da man mit den einquartirten Artilleristen und Ordonnanzen im besten Einvernehmen war. Während der österreichischen Okkupation wurde ich mehrfach veranlaßt, militärische Dienste zu leisten. Die Munizipalität wurde nämlich aufgefordert, die österr. Patrouillen auf dem See durch vertraute Offiziere befehligen zu lassen, damit die Verbindungen der Franzosen, welche einen Theil des linken Seeufers besetzt hielten, und den See-

leuten des rechten Ufers verhindert und allfälligen Mißgriffen der österr. Soldaten vorgebeugt werden könne. Ich machte mehrere solche Touren mit. Es wurde vom Kommissariat dem Offizier für jeden Mann und Schiffer per Fahrt 32 ß bezahlt, daraus mußte er sich und die Mannschaft verköstigen. Gewöhnlich gieng die Fahrt bis Rappers=wyl, oft aber auch bis Schmerikon und einmal mußte ich noch von da zu Fuß bis Uznach, um mich bei General Jellachich zu melden. Zu=weilen aber ging es auch nicht weiter als bis Wädenswyl oder Rich=terswyl. Während eines Treffens in der Gegend von Wiedikon bis Wollishofen ließ mich der Platzkommandant Sodann rufen und trug mir auf, sogleich mit einer Patrouille abzufahren, stets in der Nähe des linken Seeufers zu kreuzen und in Wädenswyl den kommandiren=den Offizier um Nachrichten vom linken Flügel zu fragen, welche dem Hauptquartier gänzlich fehlten. In Befolgung dieser Ordre, gelangte ich bis zur Höhe vom Schooren, als wir plötzlich von Schüssen be=grüßt wurden. Ich erblickte 5 oder 6 französische Husaren am Ufer, die ihre Karabiner gegen uns brauchten; mit meinem kleinen Stutzer faßte ich den hintersten auf's Korn, durch die Bewegung des Schiffes änderte sich aber der Schuß so, daß er das Pferd des nächsten traf, das sich hoch bäumte und zusammenbrach. Die zwei ungarischen Rekruten, die meine Begleitung bildeten, schossen ihre Flinten los, ohne zu zielen, der eine gerade oben durch die Schiffsdecke hinauf, der andere neben dem Steuermann hin. Wir entfernten uns rasch vom Ufer und fuhren der Au zu, wo wir wieder von einer Salve begrüßt wurden. Außer Schußweite umfuhren wir nun die Au; in der Seefahrt aber feuerten wieder Franzosen gegen uns, was die in Wädenswyl am Ort postirten Oesterreicher veranlaßte, das Feuer zu erwiedern; so gelangten wir nach Wädenswyl. Auf meine Frage nach dem Kommandanten hieß es, er sei im Boller oben; ich schärfte den Schiffleuten ein, das Schiff nicht zu verlassen, bedeutete dem einen Soldaten, dieselben zu überwachen und eilte mit dem andern nach dem Boller, wo mir der Kommandant mit=theilte, daß auf dem linken Flügel alles schief gehe, in Schwyz ein

Bataillon unter Oberst Bay gefangen worden sei und er soeben die Vorposten in Wädenswyl am Ort zurückbeordert habe; ich habe daher keine Zeit zu verlieren, wenn ich noch vor den Franzosen zum Schiff gelangen wolle. Natürlich machte ich keine Komplimente und lief zurück; kaum konnte ich in's Schiff steigen, so erschienen auch schon rothe Büsche und die Kugeln pfiffen uns um die Ohren. Zum Glück hatte ich drei gute Schiffleute, die uns bald außer den Bereich der Kugeln brachten; doch hatten wir eine im Segelbaum und mehrere Löcher in der Schiffswand.

Ein andermal trafen wir in Rapperswyl mit einem Parlamentärschiff, geführt durch sechs französische Pontonniers, zusammen; später kam noch eine andere Patrouille unter Rittmeister Bodmer hinzu. Wir unterhielten uns auf der abgebrochenen Brücke mit dem auf Antwort wartenden französischen Pontonnieroffizier und einigen österr. Offizieren. Nach Abgang des Parlamentärschiffes verreisten auch unsere zwei Patrouillenschiffe; in der Nähe der Ufenau schickten uns die Pontonniers zum Abschied einige Kugeln nach, die wir beantworteten.

Die Nachricht, daß eine russische Armee die Oesterreicher ablösen werde, erregte allgemeine Bestürzung, die sich indessen bald hob, als die ersten Regimenter anlangten und die strengste Mannszucht beobachteten. Eine wahre Wallfahrt fand nach Seebach statt, wo 10 Bataillone, ein Park und mehrere Pulks Kosaken gelagert waren.*) Das Lager war der prächtigen Zelten wegen sehr hübsch anzusehen und die Hüttchen der Kosaken im Käferholz, wo jeder sich ein eigenes baute und mit seinen Heiligen verzierte, war für die Zürcher angenehmer zu betrachten, als für die Besitzer des Holzes, das dadurch beinahe ruinirt wurde. Sehr kampffähig waren die Russen damals keineswegs. Der Obergeneral Korsakoff**), ein ganz unfähiger Führer, der alte Hirzel von

*) Eine ausführliche Beschreibung des Kosakenlagers findet sich u. A. in den monatlichen Nachrichten schweiz. Neuheiten. 26. August 1799.

**) Der verstorbene Stadtseckelmeister Wilh. Meyer hat in der „Schweiz“ (Bern, Haller, Januar- und Februarheft 1865) unter dem Titel: Die Russen an der Limmat

St. Gracien*), ein steifer Hofmann aus der Zeit von Louis XV. Außer Prinz Gortschakoff kein brauchbarer General dabei. Ein steifes schwerfälliges Exerzitium plagte die Leute unnöthig. Auf den Vorposten waren die Truppen äußerst nachlässig. Ich selbst passirte die-

im Jahr 1799" eine höchst interessante Arbeit über den damaligen Zustand der russischen Armee und ihren Aufenthalt in Zürich veröffentlicht. Neben zurückgelassenen Regimentspapieren hat er dafür hauptsächlich ein Tagebuch des Herrn Dav. Heß im Beckenhof benützt, dessen Flitterwochen durch jene kriegerischen Ereignisse in der unangenehmsten Weise unterbrochen wurden. Bezüglich Korsakoff giebt Meyer auf Grund seiner sehr eingehenden Studien über diesen Feldzug ein von den gewöhnlichen Ansichten abweichendes Urtheil. Er sagt: „K. war gar nicht ein so beschränkter Kopf, wie ihn viele dargestellt haben. Er war im Gegentheil ein vielleicht nur allzu gelehrter und dabei sehr humaner Herr. Noch im Jahr 1834 haben junge polnische Edelleute in Berlin, wo sie studirten, mit großer Achtung von ihm gesprochen und namentlich seiner Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit in anerkennender Weise gedacht. Er war nämlich bis zum Jahre 1831 Gouverneur von Wilna und wurde erst, als die damaligen polnischen Unruhen ausbrachen, von dieser Stelle abberufen, weil die Sachlage einen strengen Mann für dieselbe erforderte. Was mögen aber die Gründe seines verkehrten Handelns gewesen sein? Vielleicht diese: er hatte den Befehl, am 26. den Albis zu erstürmen; er durfte hoffen, daß Massena in Folge der Fortschritte Suwarow's und Hotze's, dessen Tod ihm noch nicht bekannt war, von selbst wieder retiriren würde und er nahm an, die Franzosen wollen ihn eben verlocken, auf das rechte Limmatufer zurückzugehen, damit ein Angriff auf den Albis einen Aufschub erleibe. Einen solchen Aufschub aber gegen Suwarow verantworten zu müssen, mochte ihm Besorgniß verursachen." Zugegeben, daß K. ein sehr gelehrter Theoretiker gewesen sein mag, so geht doch auch aus den diesbezüglichen Stellen in den Memoiren Salom. Landolt's deutlich hervor, wie er den Kopf so vollständig verloren hatte, daß er am 28., 4 Tage nach der Schlacht, nicht im Stande war, nur die allernothwendigsten Maßregeln zur Vertheidigung des Rheinüberganges zu treffen, und zu dem ihm zusprechenden Escher v. Berg sagte: „faites, faites tout ce que vous voulez", überdieß ein eben von General Petresch einlaufendes, die Bestätigung von Hotze's Tod enthaltendes Schreiben nicht einmal selbst öffnen wollte, sondern es Escher zur Einsicht gab.

*) Sal. Hirzel von St. Gracien (die Herrschaft St. Gracien in der Picardie war durch Heirath an seinen Großvater, Oberst H. C. Hirzel von Kefikon gelangt), geb. 1739, hatte als französischer Offizier einen Theil des siebenjähr. Krieges mitgemacht, war zum Oberst ernannt und 1788 in den französischen Grafenstand erhoben worden. Als das Regiment Steiner, in dem er diente, nach Hause zurückkehren mußte, trat er in die russische Armee und machte als Generalmajor den Feldzug in der Schweiz mit. Er starb kinderlos zu Anspach vor 1801.

selben zweimal hinter Wiedikon, ohne angehalten zu werden und fiel aus diesem Grunde mit meinem Freund Schirmschreiber Paur einmal beinahe einem französischen Vorposten in die Hände. Es war gar nichts seltenes, russische Soldaten auf den Vorposten nackend ihre Hemden waschen zu sehen. Daher wurden auch die Russen in Wollishofen, wenige Tage nachdem sie die Oesterreicher abgelöst hatten, in der Nacht überfallen und ihnen viele Leute getödtet. Die Dispositionen waren auch am denkwürdigen 24. September äußerst fehlerhaft. Im Sihlfeld war das prächtige Gardehusarenregiment lange in Linien unten an der Steinbrüchel'schen Bleiche aufgestellt, dem wirksamen Feuer der Artillerie von der im Hard en bataille aufgestellten Division Klein ausgesetzt. Ich sah dem Gefecht auf dem Wall hinter'm Schinnhut zu und bemerkte deutlich die Haubitzgranaten in der Linie zerspringen, die Husaren auseinanderstieben, aber sich sogleich wieder schließen. Die Jäger von Titow waren auf den Wällen der kleinen Stadt postirt, während die Dragoner mit ihren großen Stiefeln mit den französischen Tirailleurs plänkeln mußten. Zwei Tage vorher ging das Gerücht, daß von den Alliirten ein allgemeiner Angriff unternommen werde. Daher freute ich mich, als ich Morgens 4 Uhr durch die ersten Schüsse aufgeweckt wurde. Mein erster Gang war auf die hohe Promenade; hier sah man russische Truppen die Franzosen von Wollishofen gegen Leimbach treiben und schon hoffte man auf gänzliche Vertreibung derselben; allein plötzlich erblickte ich, durch heftiges Kleingewehrfener aufmerksam gemacht, von der Höhe des Wipkingerberges eine Menge Russen über die Waid hinunterfliehen. Dies erklärte mir nun die Sache um so mehr, da ich, von Jemandem aufmerksam gemacht, bei der Fallätsche eine Signalstange bemerkte, welche kurz nachher umgelegt wurde. Bald bemerkte man auch, daß das Feuer vom Albis her sich wieder Zürich nähere. Alles dies zeigte, daß die Russen den Scheinangriff für den wahren gehalten hatten, während die Franzosen ob Dietikon die Limmat passirten. Ich begab mich nach Hause, um meine traurigen Bemerkungen mitzutheilen, dann nach dem St. Leonhard's-Bollwerk, von wo man dem Gefechte

im Letten und beim Beckenhof zusehen konnte.*) Am Morgen in aller Frühe waren sechs Bataillone von Seebach abmarschirt, um sich zu Hotze auf den linken Flügel zu begeben. Von diesen langten zwei Bataillone Abends schweißtriefend wieder auf dem Hirschengraben an. Korsakoff setzte sich an ihre Spitze und marschirte mit ihnen das Halseisen hinauf. Ich lief nach; kaum war ich auf der Schanze neben der Kronenporte angelangt, so sah ich schon viele Blessirte zurückbringen. Die Franzosen waren nämlich bis zum Ravelin vorgedrungen und hätten wahrscheinlich die Stadt von dieser Seite erstürmt, wenn nicht jene zwei Bataillone zur rechten Zeit eingetroffen wären; so wurden sie noch am späten Abend in den Zürichberg getrieben. Von einem Bataillon, das weiße Revers trug, kamen dabei mindestens 200 Mann um. Hier sah ich auch die gräßlichste Verwundung, die mir je vorgekommen, da einem armen Russen durch einen Säbelhieb die ganze Face des Gesichtes bis auf's Kinn weggehauen war und vor'n herunterhing. Die Nacht war fürchterlich, alles hatte sich in die Stadt geflüchtet, alle Straßen waren voll Pferde und Fuhrwerke; die Kosaken lagen auf dem Pflaster unter ihren Gäulen. Viele durchzogen die Straßen und schrieen: Brut! Brut! Man steckte ihnen aus den Fenstern Stücke Brod an die Lanzen, wofür sie ihr dobré, dobré! riefen. Zwei

---

*) Die beim Wiedervorbringen der Russen erfolgte Ermordung von Zunftmeister Irminger erzählt Dav. Heß in seinem obenerwähnten Tagebuche folgendermaßen: „Der arme Zunftmeister Irminger ward auch ein Opfer ihrer (der Russen) Grausamkeit. Als die Franzosen am ersten Abend bis zu uns vorgedrückt hatten, waren einige derselben in Irmingers Reben (beim engen Weg) gesehen worden. Wie die Russen wieder Meister waren, erwischten sie diese Franzosen, tödteten sie und klopften mit Macht an Irmingers Haus an, wo sie vermuthlich noch mehr Feinde versteckt glaubten. Irminger, um sie zu befriedigen, kömmt zur Hinterthür hinaus, geht mit Brod und Wein in den Händen auf sie zu; die Barbaren fahren über ihn her; im nämlichen Augenblick bekommt er einen Säbelhieb über den Kopf, einige Bajonetstiche in den Leib und bleibt todt an der Ecke seines Hauses liegen. Vermuthlich hatten ihn die Bestien für einen Franzosen angesehen, weil er aus Vorsicht, die ihm freilich übel bekam, seine blaue Kommissariatsuniform angezogen hatte. Als seine Frau aus dem Hause stürzte und mit einem Schrei des Entsetzens über den Ermordeten hinfiel, schienen sie einiges Mitleid zu bezeugen.

deutsche Offiziere baten um etwas Wein und Brod; ich nahm eine Bouteille und ein angeschnittenes Brod und öffnete ihnen die Hausthüre; sie waren sehr dankbar und verließen mich sofort wieder. Am 25. Morgens früh begann der Angriff wieder von allen Seiten, am heftigsten vom Beckenhof zur Niederdorfporte. Oberst Paravicini von Glarus, der bei Korsakoff als Adjutant diente, hatte von Massena zwei Stunden Zeit bewilligt erhalten können, um die Stadt zu räumen. Etwa um 9 Uhr sah ich ihn durch den Neumarkt nach der Kronenporte sprengen; bald nachher eilten en déroute Truppen aller Waffen nach. Wahrscheinlich wurden diejenigen, welche die Niederdorfporte vertheidigten, von der Konvention nicht unterrichtet, sie schlugen sich noch, während französische Truppen über den untern Mühlesteg von der Sihlporte her in ihren Rücken kamen. Viele wollten sich beim Schweizerdegen durch das Gäßchen retten, fingen sich aber in diesem cul de sac. Andere entkamen durch die Reben auf der Mauer auf die Kittenschanze und sprangen in den Hauptgraben. Die Meisten wurden auf dem Hirschengraben verfolgt, wobei Schüsse auch in unsere Dächer fielen. Bald kamen französische Reiter angesprengt, russische Soldaten feuerten im Neumarkt noch auf dieselben, sogar als ein Bataillon tambour battant vorrückte, schossen noch drei Russen ihre Gewehre los. Bald lag die Gasse voll Grenadiermützen, Hüte, Gewehre, Patrontaschen, dazwischen leicht und schwer Verwundete.

Während dieser Vorgänge hatte ich natürlich den Laden sorgfältig verschlossen; allein ein guter Nachbar wies einen ältlichen franz. Offizier, der durchaus Tabak haben wollte, zu uns; da es einen Augenblick ruhig war, so öffnete ich einen Laden halb und gab ihm schnell das Verlangte. Er gab mir einen Thaler, da ich aber wieder Marsch schlagen hörte, so wollte ich ihm das Geld zurückgeben, allein er bestand darauf, den Tabak zu bezahlen. Ich mußte daher herausgeben; während dessen war ein Bataillon angekommen, die Soldaten, einen etwas geöffneten Laden erblickend, drängten hinzu; jeder der zur Oeffnung gelangen konnte, hatte dies und das zu verlangen, ich gab so viel ich

konnte und klopfte denen, welche den Riegel aufmachen wollten, mit dem Ellstecken auf die Finger. Mittlerweile ritt Massena an der Spitze von Guiden vorbei und verjagte persönlich den größten Theil der Dränger, doch blieben noch einige, besonders ein unverschämter Elsäßerhusar; da wurde dieser plötzlich von einem Carabinier zurückgedrängt, welcher mir leise sagte: „fermez vite votre contrevent“ und rückwärts drängte; ich schloß so schnell als möglich zu und eilte aus dem Laden; da donnerte es von Kolbenstößen an die Hausthüre und eben als ich um die Ecke gegen die Treppe bog, schoß einer durch das kleine Fensterchen in der Hausthüre, so daß mir die Kugel hart am Kopfe vorbeifuhr. Vom Fenster aus sah ich den Carabinier, der mich erlöst hatte, auf der Bank vor der Weinschenke unserem Haus gegenüber sitzen. Ich winkte ihm herüber zu kommen, öffnete ihm die Hausthüre, die er schnell wieder verschloß. Während ich ihn regalierte, sagte er mir, er habe mich als den Offizier erkannt, mit dem er in Rheinau einmal Patrouille gemacht und der ihm und seinen Kameraden nachher eine Flasche Wein bezahlt habe. So lohnt sich oft ein kleiner Freundschaftsdienst reichlich.

Ich übergehe alle die schrecklichen Szenen, welche diesen Tag vorfielen, ungeachtet Massena sich sehr schonend gegen Zürich benahm. Wir erhielten bald Einquartierung, was man damals beinahe für ein Glück hielt, denn in vielen Häusern quartierten Soldaten sich selbst ein und forderten neben reichlichem Unterhalt noch Geld, welchen Erpressungen nur durch legitime Einquartierung vorgebeugt werden konnte.

Diese Zeit über lag meine gute Mutter in den traurigsten Umständen darnieder und erreichte dann den 8. Dezember das Ende ihrer Leiden. Bis zum letzten Augenblicke blieb sie bei vollkommenem Bewußtsein und entschlief unter dem Gebete ihres Bruders, Herrn Chorherr Nüscheler's, nachdem sie von allen Anwesenden den rührendsten Abschied genommen. Sie war eine verständige, thätige Frau, treue Gattin und mir die liebevollste Mutter.

Nachdem auch Suwarow aus der Schweiz vertrieben war, trat eine zwar ruhigere, in ökonomischer Hinsicht aber äußerst drückende Zeit ein. Das Zwangsanlehen zum Unterhalt der französischen Armee, die starke Einquartierung, die Steuern für die helvetische Regierung erschöpften die Kräfte. Dennoch unterstützte Zürich viele seiner schweizer. Mitbrüder und namentlich wurden in dieser Zeit eine Menge armer Glarnerkinder in unserm Kanton aufgenommen. Wie das Jahr endete, so war auch der Zustand im Jahr 1800, doch hatte man sich an so viel Drückendes gewöhnt, daß man bald glaubte, es müsse so sein. Im Sommer 1801 machte ich in Begleit des nachherigen Hrn. Kammerer Orelli in Egg und des unglücklichen, wenige Jahre nachher als Feldprediger in französischen Diensten von spanischen Guerillas lebendig geschundenen Nabholz*) eine Schweizerreise. Wir gingen per Schiff bis Lachen, dann nach Glarus, über den Pragel nach Schwyz, über den See nach Flüelen, Altorf, Andermatt, über die Furka und Grimsel nach Meyringen, über den Brünig nach Stanz, von Stanzstaad nach Winkeln, wobei es uns gut kam, daß wir alle fahren konnten, da uns ein Sturm überfiel. Dann nach Luzern und über Knonau heim. In Adlischwyl gaben wir zum Abschied die letzten Schillinge aus, welche wir alle drei noch besaßen.

Anno 1802 wurde die gemäßigte Partei in den helvet. Räthen Meister, Reding und Hirzel an die Spitze gestellt und Reinhard zum Statthalter des Kantons Zürich erwählt. Unter andern Verordnungen war auch die Wiedereinführung des Zehntens, gegen welche Maßregel sich die Gemeinde Fehraltorf auflehnte.**) Anfangs Januar wurde eine Kompagnie französische Infanterie dorthin geschickt und Landschreiber Scheuchzer von Kyburg***) mußte unter deren Bedeckung die Gemeinde

---

*) Ueber diesen Nabholz habe ich trotz allem Suchen nirgends etwas Näheres finden können.

**) Genaueres über diesen kleinen Aufstand ist im Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft von 1861 zu finden.

***) Sohn des obenerwähnten Bauherrn Scheuchzer.

zum Gehorsam auffordern; es fanden sich aber eine Menge Bauern mit Prügeln ein, entwaffneten die französische Kompagnie und schickten den Landschreiber schimpflich heim. Nun wurde eine Kompagnie französische Grenadiere, eine Kompagnie helvet. Infanterie, ein Detachement zürch. Cavallerie versammelt und Herr Statthalter Reinhard ließ durch die Munizipalität einige vertraute Artilleristen aufbieten. Diese Aufforderung gelangte auch an mich und Samstag Abends marschirten wir mit einem 4-pfünder, eskortirt von 25 Grenadieren, ab und gelangten Nachts 10 Uhr nach Fehraltorf. Am Morgen waren die Fehraltorfer, erschrocken über die aufgepflanzte Kanone und die ausgerückten Truppen, bereit zu zahlen und der Gottesdienst ging ruhig vor sich. Herr Pfarrer Beyel predigte über den Verrath des Judas; wahrscheinlich hatte er die Predigt schon im Württembergischen, wo er früher Pfarrer war, gehalten, denn es kam uns allen etwas sonderbar vor, als er erklärte, 30 Silberlinge machen ungefähr 5 Reichsthaler hiesigen Geldes. Da mehrere Arrestationen wegen der vorgefallenen Widersetzlichkeiten vorgenommen wurden, so blieben wir bis am dritten Tage auf Kosten der Gemeinde und marschierten dann wieder nach Zürich zurück.

Dem ersten Konsul Buonaparte hatte das Regiment von Reding, Hirzel 2c. nicht das Glück zu gefallen, deßwegen wurde während der Abwesenheit Reding's über das Osterfest, geleitet von dem französischen Gesandten, eine neue Revolution gemacht*), Reding, Hirzel und ihre Anhänger entsetzt und später gefangen nach Aarburg abgeführt, eine neue Verfassung dem Volke zur Annahme vorgelegt und hiebei diejenigen, welche sie nicht unterschrieben, als annehmend gezählt.**)

---

*) Die Ereignisse sind hier stark zusammengezogen. Der Staatsstreich in Bern fand bekanntlich am 17. April statt, am 18. September wurde hinwieder die helvetische Regierung aus Bern verjagt und die Tagsatzung in Schwyz einberufen; am 26. Oktbr. löste sich dieselbe in Folge der französischen Intervention wieder auf und die Arrestation der genannten hervorragenden Föderalisten geschah erst am 6. November und den folgenden Tagen.

**) Für die Annahme stimmten 72,453 Bürger, für Verwerfung 92,423; nicht erschienen waren 167,172, die also zu den Annehmenden gezählt wurden.

Nun zog der erste Konsul die französischen Truppen aus der Schweiz zurück. Die kleinen Kantone indeß nahmen das neue Machwerk nicht an und erklärten sich offen als Gegner der helvet. Regierung. Unter Anführung von Landesfähnrich Auf der Maur griffen Schwyzer und Unterwaldner die helvet. Truppen auf der Rengg an und jagten sie aus dem Land. Im Geheimen bildete sich eine altschweizerische Verbindung in mehreren Kantonen und auch meine Wenigkeit war in's Geheimniß eingeweiht.

Die helvetischen Truppen wurden in Luzern zusammengezogen, die wenigen Kompagnien, die in Zürich lagen, verließen die Stadt und die Bürgerwachen lösten sie auf den Posten ab. Ich kam auf die Hauptwache und ging in der Nacht Herrn Oberst Meyer, unser Haupt, vom Abziehen der Helvetier zu benachrichtigen.*) Er kam sogleich selbst und machte eine Patrouille, um sich zu überzeugen, daß der Abmarsch der Truppen nicht etwa nur ein verstellter gewesen sei. Es wurde nun beschlossen, den helvetischen Truppen die Thore zu verschließen, wenn sie wieder kommen würden. Zwei Nächte später, als ich mit etwa 20 Mann auf dem Rüden übernachtete, kam der Bericht, es seien helvet. Truppen im Anmarsch. Da fiel es mir schwer auf's Herz, daß an den Porten nur Lohnwächter seien und trug ich darauf an, die Posten durch vertraute Bürger zu verstärken. Es erboten sich der nachmalige Herr Oberammtmann Ott**) und Herr Pestalozzi zum Wollishoferpörtchen zu gehen; mit mir gingen Zinngießer Manz, Hch. Peter, Bäcker, Hch. Meister an der Marktgasse und Buchbinder Hofmeister zur Sihlporte, wo vier Lohnwächter postirt waren. Ich holte Baumöl, wir schmierten damit Pfanne und Zapfen der Fallbrücke und übten uns im

*) Eine ausführliche Beschreibung der Belagerung von Zürich nach Aufzeichnungen des damaligen Stadtkommandanten J. J. Meyer von seinem Sohne, dem vorletztes Jahr verstorbenen Hrn. a. Stadtseckelmeister Wilhelm Meyer geschrieben, ist im Jahrgang 1858 dieses Taschenbuches erschienen.

**) Casp. Ott im Berg, damals Kadet im k. k. Regiment von Bender, später des kleinen Raths, eidgen. Oberst und Oberammtmann zu Greifensee.

schnellen Aufziehen derselben. In aller Stille rückten zwei Kompagnien leichter Infanterie an; unterdessen hatten wir noch einige Vertraute berichtet. Als die ersten Helvetier sich bei der Wagnerwohnung blicken ließen, rief ihnen unsere auf dem Wall aufgestellte Schildwache „Halt“ zu und auf diesen Ruf zogen wir sofort die Fallbrücke auf. Ich überließ Manz das Erkennen der Truppen und lief auf die Munizipalität um Anzeige zu machen. Unterwegs begegneten mir schon viele bewaffnete Bürger und als ich wieder zurückkam, waren über hundert da. Herr Quartierhauptmann Zimmermann und a. Stadtlieut. Bodmer verfügten sich Namens der Munizipalität zu dem mit seinen Truppen bei der Sihlbrücke stehenden Kommandant Müller, um ihm zu erklären, man habe in Zürich zu viel Mißtrauen gegen die Art und Weise, wie diese Truppen ohne vorherige Anzeige angekommen seien, als daß man sie aufnehmen könne; indessen werde man ihnen etappenmäßige Verpflegung zukommen lassen, bis von der Regierung andere Ordre angelangt sein werde.

Diese Uebereinkunft ließ sich Müller gefallen und bivouakirte mit seiner Mannschaft im Kräuel. Dies geschah Dienstag Nachts den 10. September.

Donnerstag Nachts, als ich wieder auf dem Rüden war, kam Major Michel mit der Nachricht, es habe ein Luzerner Kutscher im Schwert gesagt, sein Meister sei aufgeboten, Kanonen nach Zürich zu führen. Da sich daraus schließen ließ, es werde ein stärkeres Truppenkorps mit Artillerie versehen die Besitznahme der Stadt erzwingen wollen, so wurde Herr Hirzel im Garten,*) der Tags vorher zum Artilleriekommandant erwählt worden war, beauftragt, die Wälle mit Kanonen zu besetzen. Zu diesem Ende versammelten sich die Artilleristen alt und jung im Tiefenhof; ich wurde zum Adjutant ernannt und be-

*) Der nachmalige Oberst Hch. Hirzel im Garten, geb. 1773, 1803–1838 des großen Raths.

auftragt, Herrn Zeugherr v. Orelli*) zu ersuchen, die Zeughäuser öffnen und Geschütz und Munition verabfolgen zu lassen. Er antwortete mir aber, er sei helvetischer Beamter und werde seine Stellung so lange vertheidigen, als ihm seine Kräfte gestatten.

Ich lief auf den Schnecken, wo Herr Platzkommandant Oberst Meyer sein Bureau hatte, um von dieser Weigerung Anzeige zu machen; er gab mir ein offenes Billet an Herrn Zeugherr, worin er erklärte, alle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Da indessen Herr Zeugherr deklarirte, er kenne keinen zürcher. Platzkommandanten und werde nur der Gewalt weichen, so ging ich mit 4 Mann, begleitet von Herrn Hirzel in den Feldhof hinüber, erklärte Hrn. v. Orelli, er sei Arrestant und führte ihn auf die Artilleriewachtstube. Seine Tochter, die weinend bat, dem Vater nichts zu Leide zu thun, versicherte ich, daß ihm nichts geschehen werde; sie zeigte nun nach dem Fenster, bei welchem die Zeughausschlüssel hingen, die ich zu Handen nahm. Während dessen waren von allen Pferdebesitzern die Zugpferde zusammengetrieben worden.

Herr Hirzel trug mir nun auf, auf alle gutfindenden Werke Kanonen abführen zu lassen. Dies that ich dann auch und alles befolgte ohne Widerrede meine Anordnungen, einzig alt Artilleriehptm. Fehr, genannt Fuchsbeck, fragte: „Wer hat diesem jungen Menschen diese Autorität gegeben?“ Als ich ihm aber sofort die Anordnung übertragen wollte, wurde er schnell von den andern zur Ruhe gewiesen. Nachdem ich die Kanonen versandt, ging ich mit der letzten auf die Schanze des Rämibollwerkes, wo wir um 12 Uhr anlangten. Wir bezogen die Wachtstube in dem von Adjutant Hagenbuch bewohnten Wachthaus und hatten noch eine Kiste mit vorräthigen Patronen bei

*) Hs. Casp. v. Orelli, geb. 1738, früher in französischen Diensten, 1793 Oberst und Kommandant des eidgen. Kontingents in Basel. 1795 ward er Zeugherr und zeichnete sich auf diesem Posten durch eine in der allgemeinen Verwirrung, welche die Helvetik und die französische Invasion brachten, ganz besonders bewundernswerthe Pünktlichkeit und Pflichttreue aus. Während der Belagerung brach er seinen Arrest, in voller Entrüstung über die (erste) Beschießung der Vaterstadt und eilte auf den Wall, um sich eine Flinte zu ihrer Vertheidigung geben zu lassen. † 1808.

uns; auf dem Tische brannte ein Licht und einer der Kanoniere wollte mir eben ein Glas Wein anbieten, als ein Schuß fiel, der vom Bürgli her eine Haubitzgranate brachte, welche, wahrscheinlich auf unser Licht gerichtet, an der Hausecke einen Gartenpfosten wegschlug. Wir eilten zu unserer Kanone auf den Wall und sahen dem beginnenden Bombardement zu. Unser Licht, das wir auf der Wachstube hatten stehen lassen, war ohne Zweifel Schuld, daß viele Schüsse über uns weg auf die Platte fielen und so die Stadt verfehlten.

Wie mir zu Muthe war, als ich das Rumpeln in den Häusern hörte, wenn eine Granate einschlug, nachdem ich dem Fluge derselben zugesehen, kann ich nicht beschreiben. Mit Tagesanbruch hörten wir dann auch das heftige Kleingewehrfeuer, das beim Schiffschopf und Wollishofersteg zwischen den Bürgern und den helvet. Truppen gewechselt wurde. Auf erhaltene Ordre vom Platzkommando forderte ich von Hrn. Quartierhptm. Werdmüller am Wolfbach die Pferde und begab mich mit meiner Kanone auf den Weg, um die Batterie auf der Katze zu verstärken. Eben als wir unten an dem Wall waren, kam eine Granate geflogen, wir warfen uns schnell zu Boden und sie zersprang ganz nahe bei uns, ohne Schaden zu thun. Es wurde parlamentiert und gegen 7 Uhr hörte das Feuer auf. Wir arbeiteten eifrig, unsere Kanonen einzuschneiden, um bei erneuertem Bombardement besser gedeckt zu sein. In der Nacht machte ich als Freiwilliger eine Patrouille nach dem Zürichhorn mit. Wir hörten ganz deutlich in der Gegend vom Sternen Schiffe beladen, welche dann nach Küßnacht hinüber fuhren; nach 1 Uhr gingen wir nach Zürich zurück. Samstags bekam ich den Posten auf der hohen Promenade als Bedienung eines 6-pfünder, den ich mit einer Brustwehr von Baumwollballen versah. Die Helvetier zogen den sogen. Stuckiweg von Küsnacht hinauf nach dem Zürichberg und eröffneten den 15. Morgens, als am Bettag, die Beschießung aus vier 6-pfünder Kanonen und zwei 6- und zwei 5-zölligen Haubitzen; sogar mit glühenden Kugeln. Man antwortete ihnen tüchtig, besonders von der Promenade und der Schanze neben der Kronenporte. Ein

großer Fehler war es, daß Herr Hirzel mit zwei 8=pfündern vom Lindenhof aus schießen ließ, wodurch das Feuer auf die Mitte der Stadt zugezogen wurde und dabei alle vom Lindenhof aus zu kurz gehenden Schüsse in ein Haus im Vogelsang fielen. Am Montag wurde das Feuer gegenseitig nur schwach fortgesetzt, da den Helvetiern die Munition ausging, so daß sie unsere 6=pfünder Kugeln aufsuchten und zurückschossen. In der Stadt wurde unbegreiflicher Weise außer Hrn. Helfer Schultheß *) Niemand getroffen.

Wohl an 30 Orten zündeten Granaten und glühende Kugeln, doch wurde überall schnell gelöscht. Wir blieben noch bis Mittwoch auf unserm Posten und hatten unser Nachtlager in dem Rebhäuschen nächst der Promenade. Mittlerweile war der helvet. Kommissär May **) von Bern angelangt, durch dessen Vermittlung die helvet. Truppen ungehinderten Abzug neben der Stadt vorbei erhielten. Da die Erhebung auch in Bern ***) stattgefunden hatte und es um Vertreibung der helvetischen Regierung zu thun war, so wurde vorerst ein Bataillon formirt, unter Befehl von Hrn. Oberstwachtmeister Ziegler. †) Dieser lud mich ein, das Kommando von zwei Kanonen, welche seinem Bataillon beigegeben werden sollten, zu übernehmen. Mit Freuden sagte ich zu und meine Werbung von 16 Kanonieren, 1 Korporal und 1 Wachtmeister

---

*) Genauestes über den Tod des Hrn. Helfer Schultheß findet sich ebenfalls in dem mehrfach citirten Neujahrsblatt der Feuerwerkerges. 1861, Pag. 495 u. a. a. O.

**) Alb. Fr. v. May, geb. 1773, 1798 kurze Zeit Sekretär des helvet. Direktoriums. 1799 Bureauchef im Ministerium des Innern unter Rengger. 1815 Oberammtmann in Courtelary. 1827—37 Staatsschreiber. † 1853. Siehe dessen ausführliche Lebensbeschreibung im Berner Taschenbuch, Jahrg. 1860, verf von R. v. Effinger.

***) Der sog. Stecklikrieg.

†) Jak. Christ. Ziegler, geb. 1768; zuerst Unterlieutenant in franz. Diensten, dann Major beim Regiment Bachmann, 1804 des großen Raths, 1805 Rathsherr und eidg. Oberst. 1814 trat er als Regimentskommandant in niederl. Dienste, kehrte 1829 als Generalmajor bei Auflösung des Regiments nach der Schweiz zurück und ward wieder in den großen Rath gewählt. Von 1838—42 präsidirte er auch die Künstlergesellschaft und starb 13. Februar 1859 als ältester Bürger unserer Stadt.

ging schnell von Statten. Das Bataillon war trefflich kommandirt. Hauptleute waren Hirzel, nachher Hptm. der Standeskompagnie; Rahn nachheriger Oberstlieut.; Schaufelberger, Arter, und Bleuler von Uster; Adjutant Sal. Bleuler. Unter den Lieutenants bleiben mir noch im Gedächtniß: Landolt, nachh. Oberstlieut.; Meiß, nachh. Oberstlieut.; Oeri, nachh. Oberstlieut.; Bremi, nachh. Hauptmann; Kramer ab der Burg 2c.; alles gediente Offiziere. Als reitende Ordonnanzen waren Herrn Oberst Ziegler beigegeben: Spöndli und Fel. Waser.

Unter der Mannschaft befanden sich neben vielen vom besten Geiste beseelten Landleuten auch Leute von allen Nationen und viele schlechte Bursche. Der Marsch des Bataillons Ziegler war sehr unterrichtend. Gleich vor der Stadt wurden Vortrupp und Seitenpatrouillen angeordnet, gerade wie in der feindlichsten Gegend. Bis Bern fiel nichts bemerkenswerthes vor; dort mußte ich den Kompagnien Patronen austheilen. Bei der Inspektion der Gewehre zeigte sich ein sehr schlimmer Zustand. Bei der Ausleerung der Zeughäuser anno 1799 waren nur ältere, jedoch noch brauchbare Gewehre mit hölzernen Ladstöcken zurückgeblieben und das waren noch die besten unter den beim Bataillon befindlichen. Auch hatte ich per Mann nicht mehr als 10 Patronen; davon wurden den Jägern, welche mit den bessern Flinten bewaffnet waren, die volle Zahl, den Füsilieren aber nur 5 ausgetheilt, das übrige im Wagen behalten. Morgens 5 Uhr marschierten wir von Bern ab. In Gümmenen ward Halt gemacht, eine Erfrischung ausgetheilt und dann wieder lebhaft vormarschiert; vor uns ein Detachement Berner Kavallerie unter Kommando des sogen. Judenbub.

Als wir gegen Murten kamen, hörten wir heftiges Feuern; gleich vor dem Städtchen begegneten wir zwei Wagen mit Blessirten. Wir marschierten schnell durch Murten; vor dem Thor begegnete uns Schwanenwirth Vogel von Zürich, der als Dragoner einen Schuß durch den Arm erhalten hatte. Im Galopp führte ich meine zwei Piecen auf eine kleine Anhöhe, kam aber nicht mehr zum agieren, da die Helvetier und Waadtländer bereits in völliger Flucht waren. Eskortirt

von Glarnern wurden eben ca. 100 gefangene Waadtländer eingebracht, denen ihre Besieger großen Theils sogar die Röcke ausgezogen hatten.

Wir bekamen nun Ordre nach Pfauen zu marschieren, wo wir die Nacht zubrachten; ich kam mit den Ordonnanzen zu einem Weinhändler in's Quartier, bei welchem das Hauptquartier der Waadtländer gewesen war und wo wir noch die Rapporte und Etats derselben vorfanden. Tags darauf marschierten wir nach Payerne; jenseits des Städtchens bezogen wir ein Lager neben dem Bataillon Hauser, es wurde in Payerne Wein und Brod requirirt und die Nacht über bivouakirt. Den folgenden Tag kamen wir bis Lucens. Hier wurden wir einquartiert und ich kam mit Jean Nüscheler und Morf zu dem helvet. Einnehmer.

Das verlassene Schloß Lucens wurde öfters besucht und gegenseitig machten sich die Offiziere auf Unkosten ihrer Quartiergeber Visiten. Die Wirkung der Durchreise des französischen Generals Rapp machte sich bald bemerkbar, da wir Befehl erhielten, rückwärts zu marschieren, nachdem wir 5 Tage in Lucens gelegen. In Avenches blieben wir 2 Tage, dann übernachteten wir in Kappelen, um folgenden Tags durch Bern nach Uertenen zu marschieren. Ich mußte aber wieder nach Bern zurück, um einen zurückgelassenen Wagen und ein Pferd nachzuholen und mit Hrn. Obmann Ott, der als Kriegsrathspräsident fungirte, wegen Zurückbringung von Geschütz und Wagen für das Zeugamt Zürich zu sprechen. Dann eilte ich dem Bataillon nach, das ich in Herzogenbuchsee einholte. Ueber Zofingen, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden, und Aarburg, woselbst wir die Festung in Augenschein nahmen, marschierten wir nach Mellingen. Dort sollten wir einige Zeit bleiben und erhielten Befehl, jede Nacht die Hälfte der Mannschaft versammelt in Bereitschaft zu halten. Zu diesem Ende hin begab sich Nüscheler nach Anweisung des Quartieramtes auf's Rathhaus, auf dessen Laube Streue gemacht wurde und ersuchte den anwesenden Stadtpräsident Gretner, bei dem ich einquartiert war, die Rathstube für die Offiziere öffnen zu lassen. Gretner verweigerte dies auf grobe Art und als ihm Nüscheler sagte: „aber wenn wir aufmachen

würden?" lief er auf die Gasse und schrie: „zu Hülfe! zu Hülfe! man will uns die Rathstube aufsprengen." Da nun ein förmlicher Auflauf der Mellinger entstand, so ließ Arter seine Kompagnie ausrücken und ich ließ beide Kanonen kreuzweis zur Bestreichung der Gasse aufstellen und die Lunten anzünden, worauf sich die zornmüthigen Bürger gar schön in ihre Häuser begaben. Der Pfarrer von Büblikon vermittelte zwischen Greiner und den Offizieren und bei ein paar Flaschen ward dann Friede geschlossen. Zwei Tage nachher mußten wir zum Stab nach Bremgarten marschieren. Ich kam mit dem Bataillonsarzt Hegner zu Frau Schultheiß Honegger.

Tags darauf kam Nachricht, daß französische Truppen im Anmarsch nach unserem Kanton seien und die Tagsatzung in Schwyz, der Gewalt weichend, sich aufgelöst habe. Abends erhielt ich Ordre, nach Dietikon zu gehen, um vereint mit dem Bataillon nach Zürich zu marschieren. Bei völliger Dunkelheit kam ich nach Dietikon, wo ich sogar die Kerzen zahlen mußte, welche die Wache brauchte, da uns freies Quartier verweigert wurde. Morgens 8 Uhr langte endlich die letzte Kompagnie an, und in Altstetten wurden wir von dem Freikorps abgeholt, das bis zur Stadt unsere Avantgarde bildete. Es wäre nun Nachmittags Zeit genug geblieben, um den Leuten die versprochenen Mäntel auszutheilen, die auf der Meise dazu bereit lagen, und mit ihnen abzurechnen, allein noch jetzt kann ich nicht begreifen, warum man das Bataillon erst am Tage nachher abdanken wollte, während man doch wußte, daß auf beiden Limmatufern Franzosen anrückten. Da man dieselben jeden Augenblick erwarten konnte, so ließ ich sofort die meinen Artilleristen bestimmten Kapüte, Hüte und Ueberstrümpfe abholen und vertheilte dieselben in unserem Hause. So konnte ich meine Leute entlassen, ohne daß sie geplündert wurden, wie dies den meisten Infanteristen geschah.

Die Kompagnien waren auf dem Münsterhof, dem Hof der Meise und auf andern Plätzen versammelt, als die französischen Truppen unter General Serras einrückten. Die vom Freikorps besetzte Wache wurde in's Zeughaus geführt und mußte ihre Gewehre abgeben; gleiches

geschah einigen Kompagnien des Bataillons Ziegler und die erhaltenen Mäntel wurden den Meisten genommen. Eine allgemeine Entwaffnung wurde geboten und durch den Statthalter Koller*) die helvet. Behörden provisorisch eingesetzt.

Ich hatte sofort unsere guten Waffen sorgfältig verborgen und eine Menge alten Zeuges in's Obmannamt abgeliefert. Wie schon erwähnt, wurden nun Reding, Hirzel, Zellweger und Auf der Maur zuerst in Zürich auf dem Rathhaus gefangen gesetzt und nachher nach Aarburg abgeführt. Gleiches Schicksal hätte auch Reinhard treffen sollen, den die Bürgerschaft als ihren Deputirten nach Paris gewählt hatte und wirklich war er schon arretirt und mußte statt seiner Landvogt Schweizer abgesandt werden; doch durfte er zum Glücke für Zürich später abreisen. Die Franzosen betrugen sich übrigens während der Zeit der Konsulta in Paris bei uns ziemlich bescheiden.

Als die Mediationsregierung eingerichtet war, wurden auch vier Regimenter in französischem Dienst organisirt und mir durch Herrn Zeugherr Breitinger, wie er sagte aus Auftrag, die Artilleriehauptmannsstelle beim vierten Regimente angetragen. Ich dankte dem Herrn Zeugherr, bemerkte ihm aber, daß ich wenig Neigung verspüre, der französischen Regierung zu dienen, dagegen werde ich dem vaterländischen Dienste gerne meine Kräfte widmen. Bald wurde ich dafür auch in Anspruch genommen, indem Herr Oberst Ziegler bei Errichtung der Standeskompagnie auch eine Abtheilung Artilleristen aufstellen wollte und mich ersuchte, die Instruktion zu übernehmen und zugleich ein

---

*) Statthalter Koller, geb. 1771, vor der Revolution Rathsprokurator, 1798 öffentl. Ankläger beim obersten Gerichtshof, 1802 für kurze Zeit Regierungsstatthalter. Er war im Gegensatz zu andern Patrioten, welche bei der zürcher. Erhebung im September schnellstens Reißaus nahmen, in der Stadt geblieben und hatte sogar die Munizipalität in einer ihr eingereichten Denkschrift eigentlich abkapitelt. In den 30er Jahren trat er dann als Mitglied des großen Rathes nicht minder selbständig gegen die Tonangeber des damaligen Liberalismus auf. Er war ein gewandter Advokat, der sich mit seiner Praxis ein beträchtliches Vermögen erwarb und das Haus zum Thaleck besaß.

Reglement für die Bedienung des 4-pfünders aufzusetzen. Zu gleicher Zeit wurde die Legion*) errichtet, bei welcher ich ebenfalls als Instruktor angestellt wurde. Mittlerweile fand aber die Aufstellung der mediationsmäßigen eidgen. Armee nach dem Entwurfe des Herrn Oberst Ziegler die Genehmigung der Tagsatzung, wornach unser Kanton zwei Kompagnien Artillerie zu organisiren hatte. Gerade sollte die Mannschaft zum Unterricht einberufen werden, als sich ein Theil der Landleute gegen die Befolgung der vom großen Rathe erlassenen Gesetze auflehnte und der Willi'sche Aufruhr entstand.

Als das Schloß Wädenswyl in Brand gesteckt wurde, mußte die Regierung verfassungsgemäß Hülfe bei den übrigen Ständen ansprechen. Die Legionsartillerie wurde aufgefordert, zur Unterstützung der Regierung mitzuwirken. Auf Verlangen von Hrn. Oberst Ziegler wurde dieselbe unter mein Kommando gestellt; ich gab mir mit der Instruktion alle Mühe und arbeitete die übrige Zeit an der Ausrüstung einiger Geschütze. Indessen waren nach und nach die Standeskompagnien von Bern, Aargau und Freiburg angelangt, sowie auch eine neu errichtete Füsilierkompagnie aus dem Emmenthal. Am 27. März 1804 Abends ließ mich Herr Oberst Ziegler rufen, zeigte mir an, daß Morgen um 3 Uhr ausmarschiert werde und theilte mir seine Dispositionen mit. Während ich mich mit ihm unterhielt, kamen auch Rud. Bodmer**) und Gg. Kramer***), welch' letzterem er die Aufträge für die allenfalls zu erhaltenden Scharfschützen gab. Bodmer aber fragte er, ob er glaube, mit den Kavalleristen der Legion einen gewagten Streich ausführen zu können, um Hrn. Oberst Füßli und dessen Bruder Jean,

---

*) Die Legion war Nachfolgerin des Pörtler Kollegiums; eine freiwillige Vereinigung von Kavalleristen, Artilleristen, Scharfschützen und Infanteristen zum Zwecke gemeinschaftlicher militärischer Uebungen. Die Legionsartillerie bildete eine Kompagnie.

**) Kavallerielieut. Rud. Bodmer, geb. 1779, nachmals Rittmeister, ein sehr tüchtiger Offizier.

***) H. Gg. Kramer, Färber, im Frohnfastenhaus, geb. 1772, später Scharfschützenhauptmann im Succursregiment.

welche nebst Major Michel in Affoltern von den Insurgenten gefangen gehalten wurden, zu befreien. Da Bodmer dies bejahte und versprach, sofort alle Anstalten zu treffen, so gab ihm Herr Oberst Ziegler noch einige Räthe auf den Weg. Die Unternehmung wurde mit dem besten Erfolge gekrönt.*)

Morgens um 3 Uhr rückten wir aus; als wir aber die Sihlporte passirt hatten, wurde plötzlich Halt kommandirt, und ich begreife bis auf den heutigen Tag noch nicht, warum wir in dieser Stellung bis 4 Uhr warten mußten. Dann ging der Marsch in einer Kolonne, Scharfschützen und 50 Mann vom Freikorps an der Spitze, bis auf die Höhe von Brunnen bei Kilchberg. Hier theilte sich das Korps. Oberst Ziegler mit der Zürcher und Aargauer Standeskompagnie nebst einer Kanone unter Kommando von Vögeli**), welchem ich die zuverlässigsten Kanoniere beigeordnet, marschierte rechts ab, um über alle Höhen den Flecken Horgen zu umgehen. Die Standeskompagnien***) von Bern und Frei-

*) Ueber diesen prächtigen Reiterstreich berichtet die Freitagszeitung vom 6. April 1804 wie folgt: Am 27. März, Nachts um 11 Uhr, reisten 25 Mann unserer tapfern Jäger zu Pferd, von Herrn Lieut. Bodmer angeführt, von hier ab. Auf dem Wege bis Affoltern war alles ruhig und still. Als ihr Vortrab, den der rüstige Fehr von Gütikhausen anführte, sich dem Dorfe näherte, rief eine rebellische Schildwache: Wer da? — Patsch, den Säbel durch den Kopf, war die Antwort. Nun brach das Wetter los. Es war Morgens 3 Uhr. Sowie die Jäger mit fürchterlichem Geschrei, den blanken Sabel in der einen, die Pistole in der andern Hand, durch das Dorf sprengten, flogen piff, paff, Flintenkugeln aus den Häusern. Wirklich ward ein Jäger durch einen Streifschuß leicht verwundet und ihm das Pferd unter dem Leib weggeschossen. In dem Dunkel der Nacht und mitten im Feuer und Dampf entflammte die Rache der Jäger. Sie stürzten dem Wirthhause zu, wo ihre liebe Beute war. Jetzt gab es blutige Köpfe und manchen leeren Hut. Vier Jäger stiegen vom Pferd. Die Schildwachen wurden niedergemacht, die Rebellen, es waren über 600, auseinandergesprengt, ungefähr 25 theils getödtet, theils verwundet, die Wache im Wirthshaus auseinandergejagt, ihre Flinten zerschlagen, das verschlossene Zimmer aufgesprengt, die 8 Eidsgenossen erlöst, brüderlich umarmt, auf ihre Pferde gesetzt und Sieg singend in den Schooß ihrer lieben Vaterstadt zum allgemeinen Jubel gebracht.

**) Casp. Vögeli, Baumeister, Artillerielieut., geb. 1774, 1816—31 des großen Raths, Besitzer des Brandschenkegutes.

***) Die Mediationsverfassung gestattete jedem Kanton ein stehendes Truppenkorps von höchstens 200 Mann zu halten.

burg und die Berner Füsilierkompagnie sammt dem Freikorps*) und meiner Artillerie, bestehend aus einer 6'' Haubitze und einer 4-pfünder Kanone, alles unter Kommando von Oberst Kirchberger von Bern, marschierte auf der Straße bis ob Thalwyl vereint. Ehe ich mich von Vögeli trennte, machte ich Herrn Oberst Ziegler darauf aufmerksam, daß Vögeli's Protzkästchen ja nur acht Kugel- und fünf Kartätschschüsse enthalte und er doch Anstalten treffen möchte, mehr Munition nachholen zu lassen, er antwortete aber: „wir brauchen diese nicht."

Gleichzeitig war das Kriegsschiff, mit zwei 2-pfünder Kanonen versehen, unter Kommando von Paul Schultheß von Zürich abgefahren. Als wir gegen Oberrieden anrückten, wurden wir von den Insurgenten angegriffen. Da die Straße zum Umwenden nicht breit genug war, so ließ ich sogleich eine Hecke umhauen, wobei mehreren Kanonieren die Säbel aus dem Gefäß fuhren. Während ich die Haubitze abprotzen und wenden ließ, benutzte ein Fuhrmann meine Abwesenheit, um seine Pferde von dem 4-pfünder loszuspannen und zurückzureiten, wurde aber von Wagenmeister Boßhard eingeholt und mit Hieben mit der flachen Klinge wieder vorgebracht. Nun erscholl die Sturmglocke von Horgen. Wir rückten vor bis zur Höhe ob dem Haus von Statthalter Hotz; hier liefen die Freiburger unter dem Rufe: „Sacre Dieu, ils sont tróp de monde" zurück, ihr Oberlieutenant trieb sie aber wieder vorwärts. Unterdessen war der feindliche Hauptmann Gugolz von einem unserer Scharfschützen tödtlich verwundet worden und seine Leute zogen sich zurück. Bei dem Hotz'schen Haus fand ich Gerber Nägeli, der sich beim Laden seines Stutzers den zerbrochenen hölzernen Ladstock durch die Hand gestoßen hatte. Auf meine Aufforderung gab ihm ein Frauenzimmer aus dem Haus ein kurzes Vorhangstängli statt des Ladstockes, man verband ihm die Hand und dann ging's wieder vorwärts, die Haubitze auf der obern, die Kanone auf der untern Straße.

*) Das Freikorps war während der Belagerung von 1802 zur Verwendung an den bedrohtesten Punkten der Festungswerke gegründet worden und bestand zum größten Theil aus Söhnen angesehener Familien.

Als das Dorf eingenommen war, ging ich einen Augenblick in's Pfarrhaus; dann wurde ich aber von verschiedenen Leuten zu Hülfe gerufen, da die Berner und Freiburger zu plündern anfingen. Im Schwanen traf ich mit Oberst Kirchberger zusammen und fragte ihn, ob ich nicht mit der Artillerie gegen die Bocken marschieren solle, da man von dort her noch schießen höre. Er antwortete aber: „Nein, alles geht nach Käpfnach“ und befahl dem eben eintretenden Gemeindammann: „Ihr schafft Wein und Brod und Käs für 1000 Mann nach Käpfnach.“ Dahin ging nun wirklich der Marsch. Ich kam mit meinen Leuten zu Ziegler-Landis, die große Stube war voll Berner und Freiburger, von denen namentlich die letztern größtentheils so besoffen waren, daß sie kaum stehen konnten. Man wies uns in ein Nebenzimmer und nachdem ich mir eine Tasse Kaffee hatte geben lassen, die ich durchaus bezahlen wollte, brachte die Tochter eine Deckelzeine voll Geld mit der Bitte, es ihnen in Verwahrung zu nehmen. Inzwischen entstand im Hauptzimmer Tumult. Der Hauswirth suchte den Soldaten begreiflich zu machen, sie hätten gewiß genug getrunken; ein Soldat von der Zürcher Standeskompagnie begegnete ihm aber brutal und wollte eben Hand an ihn legen, als ich eintrat und Ruhe gebot. Der Kerl erwiderte mir, ich habe ihm nichts zu befehlen und da ich ihn hierauf zur Thüre hinausstieß, drang er mit gefälltem Bajonet auf mich ein, wurde aber von zweien meiner Kanoniere ohne weiteres die Treppe hinuntergeschmissen.

Inzwischen hatte man keine Nachrichten von unserer rechten Flügelkolonne, hingegen hörte man von der Bocken her stets schießen, es wurden blessirte Offiziere und Soldaten den Berg hinunter gebracht; endlich stand die große Scheune auf Bocken in Brand und unsere Jäger vom Freikorps kamen herunter. Emil Meiß und Hrch. Peter legten sich bei unserem Geschütz nieder und sagten: „Jetzt können wir uns heimstreichen wann wir wollen, wir sind zemme.“ Wir vernahmen nun, daß auf dem rechten Flügel die Sache ganz schief gegangen, die Kanone verloren und die Infanterie bis Oberrieden zurück sei. Wie

mir nämlich Vögeli und seine Kanoniere erzählten, wurde die Kolonne in der Gegend ob Arn plötzlich von Stutzerschüssen begrüßt, wobei mehrere blessirt wurden. Herr Oberst Ziegler habe befohlen, mit der Kanone vorzufahren, Vögeli habe aber erst abprotzen wollen, dafür aber den Vorwurf erhalten, ob er sich fürchte. Er sei nun vorgefahren, dabei aber in einen Sumpf gerathen, in welchem die Kanone stecken blieb.*) Hier seien auch Lieutenant Frei von Brugg und mehrere Aargauer gefallen. Da nun auch die Standeskompagnie von Bern, nachdem sie die Scheune angezündet, um ihren Rückzug zu decken, nach Käpfnach heruntergekommen war, so befahl Oberst Kirchberger auch den Rückzug unserer Kolonne nach Zürich. Voran die Standeskompagnie, dann die Milizkompagnie von Bern, worauf ich mit den zwei Piecen folgte, seitwärts von Infanterie gedeckt, die Freiburger als Nachhut. Beim Mönchhof ging einem der Berner das Gewehr los, worauf einer nach dem andern seine Flinte losschoß; lange währte es, bis die Offiziere dem Schießen Einhalt thun konnten, von dem die Kugeln über und neben den Schiffen, welche Blessirte führten, vorbeiflogen. Als wir nach Zürich kamen, war Alles unter'm Gewehr, da man aus dem Schießen geschlossen hatte, wir seien auf dem Rückzug verfolgt.

Dies war gar nicht der Fall, denn die Insurgenten waren ebenso bestürzt, als unsere rechte Flügelkolonne und der Triumph über die eroberte Kanone machte in Wädenswyl wenig Freude. Die folgenden Tage wurde die Kanone von einer Gemeinde am See in die andere geführt, zuletzt aber, ich weiß nicht mehr von welcher Gemeinde, in die Stadt zurückgesandt. Die acht Tage, welche nun ruhig verflossen, benutzte ich, um die Legionskanoniere zu unterrichten und leichtes Geschütz mit Munition zu versehen, während von Bern, Solothurn, Basel, Aargau und Schwyz je zwei Kompagnien Infanterie einrückten. Acht Tage nach dem vorgefallenen Gefecht marschierten die gesammelten

---

*) Das Steckenbleiben der Kanone und Vögeli's tragi-komische Flucht vor den Insurgenten ist sehr anschaulich im Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft beschrieben.

Truppen in vier Kolonnen aus und besetzten ohne Widerstand Horgen, Wädenswyl und einige Gemeinden im Knonauer Amt.

Die Nacht vorher war ich mit einem 4-pfünder und einer Haubitze, begleitet von Scharfschützen und einer halben Kompagnie Freiburger, nach Ludretikon marschiert. Morgens früh zogen wir in Horgen ein, blieben bis Montags dort und kehrten dann wieder nach Zürich zurück, um folgenden Tags nach Stäfa zu marschieren. Während unseres Aufenthaltes wurde die Gemeinde entwaffnet. Willi, der von einem einfältigen Oberländer unter einem Haufen Reisig, auf welchen sich letzterer gesetzt und dadurch dem blessirten Willi Schmerzen verursacht hatte, entdeckt wurde, ward nach Zürich geliefert; auch Häberli und Schneebeli waren eingebracht worden. Das Ende war das über Willi, Schneebeli, Häberli und Hanhart gehaltene Kriegsgericht. Die zwei erstern wurden zum Schwert, Häberli zum Erschießen, Hanhart zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Dann kehrten die eidg. Truppen successive heim.

Nunmehr trat ich förmlich als Hauptmann der ersten Artilleriekompagnie in Dienst. Ich hatte drei Abtheilungen von je 36 Mann Rekruten; jede dieser Abtheilungen blieb zwei Monate im Dienst, so daß ich sechs Monate nacheinander das Waffenhandwerk trieb.

Im Herbst 1805 mußte ich mit meiner Kompagnie zum ersten Mal in eidgenössischen Dienst treten, da die östlichen Grenzen wegen Annäherung des Kriegstheaters besetzt werden mußten. Unser erstes Nachtlager war in Winterthur, das zweite in Elgg. In dieser Nacht erfror aller Wein und die Betrübniß der Leute war groß. Wir blieben einige Tage in Elgg, wurden von Oberst von Herrenschwand inspizirt und erhielten dann Marschroute über Oberutzwyl nach St. Gallen.

In St. Gallen sollte meine Kompagnie in einer provisorisch eingerichteten Kaserne untergebracht werden; die Zimmer waren aber so niedrig, daß meine großen Leute nicht aufrecht stehen konnten. Da überdies einer in einem Papierchen Einquartierungsthierchen einer größern Art vorwies, die er in der Kaserne gefunden, so verwandte ich mich beim Stadtrathe um Einquartierung in die Bürgerhäuser. Ich

logierte bei einem Herrn Kälin, wo ich die erste Spinnmaschine sah, welche freilich noch sehr unvollkommen war; das Rad wurde von einem Mann getreten. Nach zwei Tagen erhielten wir Ordre, nach Thal im Rheinthal zu marschieren. Hier befanden wir uns sehr gut; ich war mit Oberlieut. Finsler im Kreuz logirt, wo wir für 10 Reichskreuzer par tête ohne Wein täglich Déjeuner, Mittag- und Nachtessen hatten. Die Zeit wurde uns nicht lang; ich exerzierte meine Leute tüchtig ein, so daß Major v. Graffenriedt, der im Namen von Oberst v. Lutternau eine Revue passierte, mir versicherte, meine Kompagnie manövrire „gäng so gut“ wie ihre reitende Artillerie. Ich hatte nämlich zwei 8-pfünder und vier 4-pfünder Kanonen, welche ich vermittelst des Schlepptau's und abwechselnd mit dem Avancirtau durch die Pferde bewegen ließ; davon hatte man bei der Artillerie aller übrigen Kantone noch keine Idee. v. Graffenriedt machte daher den Rapport, meine Batterie sei die beweglichste, könne aber nicht auf Kommando exerziren, auf welch' letzteres die Berner großes Gewicht legten. Ich überzeugte aber Hrn. Oberst von Lutternau, daß bei der ganzen französischen Feldartillerie niemals nach Kommando exerzirt, sondern nur die geschwinde Ladung angewandt werde. Wir waren nicht sehr erfreut über den Befehl, von Thal aufzubrechen. Ich kam mit den zwei 8-pfündern und zwei 4-pfündern nach Altstetten und mußte Finsler nach Sennwald detachiren. Diese Bewegung wurde veranlaßt durch den Marsch des Generals Augereau, welcher den Rhein entlang zog, um den General Auffenberg im Vorarlberg anzugreifen. Das Rheinthal wurde daher stark besetzt. Unser Brigadekommandant war Oberst Pellizari aus Bündten, Divisionär Oberst v. Herrenschwand. Letzterer sandte mich in der Nacht vor der Kapitulation des Generals Auffenberg zu Hrn. Oberst Füßli*) nach St. Margrethen. Es war so dunkel, daß ich den Kopf meines Pferd-

*) Hs. Jak. Füßli im Sihlhof war 1802—1804 sehr thätig zu Gunsten des Föderativsystems; 1803 des großen Rathes und Oberst des Succursregiments; 1804 zu Mettmenstetten von den Bauern gefangen und durch die Chevauxlegers befreit; 1813 eidg. Oberst; 1815—30 des kleinen Raths.

chens nicht sehen konnte. Ich trabte frisch d'rauf los; plötzlich, nicht weit von Balgach, stand mein Rößchen still und wollte trotz allen Flattirens nicht vorwärts; da trat gerade der beinahe leere Mond hinter einer Wolke hervor und ich sah vor mir einen tiefen Graben, über welchen nur ein Balken gelegt war. Ich kehrte um und fand bald wieder die Landstraße. In Au angekommen, wies man mich an den Rhein, wo das Bataillon Füßli bei Wachfeuern bivouakirte. Auf den Höhen jenseits des Rheins sah man eine Menge Wachfeuer. Gegen Morgen kam Oberst von Herrenschwand selbst, später auch Oberst Pellizari mit seinem Adjutant, dem nachher. neapolit. Oberst Hier. von Salis und dem Kavalleriehauptmann von Dießbach. In dieser Gesellschaft kehrte ich nach Altstätten zurück, wo dann die Nachricht eintraf, General von Auffenberg habe sich mit seinem ganzen Korps ergeben und nur General v. Klenau mit dem Regiment Kinsky Chevauxlegers habe sich durchgeschlagen.

Nun kamen wir wieder nach Thal, wo wir noch acht Tage blieben, dann wieder nach Elgg verlegt wurden und nach ein paar Tagen Aufenthalt nach Bassersdorf und Zürich marschierten. Hier war die Berner reitende und eine Fußartilleriekompagnie, eine Aargauer und eine von Solothurn und Freiburg kombinirte Kompagnie mit der meinigen vereint zu einem großen Manöver bestimmt. Herr Oberst von Lutternau gab einen Tagesbefehl heraus, wie vor einem großen Schlachttag, dessen ängstliches Detail mich herzlich lachen machte. Die Trainpferde mußten sämmtliche Piecen in den Schützenplatz führen; dort wurden dieselben unter Leitung eines Aargauer Offiziers in eine Linie gerichtet. Dann wurde die ganze Mannschaft im Thalacker aufgestellt, wobei zur Vergrößerung des Festes auch das zur Instruktion anwesende Detachement Vögeli's mitmachen mußte. Dieses Bataillon Kanoniere marschirte nun unter Befehl des ältesten Hauptmanns, Fischer von Bern, nach ausdrücklichem Befehl, aus der linken Flanke nach dem Schützenplatz. Da die sämmtlichen Fußbatterien nicht mit dem Schlepptau zu manövriren wußten, so wurden die Geschütze von der Mannschaft bewegt, mit Aus-

nahme der reitenden Artillerie und vier Piecen von meiner Batterie. Die reitende Artillerie begab sich in den Kräuel und manövrirte dort unter dem Feuer der ganzen diesseits aufgestellten Geschützlinie; ich war beauftragt, mit meiner halben Batterie die reitende nach ihrem Uebergang über die Sihlbrücke abzuhalten, die Linie in der Flanke zu beschießen. Das Bourlesque der Sache wurde noch dadurch erhöht, daß vier Haubitzen während des Scheingefechtes mit Granaten nach drei im Sihlfeld hintereinander aufgestellten Wänden feuerten. Das Ganze schloß mit einem Nachtessen, das Herr Oberst von Lutternau den Offizieren gab.

Mit dem 1. September 1809 mußte ich mit meiner Kompagnie diejenige Finsler's in Bischoffszell ablösen. Wir blieben acht Tage dort und machten von da aus einmal den Herren Kramer, Eßlinger und Landolt im Gonzenbach'schen Hause in Hauptweil einen Besuch; dann auch wurde ich mit meinen Offizieren von dem eidgen. Oberst v. Muralt auf Oetlishausen zum Mittagessen eingeladen, welches, obgleich alles im Schlosse auf Verfall deutete, auf's prächtigste servirt wurde. Nachher mußten wir die Bernerkompagnie v. Dießbach im Park von Straubenzell ablösen. In Bruggen bekam ich Logis bei einer Krämerin, wo auch die Herren v. Dießbach und Tscharner logiert hatten, allein da die Wirthin gleich bei meiner Ankunft auf impertinente Weise über die Berneroffiziere zu schimpfen anfing, so erklärte ich ihr, bei einem so groben Weib nicht logieren zu wollen und ließ ihr dafür vier Kanoniere einlegen. Ich kam dann in's Pfarrhaus und wurde dort um so freundlicher empfangen, als ich dem Hrn. Pfarrer Zelger meine Bekanntschaft mit seinem Bruder, Hrn. Pater Großkeller in Rheinau, mittheilte. Im Oktober wurde das Wetter sehr unfreundlich und Füßli baute in der Wachstube einen Ofen. Im Park standen außer meinen Fuhrwerken noch Berner, Luzerner, Aargauer und St. Galler Caissons, manche davon nicht in der besten Beschaffenheit. Ich machte darauf aufmerksam, daß sowohl Fuhrwerke als Munition von der Witterung sehr leiden und erhielt Ordre, mich umzusehen, wo die Caissons untergebracht wer-

den könnten. Herr Kavalleriehauptmann Schieß in Herisau verstand sich dazu, seine Reitschule herzugeben. Die St. Galler Caissons wurden in's dortige Zeughaus gesandt; ich schickte meinen Kompagnieschreiber Schännis voraus nach Herisau, um Quartier zu machen, und begab mich mit dem ersten Transport von Caissons auf den Weg. Unweit Herisau kam mir Schännis entgegen mit der Meldung, der Rath verweigere die Aufnahme der Munitionswagen. Ich ließ gleichwohl fortfahren und von Herrn Schieß den Schlüssel zur Reitschule verlangen, der aber verweigert wurde. Nun begab ich mich zu Herrn Landesstatthalter Schieß, wies ihm Ordre und Marschroute vor und machte ihn auf die Folgen einer solchen Widersetzlichkeit aufmerksam; er ließ den regierenden Rathshauptmann rufen und machte ihm die nöthigen Vorstellungen, welchen ich die Bemerkung beifügte, daß ja die Reitschule vom Flecken ziemlich abgelegen sei und stets gut bewacht sein werde, so daß sicher keine Gefahr entstehe. Nun wurde der Schlüssel gebracht, ich konnte die Caissons versorgen und Tags darauf mit dem Rest in Herisau einziehen. Ich war bei Herrn Schoch, vom Hause Schoch & Steiger, auf's vortrefflichste logiert. Unser Aufenthalt in Herisau war für meine Leute ein wahres Capua. Die Weibsleute besuchten die Kanoniere sogar auf der Wachstube, so daß ich energisch einschreiten mußte. In der Zwischenzeit mußte ich zwei Piecen zu einem großen Manöver in's Rheinthal senden, wo meine Mannschaft wegen ihrer Geschicklichkeit im Manövriren und Zielschießen großes Lob erntete.

Ende Oktober erhielt ich von Zürich aus die nöthigen Pferde, um den Park dorthin zu bringen. Beim Abmarsch von Herisau begleitete uns Jung und Alt bis Goßau, einige Weibspersonen wollten den Kanonieren noch weiter folgen, so daß ich sie zurückweisen lassen mußte. Unser erstes Nachtlager war in Wyl, wo ich zu einem Baron einquartiert wurde. Als ich mich in's Haus verfügte, brachte ein Knecht ein Licht, öffnete, ohne ein Wort zu sagen, die Thüre eines Zimmers, das voll Mastirrauch war, stellte das Licht auf den Tisch und ging fort. Da sich Niemand mehr blicken

ließ, so nahm ich das Licht, stellte es im Hausgange ab, kehrte in's Wirthshaus, wo mein Pferd eingestellt war, zurück und blieb da. Am Morgen ging der Zug nach Elgg. Gleich außerhalb Wyl begegnete uns eine Güterfuhr mit sechs Pferden. Ich sagte dem, der die vordersten Pferde führte, er müsse ein wenig bei Seite fahren, damit der Zug durch könne, worauf er mir antwortete: „So! das wäre mir eine neue Mode." Da nun der Wachtmeister der ersten Piece die Pferde des Fuhrmanns etwas auf die Seite lenken wollte, versetzte ihm dieser einen Stoß auf die Brust und sagte: „Ihr verdammten Vergebisfresser werdet wohl warten können!" worauf ihn der Trainsoldat der ersten Piece mit dem verkehrten Geißelstock über den Kopf hieb, daß ihm das Blut über's Gesicht schoß. Der bei den Deichselpferden des Güterwagens gehende Fuhrmann sagte: „Es geschieht dem groben Kerl recht," und damit ging der Zug vorwärts. In Elgg logierte ich im Pfarrhaus und folgenden Tags ging der ganze Zug von 30 Fuhrwerken in einem Marsch nach Zürich, wo wir um 2 Uhr anlangten.

Anno 1812 mußte ich eine neue Kompagnie bilden; die Menge von Rekruten, welche sich zeigten, ließ mir eine solche Auswahl, daß ich keinen unter 5' 6" Pariser Maaß annahm; gewiß war das die schönste Kompagnie, welche je in unserem Kanton aufgestellt wurde.

Die Ereignisse des Jahres 1813 zwangen auch die Eidgenossenschaft, Truppen an die Grenzen zu stellen. Ich wurde zum Oberstlieutenant ernannt und mußte in's Hauptquartier nach Aarau. Kaum waren wir zwei Tage eingerichtet, so kam die traurige Nachricht, die Alliirten werden unsere Neutralität nicht anerkennen. Zugleich erhielt Hr. Oberst von Lutternau Bericht, daß man in Bern daran arbeite, die Regierung zu stürzen. Nie werde ich die Nacht vergessen, in welcher wir zusammen über diese betrübenden Umstände wie die Kinder weinten. Herr Oberst v. Lutternau erhielt von Hrn. General v. Wattenwyl den Befehl, sogleich nach Bern zu gehen und in beider Namen gegen jede Regierungsveränderung zu protestiren. Am Morgen früh mußte alles im Hauptquartier Proklamationen schreiben, worin den Truppen die

Vorgänge bei Basel bekannt gemacht und zur ruhigen Erwartung näherer Befehle aufgefordert wurde. Das Hauptquartier wurde nun nach Lenzburg verlegt. Hier traf ich Hrn. Oberstquartiermeister Finsler, von dem ich erfuhr, daß man auch in Zürich den Durchmarsch von österreichischen Truppen erwarte und daß er nach Hause gehe. Tags darauf mußte ich mit dem ganzen Hauptquartier in's Kloster St. Urban. Schon in Suhr gesellte sich der österreichische Oberst Deseau zu uns, mit welchem ich mich ziemlich lange unterhielt. Am folgenden Tage kam Herr Oberst v. Lutternau von Bern zurück in St. Urban an und erwirkte mir meine Entlassung; jedoch mußte ich über Aarburg gehen, um dem dortigen Munitionsverwalter Hirzel Instruktionen zu überbringen. Schon in Langenthal traf ich österreichische Kavallerie und in Aarburg war das ganze Gränzerregiment Deseau einquartiert. Mit Mühe konnte ich mein Pferd unterbringen; dann begab ich mich auf die Festung, wo ich eben Oberst Deseau im Gespräch mit Hirzel antraf. Auf der Festung übernachtete ich auf einem Strohsack und wurde von Hirzel gut militärisch bewirthet. Am Morgen war das Regiment abmarschirt, ich ließ mein Pferd bringen und nahm von Hirzel Abschied. Eben wurde eine große Heerde ungarischer Ochsen durchgetrieben und da ich denselben ausweichen wollte, kam mein Pferd auf ein hölzernes nasses Brückchen zu stehen, glitschte zweimal mit beiden Hinterfüßen aus, hielt sich aber so tapfer, daß es vor'n immer aufrecht blieb, zu großer Verwunderung aller Umstehenden, die erwartet hatten, ich müsse verunglücken. Da ich vermuthete, die österreichische Armee werde ihren Weg über Lenzburg nehmen, so schlug ich denjenigen über Schöftland nach Bremgarten ein. In dieser Beglaubigung mußte auch der eidg. Generalstab sein, denn die noch nicht aufgelösten Truppen wurden alle von der großen Straße verlegt. So traf ich ganz unerwartet die halbe Kompagnie Finsler unter Kommando von Füßli in Schöftland, neben ihr eine österr. Infanteriekompagnie. In Oberkulm traf ich ein Aargauer Bataillon, in Sarmenstorf langten eben die Quartiermacher für ein Kavallerieregiment an und ehe ich noch Bremgarten erreichte, passirte

das ganze Regiment, Prinz Constantin Dragoner, bei mir vorbei. Außer Bremgarten mußte ich bei einem aufgestellten Grenadierregiment vorbei und auf dem Wege passirte ich noch mehrere Regimenter Infanterie und das Regiment d'Orelli Chevauxlegers. Die Offiziere begegneten mir alle sehr höflich. Bei Birmensdorf traf ich auf einen Artillerietrain von ca. 70 Fuhrwerken und einer Menge Requisitionsfuhren, geführt von Hottingern und Riesbachern, von denen ich viele kannte. Dann mußte ich wieder einer Heerde ungarischer Ochsen ausweichen und gerieth dabei in eine sumpfige Wiese, aus welcher mich nur die Stärke meines Pferdes rettete. In einem Hause im alten Berg reinigte ich mich vom Koth und ein anwesender österr. Kürassier putzte gegen ein Trinkgeld mein ganz von Morast überzogenes Pferd. Am zweiten Weihnachtstag Abends langte ich in Zürich an."

Die Aufzeichnungen Reinachers reichen von hier noch bis zum Jahr 1823, da er nach dem Tod des Schanzenherrn Fehr vom kleinen Rath einstimmig zu diesem Posten ernannt wurde. Wir übergehen diese letztern Jahre, die ihn nicht mehr in wirklich aktiven Dienst, sondern mehr zu administrativer Thätigkeit riefen und werfen zum Schlusse noch einen Blick auf seine allgemein bürgerliche Thätigkeit, um dann mit einer kurzen Charakteristik des trefflichen Mannes zu enden.

Nach Aufhebung seines Amtes kaufte er das Gut zum unteren Sonnenberg in Hottingen und zog sich von allem öffenlichen Wirken zurück, ohne indessen sein lebhaftes Interesse für alles, was auf militärischem und politischem Gebiete vorfiel, zu verlieren. Er blieb ein eifriges Mitglied der militärisch-mathematischen Gesellschaft, deren Präsident er längere Zeit war; ebenso war er Mitglied und zeitweise im Vorstand der Stadtschützengesellschaft und nahm noch bis in sein hohes Alter an dem jährlichen Schießen des Artilleriekollegiums Theil. Auch die zürcherische Hülfsgesellschaft, die anno 1799, hauptsächlich auf Anregung seiner Sonntagsgesellschaft hin, entstanden war, zählte ihn zu

ihren thätigsten Mitgliedern, und als anno 1805 die Hülfsgesellschaft an die Errichtung der Sparkasse ging, besorgte er während längerer Zeit den Posten eines Einnehmers und hatte herzliche Freude an dem Aufblühen des Institutes. Seit dem 15. März 1808 mit Dorothea Hottinger, Schwester des Geschichtschreibers J. J. Hottinger, einer vortrefflichen Frau, die ihm in guten und bösen Tagen treu zur Seite stand, in glücklichster Ehe verbunden, flossen seine spätern Tage in ruhigem Stillleben dahin.

Bei irgendwie ordentlichem Wetter ging er die Woche hindurch täglich in die Stadt, um seine Partie Billard zu spielen; der Sonntag aber vereinigte ihn gewöhnlich mit seinen neun Kindern und einer jährlich zuwachsenden Enkelschaar.

Bis gegen Ende 1853 hatte er sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut und namentlich sein scharfes Auge, das ihn auf die bedeutende Distanz vom Hause zur Klosbachstraße jeden kommenden Besuch erkennen ließ, beibehalten; dann aber stellte sich ein unheilbares Hals- und Magenübel ein und nachdem er viele Wochen geduldig die heftigsten Schmerzen erlitten und außer ein wenig Kaffee nichts mehr hatte zu sich nehmen können, verschied er den 20. August 1854 im 81. Jahre, tief betrauert von allen die ihn kannten.

Eine biedere, gerade Natur, allem Scheinwesen Feind, war Reinacher ein ächter Christ, ein treuer liebevoller Gatte und Vater, der in seinem Hauswesen strenge auf alte Zucht und Sitte hielt. Als Bürger that er redlich und gewissenhaft seine Pflicht und handelte stets nach innerster Ueberzeugung. Zu einer seiner Töchter, die bis zu seinem Erkalten seine Hand nicht loslassen konnte, sagte er noch am Samstag vor seinem Ende: Es kommt ein armer Sünder und freut sich der Gnade, die der Herr einem solchen verheißen hat.

Sein Lieblingswort war: Pro Deo et Patria!

Streng konservativ, wie er war, fiel es ihm nicht leicht, sich in die neue Ordnung der Dinge zu finden, und öfters geriethen sein Schwager J. J. Hottinger und er eifrig aneinander. Während der erstere in

seinen idealen Anschauungen der kommenden Generation eine Aera des Friedens und Glückes, als Früchte der Volksbildung, prophezeite, befürchtete Reinacher, daß eine allen religiösen und tiefern sittlichen Gehaltes ermangelnde Scheinbildung sich breit machen, die guten Früchte der Volksbildung im Keime ersticken und eine gewaltige soziale Krisis herbeiführen werde. Die Folge hat leider gezeigt, daß er hierin nicht unrichtig voraussah.

Um Reinacher's Verdienste als Militär richtig zu würdigen, darf nicht außer Augen gelassen werden, daß bei seinem Diensteintritte und später noch längere Zeit die Regierung bei Organisation und Instruktion namentlich der Artillerie und des Genie beinahe nur auf den Eifer und guten Willen einzelner Offiziere, welche weder Mühe noch ökonomische Opfer scheuten, angewiesen war. Man darf ferner nicht übersehen, daß Reinacher seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse größtentheils nur durch angestrengtes Selbststudium sich erwerben konnte, daß bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die zürcher. Artillerie äußerst wenig Manövrirfähigkeit besaß und daß ein schweizerischer Brückentrain nicht existirte, bis er einen solchen mit größter Mühe und Ausdauer zu Stande brachte, so daß Reinacher sich unstreitig große Verdienste um die Entwicklung des eidg. Pontonnierkorps erworben hat. Auch für das Schützenwesen interessirte er sich lebhaft und drang höheren Ortes, obwohl vergeblich, auf eine leichtere Equipirung und Bewaffnung der Scharfschützen, um diese Truppe beweglicher zu machen. Die Thatsache, daß er für die viele Mühe und die bedeutenden Kosten, die ihm Bearbeitung und Druck des neuen Artilleriereglementes verursachten, nie irgend welche Vergütung weder erhielt noch beanspruchte, spricht laut genug für sein uneigennütziges, bescheidenes Wesen.

Indem wir noch auf die Neujahrsblätter von 1859—1868 der Feuerwerkergesellschaft der Stadt Zürich verweisen, in welchen Reinachers Bemühungen um das Artillerie- und Geniewesen eingehend be-

sprochen sind, schließen wir mit dem Wunsche, daß es dem Vaterlande stets vergönnt sein möge, Männer zu finden, die in der Stunde der Gefahr mit ebensoviel Muth und Einsicht, in Zeiten des Friedens mit solcher Pflichttreue, Ausdauer und Selbstlosigkeit ihren Mann stellen, wie derjenige, dessen Wirken uns im Vorstehenden geschildert worden ist.

Das zürcherische Wohnhaus im 16. Jahrhundert.

Von Dr. A. Nüscheler-Usteri.

In unserer so emsig schaffenden Zeit, die nicht bloß dem Neuen, Zukünftigen ihr Interesse zuwendet, sondern auch das Alte, längst Vergessene mit wahrem Ameisenfleiß wieder aus dem Staube hervorsucht und zur leichteren Erforschung der Wissenschaft zusammenträgt, in dieser Zeit ist es wohl statthaft, auch das zürcherische Wohnhaus und seine Einrichtung in früheren Jahrhunderten einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen, um so eher, als Name und Gebrauch mancher Geräthschaften desselben nicht mehr bekannt sind. Es dürften daher Freunde des Alterthums nicht abgeneigt sein, mit uns eine Wanderung durch das wohlbestellte Heim einer ehrsamen Bürgerfamilie des XVI. Jahrhunderts zu unternehmen.

Die Quellen, welche uns das Material zu dieser Studie lieferten, sind meistens Inventarien von Verlassenschaften im Staatsarchiv aus dem Zeitraum von 1469 bis 1600; nützlich dafür waren ferner ein Oelgemälde des Heinrich Sulzer von Winterthur aus dem Jahre 1643 (jetzt im Besitze von Frau Helfer Heß im Lindenhof) und der Kupferstich des Zürchers Konrad Meier, darstellend die bekannte „Tischzucht", vom Jahre 1645.

Versetzen wir uns also in den ältesten Theil der Stadt Zürich, etwa in ein Haus unter den Tillenen (Dielen, jetzt Bogen) am Fischmarkt, wo Käufer und Verkäufer in geschäftigem Treiben wetteifern. Da fesselt unsere Aufmerksamkeit zunächst ein Gaden oder Laden neben der Hausthüre, in welchem „allerleyg Kram und Sydenwar" ausgeboten sind. In dem etwas düstern Raume ist für Geld zu haben, was zur Kleidung des Leibes und zum Kitzel des

Gaumens beitragen kann. Es glänzen uns auf Gestellen entgegen kostbare seidene Stoffe, als: türgischer Atlaß, Damast und Sammet, aeschfarwen, brun, gäl, grün, kermensyn, rot und wyß; auch Taffet, sowohl schwartzer Leionner, guter und schlechter, als einfaltiger, eschfarwener Genfer; ferner Ormasyn (leichtes seidenes Futterzeug) von allerley Farwen; und Burset (ein halbseidenes Zeug). — Die Wollstoffe sind vertreten durch schwartzen Arriß (leichter Stoff aus Arras in den Niederlanden), Macheyer (aus Ulm), dicken und tünnen Berower (rauhes, zottiges Manteltuch aus Schafwolle), Hostuch und türgische Tücher. — An baumwollenen Geweben bietet sich reiche Auswahl. Wir finden Bett-, farbigen, fynen und Memminger-Barchet; Bommasyn (Bombasin); Schürlitz von Augsburg, Biberach, Memmingen, Ulm und Wyßenhorn. — Als vorzüglich dauerhaft empfehlen sich wyße und schwartze Linwat und Zwilch von St. Gallen; Augsburger-, lyniner und zwilchiner Költsch, auch Scherter (steife Leinwand) von Lipzig. — Zum Ueberflusse ist da roter und schwartzer Schamlet (Kamelot aus Kameelhaaren). — Im Vorbeigehen fallen uns auf flasadrine (langhaarige) gewürkte, liberine, Nürnberger- und sydine Teckinen, gleichwie niederländische und Nürnberger-, lange und runde Tischtücher. — Von den vielen Trucken lassen wir uns verschiedene vorweisen. In denselben hält man für den Fleiß von Müttern und Töchtern bereit den Bedarf an Pasament- und fynen Sammetschnüren, arrißinen und sydinen Bendel- und Haarschnüren, farbigen Frankfurter- und schwartzen Seckelschnüren, Neyg- und Steppsyden, sydinen Knöpflinen, kölnischen Bendeln, Hosenbändli und Genfer-Nesteln. — Die Schubladen mit Gewürtz und eßiger Spys verrathen sich durch die ausströmenden Gerüche. Aromatischen Duft verbreiten: Imber (Ingwer), wyßer und roter; Kalmiß; Maciß (Muskatblüthen); Muskatnüsse; Nägeli; Pariß- (Paradies-)

Körnli, Pfeffer und Zimmet; weniger lieblich geben ihre Anwesenheit zu erkennen gesalzene und getrocknete Fische, nämlich Blatysli, Bückinge, Häringe und Stockfische.

Doch unsere Kauf- oder Schaulust ist befriedigt. Wir begeben uns daher durch das hintere Ladenthürli in den mit spitzigen Kieselsteinen gepflasterten Husgang oder, wie er anderswo heißt, in den Gang unten im Hus. Oeffnen wir daselbst eine massive Eichenthüre, so führt uns eine dunkle Stege hinunter in den Vorkeller. Dort angelangt erblicken wir ein ufrechtes Käspli mit Dannhartz; böszi Fäszli, der Feuerpolizei zuwider mit Eschen angefüllt, und Zeindli.

Reicher ist der Inhalt des anstoßenden rechten Kellers. Wohlgeordnet auf Lagern zeigen sich hier eine stattliche Anzahl von Vaßen, klein und groß, gut und böß, leer und voll. Die Letztern sind gefüllt entweder mit Lantwin von allen Jahren, wyßem und rotem, gutem, merteils aber surem, oder ellendem (fremdem) Wyn. Von diesem war besonders beliebt der Elsaßer, welcher in einem Hause oben an der Marktgasse von der Stadt Zürich als Monopol ausgeschenkt wurde. Noch heutzutage trägt dasselbe seinen Namen davon. — Auch der Veltliner erfreute sich der Gunst unserer Vorfahren. In einer Rathsverordnung betreffend die Verungeltung des Weines sind die Lagellen oder Legelen, worin er versendet wird, neben den gewöhnlichen Fässern ausdrücklich genannt. — Diese Abtheilung des Kellers besorgten ausschließlich die männlichen Glieder der Familie, und bedienten sich für die zweckmäßige Behandlung des Weines der Trachter, Ablaßerhanen und Gelten. — Ein anderer Kellertheil dagegen war für die Bedürfnisse des Haushaltes dem weiblichen Geschlecht eingeräumt. Dahin wurden gestellt Ankenkübel und Gumpist- (Sauerkraut-) standen, deren Inhalt die erfahrene Hausfrau eigenhändig zubereitete; ebenso der Bütelkasten zur Aufbewahrung der Speisen. Hier oder im Vorkeller mochten eingeschlossen sein der rowe Anken, Keß, das Schmaltz, Smer und der

Ziger, während das grüne Obs offen in der Hurd und die Krüter, Reben und Rüben in Haufen am Boden aufgeschichtet lagen.

Aus diesen finstern, unterirdischen Räumen kehren wir gerne an's Tageslicht zurück. Unser nächstes Ziel sind die oberen Theile des Hauses. Dahin gelangen wir auf einer steinernen gewundenen (Schnegg) oder einer hölzernen, gerade fortlaufenden Stege. Beim Absatze des ersten Stockwerks biegen wir ab und erreichen unmittelbar oder durch eine Gemachthüre die untere Laube. Diese ist gewöhnlich nach der Hinterseite des Hauses gelegen, hat einen Blättliboden, und dient noch jetzt bei ungünstiger Witterung als willkommener Tummelplatz der fröhlichen Kinderwelt. In den heißen Sommertagen aber wird sie zum angenehmen Versammlungsplatz der Hausbewohner bei ihren täglichen Mahlzeiten. Hier blendet uns sofort das Blattengestell; denn auf ihm spiegelt sich das blank gescheuerte Zinngeschirr, bestehend aus Kanten, köpfligen und quertligen; Stitzen und Stitzli; Fläschen; Blatten, klein und groß; Schüßlen für alle Zwecke, z. B. Eygerschüßlen; ferner Saltzbüchsli; ohne Zweifel auch Senfstitzli oder Senfschüsseli. Dann fanden ihren Platz auf dem Gestell stürtzine und höltzine Fläschen auch höltzine, gemalete Schüßlen. — Voll Erwartung lenken wir die Schritte zu den verschlossenen Kasten, die mancherlei in ihrem Schooße bergen mögen. Wir sind ermächtigt zu öffnen, sehen jedoch in dem ersten nichts als mehrere Paar Hosen und einen rauchfarwenen Rock, in dem zweiten, krieß bominen, gar nur zwei Schlenggen, und in einem dritten Latwergenbüchsen, worin theils eingekochte Obstsäfte (Confitüren), theils eine breiartige Arznei begriffen sind. — Durchstöbern wir die Käspli, so stoßen wir entweder auf Tischmacherzüg, wie Näpper, Biel, Ziehmesser und Höbel oder im Brotkäspli auf den Bedarf für eine ganze Woche. — Nicht merkwürdig dünkt uns eine Lade mit etlichen Tüchli. Mehr Beachtung erweckt das Reitzeug des Herrn, wie Satteltäschen, Bülgli

(kleine Lederstäckli), Sporen, Stiffel, Füstlinge (Fausthandschuhe) mit Hulffteren. Dazu gesellen sich Dägen, Bulfferfläschen, Gleser, Bischkräten, Zeinen und 16 Ritzen Bappyr. — Aus einer großen Anzahl einzelner, wahrscheinlich unbrauchbar gewordener Gegenstände ragt hoch empor der jetzt noch sichtbare Mantelbogen mit Stud.

Nachdem wir so die Geräthschaften auf der Laube durchgemustert haben, strebt unsere Neugier darnach, in die anstoßenden Gemächer zu dringen. Bescheiden klopfen wir an eine Nußbaumthüre mit schön gearbeitetem Schloß und Eisenbeschlag, und treten auf ein freundliches „Herein" in die heimelige Wohnstube. Welch' eine Fülle von wohlthuenden Eindrücken überrascht uns da! Zunächst richtet sich unser Auge nach der langen Fensterreihe, deren überspannte Bogen von einem kunstreich in Stein gehauenen Mittelpfeiler gestützt werden. Durch die in Blei gefaßten, runden oder vieleckigen Scheiben, wohl auch durch einen geöffneten Flügel des vorspringenden Erggels, wo im Käfig ein Vogel seinen Gesang ertönen läßt und vielfarbige Glasgemälde mit Familienwappen in der Sonne leuchten, schweift unser Blick nach dem ehrwürdigen Rathhause gegenüber oder hinab in das bunte Gewühl des Marktes zu unseren Füßen. Haben wir uns an diesem Bilde satt gesehen, so schauen wir zurück in das Innere der Stube nach den mit zierlichem Schnitzwerk vertäferten Wänden, über welchen Mauergemälde aus der biblischen Geschichte das fromme Gemüth der Eltern stets auf's neue ansprechen und frühzeitig den heranwachsenden Kindern zu Ehr und Lehr eingeprägt werden, auch nach der kassettirten Decke mit ihren vertieften Feldern. — Auf der einen Seite gegen die Laube oder Küche erregt unsere Bewunderung der mächtige Ofen aus glasirten, einfarbigen oder bunt bemalten Kacheln. Seine untere Hälfte, auf einer von kurzen Säulchen getragenen Steinplatte, hat die Form eines Würfels, die obere ist sechseckig. — Längs den Wänden laufen Bänke oder vielmehr Kisten mit beweglichen Deckeln, zum Sitzen mit Bankküßi belegt. — Nach diesem Ueberblicke der niet- und nagelfesten Gegenstände

wenden wir uns zur Besichtigung der Fahrhabe, womit die Wohnstube reichlich ausgestattet ist. Eine lange Wand gegenüber den Fenstern, zwischen denen der silbrine Spiegel glänzt, nimmt das Buffet ein. In seiner Mitte steht auf gewürkter Tecki ein irdenes Geschirr mit Henkeln, dessen frisch gepflückter Blumenstrauß köstlich duftet. Die obern Absätze enthalten zinni oder möschi Becki, Schalen und Stitzen. Auf der Seite gegen die Stubenthür ist das Gießfaß-käspli, über ihm in einer Nische von gleichem Metall das zinnine, auch möschine Hangißy (Handgießen), nachahmend eine Eychlen, dessen Wasserstrahl sich in das Handbecki aus Zinn oder Kupfer ergießt. — Drohend schreckt in der Höhe der angebundene Fitzi (die Ruthe) die unartige Jugend; indeß die Alten aus der zuoberst stehenden Biblen in guten und bösen Tagen ihren Trost schöpfen. — Neben dem Gießfasse hängt am eisernen Träger das Brunnenkessi, d. i. ein gebauchtes, zinnenes Trinkgefäß für Kinder, ähnlich dem heutigen Theekessel mit stangenartigem eisernem Henkel und dünner Auslaufröhre vom Boden bis zur knopfförmigen Mündung. — Auf der andern Seite gegen den Ofen ist das Buffet für Käspli benutzt. Eines derselben mochte das theilweise vergülte Silbergeschirr verschließen, welches je nach dem Reichthum des Hauseigenthümers in größerer oder kleinerer Menge vorhanden war. (So zeigt z. B. das Inventar der Waldmannischen Verlassenschaft (1489) nicht weniger als 79 Stücke.) Vor allen bestechen uns die kunstreich gearbeiteten Trinkgefäße, welche bei festlichen Anlässen auf der Familientafel prangten und entweder Erbstücke oder durch Verdienste erworbene Ehrengeschenke waren. Zu diesen gehören die Stoufe und Stöufli, Köpfe und Köpfli, Becher und Becherli; ihnen reihen sich an die Schenkkannen, d. i. Stitzen und Misli; zuletzt spenden wir unsern Beifall den Schalen und den Dutzenden von Löffeln. — Am Fuße des Buffets sind Trucken und Käspli, tauglich zur Unterbringung jedweder Habseligkeiten, wie möschine Kertzenstöcke mit ysinen Abbrechen, Schröpfhörnli und ynbundne Bücher. Wir gedenken auch

des fleißig gehandhabten Nähzeugs, worunter Faden, silbrin Nadelben, Fingerhut und Scheer, übergehen aber die vielen Einzelsachen. — Das Ungethüm des Ofens beherbergt auf seinem Rücken das Ofengätzi, den Ofenhafen und das Essigfäßli; an den umfangreichen Leib desselben lehnt sich die Gutschen (das Faulbett) mit Laubsack, Küßi und Decki. Hier macht der Hausvater sein Mittagsschläfchen, und ruht am Abend von des Tages Mühen und Sorgen. — Neben dem Ofen ist das Kindsgütschli, „ein groß Kisten an Beinen, da man Kind in leit.“ Dahin sendet von Zeit zu Zeit die Mutter zärtliche Blicke, um zu erspähen, ob ihr Liebling, das Nahewiseli (Nesthäckchen) noch im süßen Schlummer verharre oder aus goldenen Träumen erwacht sei. — In einer Ecke bei den Fenstern erhebt sich auf festen, durch Fußbretter verbundenen Stützen der eichene, zemmengleite (Auszieh-) Tisch mit Schieferplatte. Wenn die klangvolle Eilfeglocke im nahen Münster zu Mittag läutet, sind die Töchter des Hauses geschäftig, denselben für den Imbis der zahlreichen Familienglieder zu rüsten. Zuvorderst breiten sie das große Nürnberger- oder niederländische Tischlachen aus; alsdann legen sie für jede Person eine gebildete oder gesprengte Zwechel, zinnin Teller, Messer und Löffel, wovon man je nach Umständen büchsine (aus Buchsbaum), beschlagene (hölzerne, mit Silber eingefaßte), stürtzine oder silbrine verwendete, fügen auch ein Trinkgefäß dazu, sei es Becher oder Kelch aus Holtz oder Silber, mit Reifen oder Füßlinen, oder bloß ein Glas. Die Gablen mangeln noch, da sie erst im Anfange des XVII. Jahrhunderts gebräuchlich wurden. Das Brot hat seine Stelle entweder offen auf den vier Ecken des Tisches oder im Brottkorb mit Brottmesser. In der Mitte steht das zinni Saltz- und Senfbüchsli. Auf eine Wandbank in den Kühlwasserkessel wird der Wynkrug mit Handhebi und Wappen gesetzt. Zuletzt rollen die Mädchen für den greisen Aeni und seine treue Lebensgefährtin Sessel auf Rädern an's obere Ende des Tisches, rücken für die lieben Eltern gewöhnliche Stüle,

für sich und die Geschwister aber Scabellen (hohe Schemel) an die bestimmten Plätze, und bedecken die harten Sitze mit weichen Küssi. Nachdem jegliches wohl geordnet ist, bringt die älteste Tochter oder, wo es die Verhältnisse erlauben, eine Jungfrow (Magd) die dampfende Suppe aus der Küche herein. Nach vollbrachtem Gebet folgen derselben zinnine Schüsseln mit den übrigen Gerichten, die sämmtlich auf möschine Tischringe zu stehen kommen. — Während sie essen, gleiten unsere Blicke über die Mobilien an den Wänden, und entdecken einen Schrybtisch mit Schubladen und Trücklinen, worin außer werthvollen Schriften das nöthige Geld für die Haushaltung, sowie krönt Tuggaten als Sparpfenninge verwahrt sein mochten. Neben dem Zyt (der Schwarzwälderuhr) mit dem Todesengel über dem Zifferblatt, den an Schnüren hängenden Bleigewichten und dem im regelmäßigen Tiktak gehenden Perpendikel ist das Kallendertäfeli angebracht, beide den unaufhaltsamen Lauf der Stunden und Tage verkündend. Auch die zehn Gebotte fehlen nicht zur beständigen Beherzigung für Alt und Jung. Kaum beachten wir in einer Ecke den Flügenwedel und die Geiß oder Kunklen, welche der weibliche Theil der Familie in den langen Winterabenden eifrig handhabt, damit im Frühjahr dem Weber ein großes Stück gespunnenen Garns übergeben und der bereits angesammelte Vorrath an lyninem und ristinem Tuch wieder um ein erkleckliches geäufnet werden könne. Bricht die Dämmerung des Abends herein, so wird das Oehl in der stürtzinen Ambelen angezündet. Bei ihrem traulichen Schein vereinigen sich die Hausbewohner, um die letzten Arbeiten des Tages zu erledigen. Der Vater trägt die abgewickelten Geschäfte in sein Rechenbuch ein, und bestimmt zugleich die am folgenden Morgen vorzunehmenden; die Mutter sorgt treulich für den ungestörten Fortgang des Hauswesens. Die kleineren Kinder spielen, die größeren helfen den Eltern bei ihren Arbeiten, und die Magd summt leise zum Spinnen ein Liedchen. — Läutet endlich bei St. Peter die Glocke, „ze Stübi", nach einer längeren Pause, die Nagloggen in der Abtei (Fraumünster),

„daß man vom Wine gan sol“, und blasen zuletzt auf den Wendelsteinen (Kirchthürmen) der Probstei- (Großmünster) und der St. Peters-Kirche die Wächter in ihr Horn; dann ist es Zeit, das Tagwerk zu beschließen, Feuer und Licht auszulöschen und sich zur Ruhe niederzulegen. Wir folgen den Eheleuten nach bescheiden erbetener und freundlich gewährter Erlaubniß — nicht bei dunkler Nacht, sondern am hellen Tage — in die wohlgelüftete Kammer, darinn sie ligen, auch Kammer nebent der Stuben oder einfach Nebenkammer geheißen. Das erste, was unserer Rundschau begegnet, ist die vßbereit oder vfgerüst Bettstatt (Bettstelli) mit aller Zugehörd, worunter ein Bettschömel als unumgängliches Erforderniß sich bemerklich macht. Auf ihrem mit sauberem Lylachen überzogenen Laubsack (Matratzen kannte man damals noch nicht) und dem Pfulwen, d. i. einem durchgehenden oder Houptküssi, dem nach Gewohnheit einige andere Küßi, groß und klein, alle in lynine Ziechen eingehüllt, beigegeben wurden, streckt das in Freud und Leid verbundene Paar seine müden Glieder, um durch gesunden Schlaf neue Kräfte zu gewinnen, und zieht, wie es Kälte oder Wärme erheischen, die schwere Federtecki für den Winter oder die leichte Summertecki über sich; diese war sydin, gewürkt oder bloß zwilchin. In kranken Tagen konnte das ganze Lager durch einen an Stengeli befestigten Vmhang von der geräuschigen Außenwelt abgeschlossen werden. Statt der festgefügten Bettstatt treffen wir auch ein zum Zusammenlegen eingerichtetes Spanbett (Schragen) mit oder an Seil, ler oder wie jene mit aller Zugehörd. Jedenfalls aber stand dabei ein Bettkäspli, wäre es nur, um Liecht und Fürzüg darauf zu stellen, geschweige denn ein nothwendiges zinnines Becki am Tage darin zu verwahren. — An der Wand erblicken wir ein vfgerüst Käspli für den lyninen Blunder, d. i. Manns- und Wyberhembden, darunter glismete und Nestelhembden. Ganz besonders haftet unser Auge auf einem tanninen Kasten mit Fuß, worin wir, gewiß nicht mit Unrecht, allerlei werchtäglich Gwand ver-

muthen. Die Festkleider wurden, wie es scheint, auf der oberen Laube versorgt.

Um einen Begriff von der damals üblichen Kleidung zu geben, fassen wir die uns kund gewordenen, hie und da im Hause zerstreuten Bestandtheile derselben in ein übersichtliches Bild zusammen. Beginnen wir mit den Stücken, welche ein Gemeingut beider Geschlechter sind. Der Hemden ist vorhin gedacht worden. Strümpfe werden bis zum Jahr 1600 keine aufgezählt, wohl aber bequeme Bantoffeln. Ueber die Hände wurden beim Ausgehen je nach der Jahreszeit angezogen: gfüterte oder ungfüterte, glismete oder liberine Hentschen und die Nase getrocknet mit einem Fazenetli oder Handnetzi. Den Leib schützte der lange Filzmantel gegen die Unbilden der Witterung; der kurze diente mehr zur Zierde. Jener war je nach seinem Träger in der Gestalt ungleich; denn wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir den langen, grawen, zwifalten Mantel dem männlichen, denjenigen mit einer güldinen Spangen und drei Berlin dem weiblichen Geschlechte zutheilen. Vielleicht beiden gemeinsam waren rote und schwartze Mentel. Eine andere Art Ueberwurf bildete die Taphart, welche in roter Farbe verzeichnet ist. Den Kopf der Männer bedeckte ihrem Stande gemäß ein schwarzer Hut, mit guldin Basament (Posamentschnüren) verbendlet, oder schlechte sydine Hüte, statt dieser auch schwartze oder Schwytzer-Barettli, sogar nur eine schwarze Kappe. Auf der Brust saß ein Wambist (Wamsel, Wammes, d. h. Aermelweste), entweder aus schwartzem Atlaß, rotem oder grawem Damast, grünem Arriß (Wollstoff) oder nur aus wyßem Schürlitz (Baumwollenzeug). Den Unterleib bekleideten Hosen, striffete (gestreifte) oder wulline. Mehr oder weniger über den ganzen Leib reichte der Rock, welcher von verschiedenem Stoff angefertigt war. Je nach dem Vermögen des Besitzers wurde dazu gewählt: Damast, Sammat, Wulle, Schamlet in grawer, bruner, schwartzer oder Rouch-Farwe, und für den Wechsel der Temperatur verarbeitet zu ein- oder zwifalten Röcken. Letz-

tere waren gfült, d. h. underzogen mit Zendel (Halbseidenzeug), Lamb- oder Schäfflynfutter, auch Marder. Im Hause ersetzte diesen Rock ein schöner Nachtbeltz. Die Beine steckten in Stiffeln. — Anders gestaltete sich die Kleidung beim weiblichen Geschlechte. Den Scheitel der züchtigen Jungfrau zierte ein Houpttuch oder ein Schäppeli aus Arriß mit wyßem Gfül, das nach seiner Form Kronschäppeli genannt wurde. Die Fräulein in den offenen Häusern dagegen mußten laut Rathsverordnung zur Kundgebung ihres Gewerbes ein rot Käppeli oder Kügelin quer über den Kopf tragen. Hinwieder bezeichnete eine Hube die Würde der ehrbaren Frauen. Erforderte Sitte oder Bedürfniß die Verhüllung des Gesichts, so ließ man den Buggenschneisturtz (mit Rosenknospen bunt gestickten Schleier) oder den geribenen Sturz (vielfach gefalteten Trauerschleier) herunterfallen. Die Arme schmückten Ermeli. An die Underjüppe oder Underschürlitz (Unterrock) schmiegte sich die (obere) Jüppe, welche, sofern sie lang war oder gar der Mode gemäß nachgeschleppt wurde, Hußegen oder Schwäntzli hieß. Als ein langes und weites Ueberkleid diente die Schübe. Im Innern des Hauses banden die thätigen Mütter und Töchter für ihre Verrichtungen in Küche und Keller das Fürgürtli (Fürtuch) vor. Gebrisene oder Spitz?-Schuhe bewahrten die Füße vor Nässe.

Nachdem sich der Reichthum der Gwandkästen vor uns enthüllt hat, bleibt uns noch zu ermitteln übrig, welche Schätze in einer Lade mit yngelegtem Holtz verborgen seien. Wir täuschen uns kaum, wenn wir, dem schön verzierten Aeußern entsprechend, funkelnde Schmuckgegenstände wahrzunehmen erwarten. Was reizt wohl unser Verlangen am meisten? Sind es Berlin und Edelgestein oder guldine Ketten, Spangen, Fingerli (Fingerringe) und vergülte Halsband, oder silbrine Schlüsselschnüre, Stäffzen (Schnallen mit Dornen), Orklub (Ohrringe), Fläschli und Knöpfli oder beschlagene (mit edlen Metallen oder Steinen einge-

faßte) Gürtel oder mannigfaltige Paternoster, d. h. arksteini (aus bogenartig geschliffenen Steinen), korallin, karniolin, mit guldinen Knöpfen und wohlriechende von Muskert und Negelly. Wahrlich, die Wahl macht uns Qual! Verschmähen wir daher den eitlen Tand und blicken auf ernsthaftere Gegenstände, als da sind: Waffen und Rüstung des Mannes, die er stets zur Hand haben will, im Falle bei Tag oder Nacht die Sturmglocke zur Hülfe ruft gegen Feuers- oder Wassersnoth, Aufruhr im Innern oder Feinde außerhalb der Mauern. Alsdann ergreift er mit schwerem Herzen entweder die Mordachß, oder gürtet das Schwert zum Harnasch um, stülpt die Beckelhuben auf, und eilt nach den vorausbestimmten Sammelplätzen, um, so viel an ihm liegt, Weib und Kind, Hab und Gut gegen die drohende Gefahr zu schützen. — Doch wir wenden unsere Gedanken ab von den Schrecken der Elemente und des Krieges, um sie noch länger im stillen Frieden des Hauses weilen zu lassen. Solcher ruht auf einer andern Nebenkammer, welche der vorbeschriebenen ähnlich, aber einfacher, d. h. nur mit zwei aufgerüsteten Betten versehen und etwa die Schlafstätte der ältern Töchter des Hauses ist. Hier wird beim An- und Auskleiden über die Erlebnisse des Tages munter geplaudert, vielleicht gar ein wichtiges Geheimniß zugeflüstert.

Ein um so regeres Leben herrscht in der an die Wohnstube stoßenden Kuchy. In ihrem Bereiche schaltet und waltet von früh bis spät, theils allein, theils mit Hülfe anderer Hände, in uneingeschränkter Machtvollkommenheit, die thätige, nimmer rastende Hausfrau. Ihr lag es ob, für die täglichen Mahlzeiten der ganzen Familie, welche Morgens 6 Uhr, Mittags 11 Uhr und Abends 6 Uhr stattfanden, die geeigneten Vorkehrungen zu treffen. Zu dem Ende wurde über die auf dem Herde laut prasselnde Flamme entweder der Trüfuß oder Tryfuß sammt Geschirr oder unmittelbar das Tüpfi gestellt, statt desselben auch an die Hel (Bogen der eisernen Kette im Kamin) ein Kessel gehängt, um die Speisen darin zu kochen. Seltener wird ein Rost gebraucht, und nur bei außerordentlichen Anlässen drehte sich

lustig im Kreise der Bratspieß. — Manchem wässert wohl der Mund im Gedanken an die Leckerbissen, die hier bereitet wurden. Bei näherer Untersuchung indeß wird er gewaltig enttäuscht; denn die gewöhnliche Nahrung (Hausmannskost) zu Mittag war, so viel wir wissen, hauptsächlich das Muoß (dicker Brei) aus Ackerfrüchten (Erbsen, Gerste, Hafer, Kernen, Reis) oder Obst (Aepfel, Birnen u. s. w.), wozu an einigen Tagen Milch genossen wurde. (Von diesem seit der Reformation in Zürich täglich an die Armen ausgetheilten Muoß trug ein 1732 abgebranntes Gebäude im Spital bei der ehemaligen Anatomie den Namen Muoßhafen.) Nur zwei Male wöchentlich (in Winterthur am Dienstag und Freitag) aß man Fleisch und Suppe, Sonntags mit Zuthat von Krütern, Rüben oder Obst. — Das regelmäßige Morgenbrot war eine Suppe. Der Kaffee kam erst um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in einigen Schweizerstädten auf, und ward gegen Ende desselben häufiger (in Winterthur 1694). Der Zucker dagegen war schon seit der Mitte des XV. Jahrhunderts bekannt (in Zürich 1450), verdrängte jedoch viel später (in Winterthur 1690) das allgemein übliche Hung (Honig). — Die Herdöpfel wurden in letzterer Stadt 1735 zum ersten Male gesehen, allein nicht vor den Hungerjahren 1770/71 überall angepflanzt.

Statt der offenen Herdflamme finden wir um das Jahr 1600 das in die Koust (Kunst, Kochherd) eingepreßte Feuer, über welchem in runden Löchern der Kunsthafen und die Kunstpfanne sitzen. — Von der Kunst hinweg schauen wir nach den übrigen Wänden der Küche. Vor Allem zieht uns an ein hohes und breites Gestell mit vielen Abtheilungen. Am Fuße desselben lehnen sich schräg gegen die Wand die hölzernen Kübel, darunter der Spiskübel (zum Füttern der Hausthiere) und der Nurkübel. Ueber ihnen erheben sich die stattlichen, wohlverzinnten Kupfergelten, nach ihrem Zweck Wassergelten und nach der Tragart Houptgelten genannt, neben ihnen die erinen und küpferinen Hafen mit und ohne Lid (Deckel). Auf einem weiteren Brett folgen die kleinen Kessel

als: Fisch-, Kühlwasser- und Spülkessel, sowie die Kessi, vorzüglich das Mertkessi und die Salatzeine, beide aus Kupfer (zum Waschen der grünen Gemüse). Dann erscheinen nach einander in Reihen die Zipfelschüßlen (spitzig auslaufende, irdene Bratrahmen, Terrinen), der erine Mörser, die stürtzinen Blättli und die zinninen oder höltzinen Teller, wobei der Fisch- und Fleischteller. Als Krönung des Ganzen strecken uns zu oberst die umgestürzten Pfannen ihre Stiele entgegen. Derselben gab es möschine und küpferine, auch ysine oder nach ihrer Bestimmung Blut-, Brat-, Gluth- und Pfeffer-Pfannen; ihren Gebrauch vermittelte, wenn sie mit einer garen Speise in die Stube gebracht wurden, der Pfannenknecht (Gestell zum Absetzen der Pfannen auf den Eßtisch). — In der Nähe der Kunst hingen an Stäben oder Pflöcken die Kellen (Kochlöffel aus Holz), daneben auch die Schumkelle, eine Schufflen und Gablen, alle drei aus Eisen, sowie zwei Saltzfaß. — Frei standen an den Wänden der große kupferine Wasserkessel sammt Gätzi (Schöpflöffel), die Mehlstande (Mehlkasten), die Multe (zum Kneten des Brotteigs) und die Hackbank mit Trucken, darin die Kotzwiege (zum Zerhacken von Speisegemengsel). — Eine Almäri (Schrank) enthielt unter anderem Löffel, büchsine und stürtzine, Guttern (Glasflaschen), Laterne, Kuchelrädli und Kuchelträchterli, Oblatenysen, Rebhächlen und Rebstößel (für die Zubereitung der weißen Rüben). Die Kertzen aus Unschlitt und Wachs, das Kertzengarn und Kertzenmodel dürften mit den hangenden Kertzenstöcken in einem Käspli untergebracht worden sein, irgendwo auch etliche Körbe, als Trag-, Kopf-, Löffelkorb u. s. w.

Aus dem Dampfen und Zischen der Küche eilen wir in das ruhige Stübli nebent der Louben. Seine Ausstattung läßt darauf schließen, daß wir hier das Arbeitszimmer des Hausherren vor uns haben, sei derselbe ein ernster, in seine Studien vertiefter Gelehrter, oder ein mit der Sorge für das Wohlergehen seiner Vaterstadt be-

trauter Staatsmann, oder ein rühriger, auf Gewinn erpichter Kaufmann. Den Beruf der ersteren bekundet der Schrybtisch sammt drei Rissen und etlichen Buch Bappyr, ferner das Gestell für allerhand kleinere und größere Bücher, möglicher Weise auch die yngefaßte Zürichmappen. (So hieß 1579 ein im thurgauischen Kloster Ittingen aufgehängtes, vom Buchbinder steif geränderteS Wappen der Stadt Zürich in Holzschnitt, unter welches der damalige päpstliche Nuntius lateinische Spottverslein schrieb.) — Den Krämer lassen errathen das Buffet voll Trucken und das Gießfaßkäspli, sowie mehrere Tüchlin zum Waschen und Trocknen der vom Staube der Waarenschachteln unrein gewordenen Hände. Auf den Schyfferstein schrieb er mit Kreide die Namen der säumigen Schuldner, denen er mit dem Wagkengel die begehrten Sachen abgewogen hatte. Briefpressen und Kalendertäffeli geben Zeugniß von der Korrespondenz zum Bezuge der Waaren, und alte Rechenbücher sind ein Beweis für die herrschende Ordnung im Geschäfte. Die einzige Zierrath des bescheidenen Raumes war ein Gemsenköpfli.

Wir gehen weiter in die Jungfrowen-Kammer, welche den dienstbaren Geistern des Hauses angewiesen ist. Da sie zwischen der Kammer nebent der Stuben einer- und der Kuchi anderseits angeführt wird, lag sie vermuthlich nach hinten; ihr waren nur die nothwendigsten Geräthe zugetheilt, eine vfgerüste Bettstatt mit einer Federtecki, ein Spanbett mit einem Laubsack und zwei Teckinen. In einer größeren Kiste, zwei Bettrogkasten, einem Trog und Lädli wurden aufbewahrt: Bankküssi, Handzwecheln und Kleider.

Zum letzten Raume im ersten Stockwerk, dem sog. Sprachhus (Abtritt), führte eine schmale Flur von der Laube; es befand sich über dem zwischen den Rückseiten zweier Häuserreihen hinlaufenden Egraben (Kloake), und entbehrte nicht eines Vorraths von Mies (Moos) oder dürrem Gras, später von Schrentzbappyr.

Nachdem wir den Wohnboden vollständig in Augenschein genommen, verfügen wir uns in den zweiten Stock und gelangen zunächst

auf die obere Laube. Ein Paar Kasten sind theils neuen, sonntäglichen, theils alten, abgetragenen Männer- und Frauenkleidern gewidmet. Von zwei ufrechten Käspli barg das erste einen Harnisch, das zweite alte Lumppen. In einem Troge waren Mannshembden und in einem Reißkasten (Koffer) Lyn- und Tischlachen, sowie Zwächeli, als Erzeugniß eigenen Fleißes ein Stolz der Hausfrau und ein Zeichen ihrer Vorsorge für künftige Tage. An Blunderstangen wurde die Wäsche aufgehängt und getrocknet. — Die Gemächer, deren Thüren auf diese Laube mündeten, bestanden in etlichen Häusern aus einem Sal oder einer obern Stube, meistens aber nur aus Kammern. Betreten wir zuerst den Sal. Ein solcher, welcher sich bis auf die jüngste Zeit erhielt, hatte nichts aufzuweisen, als geweißte Wände und Decke nebst einer ußbreiten Bettstatt und zwei Kästen. Dessen ungeachtet wurden vermuthlich innerhalb desselben alle frohen und traurigen Ereignisse des Hauses begangen, das Taufimahl eines jüngstgeborenen Erdenbürgers, das Hochsigessen glücklicher Neuvermählter, die festliche Feier erlangter Ehren und Aemter des Hausherren, gleichwie das ernste Lichenmahl nach dem Begräbnisse lieber Familienglieder.

Größeren Schmuck verwendete man auf die obere Stube. Wir erinnern z. B. an diejenige im alten Seidenhof, welche in das Gewerbsmuseum versetzt worden ist. Im Ganzen hatte dieses Zimmer eine ähnliche, nur reichere Einrichtung wie die Wohnstube.

Mangelten Sal oder obere Stube, so nahm ihre Stelle ein die Kammer ob der (untern) Stube. Dieselbe scheint als Schlafkammer benützt worden zu sein, vielleicht für die erwachsenen Söhne. Darauf deuten hin zwei ufgerüste Betten, das eine mit einer Federtecki und das andere mit einer Summertecki. Zugleich war sie offenbar eine Vorrathskammer; denn in einem Bettkäspli werden abermals sichtbar eine Partie Tischlachen und Zwecheln, in einem andern kleinen Käspli ein paar Ellen rouwes Tuch und tatsche? Paretli und in einem ufgrüsten allerley Zügs nebst zwei Stücken schwarzes Tuch, sowie Latwergenbüchsen. Noch fällt uns in die Augen ein Theil der Waffen

und Rüstung des Mannes, nämlich ein Schwerdt, eine Beckelhuben und in einem Trückli ein gantz Bantzerhembd, ein Kragen und ein Par Hendtschen. Aus diesen und anderswo liegenden Bestandtheilen können wir uns jedoch von der Bewaffnung der Krieger keine richtige Vorstellung machen; wir geben darum eine Aufzählung der zusammengehörigen Gegenstände.

Die Bogenschützen handhabten als einzige Waffe die Armbrust sammt dem welschen Krapf zum Spannen der Sehne, und schossen damit ihre Pfile ab. Das übrige Fußvolk besaß entweder als Schlagwaffe die Hallbarte und Mordachß (Streitaxt), oder als Stichwaffe den kurzen und langen Spieß, Schwyzertägen (oft mit silberbeschlagenem Griff), Tolchen (Dolch), auch statt dessen Buggen-, Span- oder Scheidmesser, und als Hiebwaffe das ein- oder zweihändige Schwerdt (Parhent). Nach der Erfindung des Schießpulvers (Ende XIV.) wurden Haggen- und Handbüchsen gebräuchlich. — Zur Rüstung der Ritter gehörte Folgendes: Den Kopf schützte eine Beckel- oder englische Hube, ein Isenhut oder die Slappe (Blechhaube), den Hals das Göller oder der Kragen, die Arme das Armzüg (Armschienen) und die Hände Blech- oder Kettenhendschen, auch Füstlinge. Den Oberleib sicherte gegen Hieb und Stich das Bantzerhembd oder Brustblech und den Unterleib die Schooß. Der Beinbekleidung wird zwar in unseren Quellen nicht gedacht; ohne Zweifel aber entsprechen dem Armzüg die Beinschienen. Die Füße schirmten Isenschuhe.

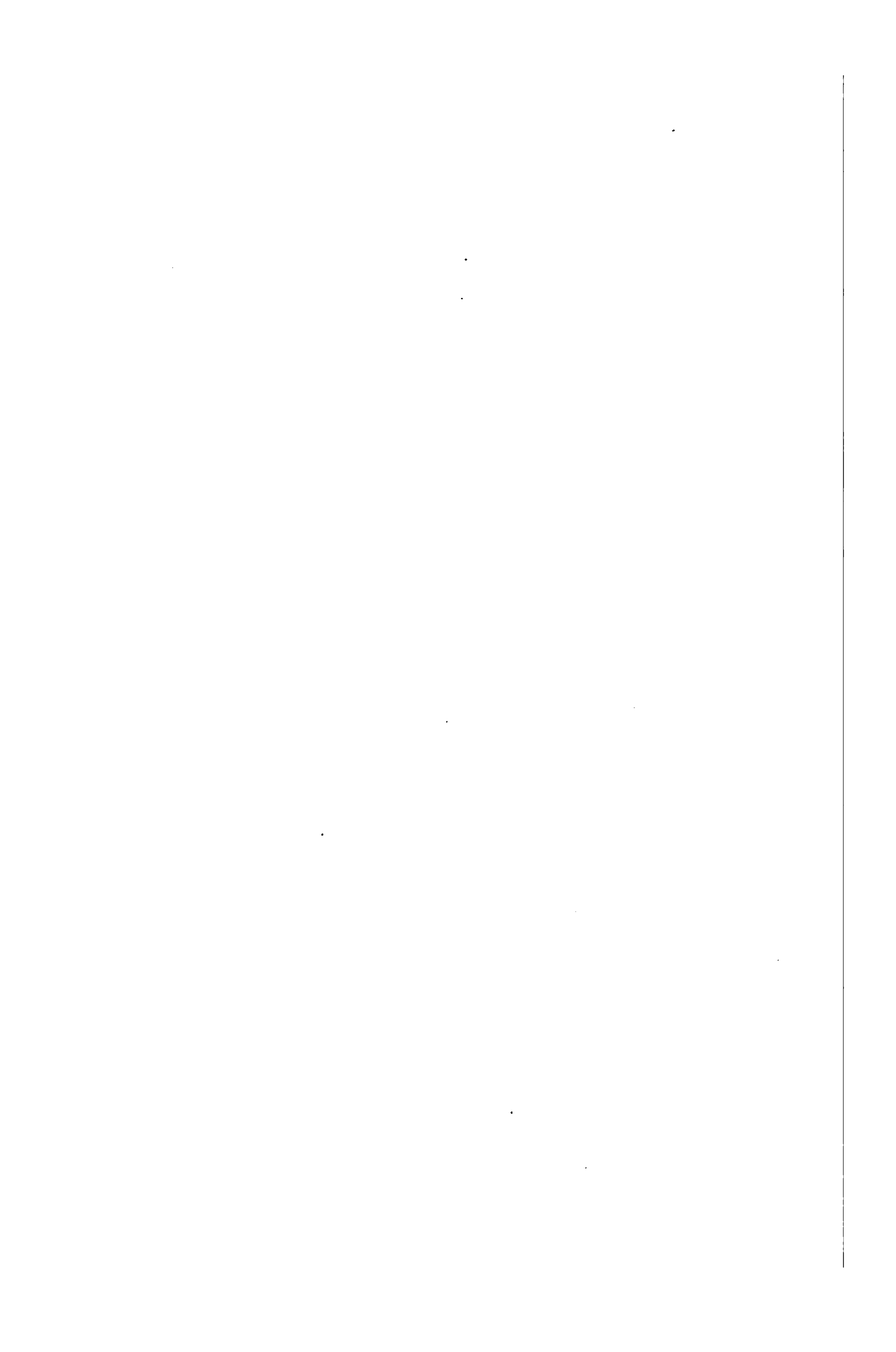
Kehren wir zu unserem Gange durch den zweiten Stock des Hauses zurück. Hier war auch die obere lange Kammer gegen der Gaß, vollgestopft mit Betten und Bettstücken, Hand- und Tischzwechelen nnd einer Schlafdrunck-Zwechel, Nestelhembden, Tisch- und Lynlachen, klein und groß, gut und böß. — Diesen vordern Räumen gegenüber umfaßte die kleine Kammer auf der Hinterseite Spanbettli, Laubseck, Betten, Federtecki und Hauptküsseli, und in einem andern hindern Kämmerli war ein alter Kasten, sowie

Erinnerungen an Wilhelm Meyer.

Vorbemerkung.

Die Herausgeber des zürcherischen Taschenbuches richteten an die Hinterlassenen des bei vielen Bürgern Zürich's in freundlichem Andenken stehenden W. Meyer die Frage, ob nicht irgend welche Arbeiten desselben vorhanden seien, die sich zur Veröffentlichung im Taschenbuche eignen würden, und gleich denjenigen, welche früher, theils in den Jahrgängen 1858, 1859, 1862 des Taschenbuches, theils in den Neujahrsblättern der Feuerwerkergesellschaft 1871—1876 erschienen waren, als treue und anschauliche Schilderungen vergangener Zeiten von sachkundiger Hand, wie als Zeugniß des reinen Charakters und der liebenswürdigen Heiterkeit ihres Verfassers den Lesern Belehrung und Freude bieten könnten. Jene Frage mußte insoweit verneint werden, als keine zum Drucke bestimmte und fertig ausgearbeitete Aufzeichnungen vorlagen. Ebenso mußte von dem nahe liegenden Gedanken, ein vollständiges Lebensbild des Entschlafenen zu geben, abgesehen werden. Zwar hatte M. auf den Wunsch der Seinigen, daß er doch selbst einige Erinnerungen aus seinem Leben niederschreiben möchte, in den letzten Jahren eine Schilderung seiner Jugendzeit angefangen; diese schließt aber leider mit seinem 8. Altersjahre, und hat keine Fortsetzung mehr gefunden. Ebenso sind einige Notizen über seine Reisen in den Zwanzigerjahren und einige Briefe und andere Aufzeichnungen aus dieser Zeit vorhanden. Dieses Material reicht aber selbstverständlich nicht hin, eine zusammenhängende Schilderung auch nur der Jugendzeit des Verewigten zu geben. Immerhin enthalten diese Blätter, sowie einige Nachrichten,





die M. über die gesammte Familie Meyer von Eglisau gesammelt hat, manches, was theils zur Charakteristik einer für den größten Theil der jetzigen Generation schon fern liegenden Zeit dienen kann, theils als Notiz zur Kulturgeschichte überhaupt etwelche Bedeutung hat, theils für die Sinnesart M.'s bezeichnend ist. Es durfte deßhalb angenommen werden, die Zusammenstellung dieser Erinnerungen, unter Weglassung des bloß für den engsten Kreis Bestimmten, werde bei denen, welche M. gekannt haben, das freundliche Andenken an ihn wiederbeleben und auch für Fernerstehende einiges Interesse haben. Damit sollte zugleich zu dem Zwecke des Taschenbuches, welchen das Vorwort zum ersten Jahrgang der neuen Folge bezeichnet „das Zürich der früheren Zeit der jüngern Generation wieder näher zu bringen, bei der ältern aufzufrischen," ein etwelcher Beitrag geleistet werden. In diesem Sinne wurde die Veröffentlichung des genannten Materials versucht und deßhalb auch manche Kleinmalerei und manche Einzelzüge aus demselben beibehalten, die für sich allein wenig Bedeutung haben, aber die behagliche Breite des freundlichen Erzählers denen, die ihm einst zuzuhören pflegten, wieder vergegenwärtigen und dem Gesammtbild der geschilderten Zeit immerhin zur Ergänzung dienen.

Unsere Mittheilungen zerfallen in drei Theile:

1. Aufzeichnungen über die Vorfahren.
2. Erinnerungen aus früher Jugendzeit.
3. Notizen aus den Wanderjahren.

Im ersten und zweiten Abschnitt sind fast ausnahmslos die eigenen Worte M.'s und darum auch, wo er von sich spricht, in der ersten Person wiedergegeben; die mit „ " bezeichneten Stellen weisen auf andere, von M. selbst citirte Quellen; der dritte Abschnitt wurde nach den Notizen M.'s und einzelnen Briefen ꝛc. bearbeitet, und es sind hier mit „ " die denselben wörtlich (und mit Beibehaltung ihrer Schreibart) entnommenen Stellen angedeutet. Die am Schlusse beigefügten Mittheilungen über das Wirken W. M.'s vom Jahre 1828 bis zu seinem Tode machen selbstverständlich nicht darauf Anspruch, ein

vollständiges Lebensbild zu geben. Hiezu wären geschichtliche Erörterungen über das kantonale und städtische Leben der letzten 50 Jahre erforderlich, für welche dem Schreiber dieser Zeilen weder die Befähigung noch das Material und die Zeit zu Gebote steht. Es konnte sich nur darum handeln, die Aufzeichnungen M.'s über seine Jugend durch einige Andeutungen über seine spätere Lebenszeit zu ergänzen.

F. M.-B.

---

1. Aufzeichnungen über die Vorfahren.

Stammvater der Familie Meyer in Stadelhofen war Hans Meyer von Eglisau, Schneider, „ward Burger und in die Zunft zur Schneidern aufgenommen 1614, lebte noch 1637 und wohnte im Hause zum Blumengeschirr oben an der Schoffelgasse."

Sein vierter Sohn Hans Peter, geb. 1622, „Hinderfürmacher" (Haubenschneider), ward Zünfter zur Saffran 1649, wohnte im Hause zum Krebs an der Krebsgasse.

„Joh. Jakob Meyer, Petri des Kappenmachers sel. Sohn ex Appolonia Hausera getauft 25. Dezember 1659, Alumnus ward V. D. M. und that den Synodaleid auf Galli 1682, Vicarius D. Suteri paralytici zu Flach 1683, pædagogus zu Elgg im Schloß 1689, Pfarrer zu Bischofzell 1691 im April; ließ sich 1691 kopuliren mit Herrn Decani Scherben Tocher, ward Decanus im Oberthurgauer-Kapitel mit 159 votis im Synodo Mai 1705" starb 1723. Von ihm befindet sich auf der Stadtbibliothek: „Die mit ihrem Seelenbräutigam „vereinigte Braut oder Christliche Hochzeitpredigt über die Worte in „dem hohen Lied Salomons Cap. II v. 17: Mein geliebter ist mein „und ich bin sein. Bei ansehnlichem hochzeitlichem Ehren und Freuden „Fäst des woledlen ꝛc. Herrn Johannes Hessen ꝛc. als Herrn Hochzeiter mit der woledlen, hoch Ehr und Tugend gezierten Jungfrauen

„Ursula Escherin ꝛc. als Jungfrau Hochzeiterin. Gehalten in der „Kirchen zu Altstetten Dienstags den 18. Tag Wintermonats A. 1710. „Und auf Begehren in Truck übergeben von Joh. Jakob Meyer ꝛc. „Zürich Getruckt bei Joh. Rud. Simler 1710." Die in damaliger Weise mit gehäuften Citaten am Rande versehene und mit lateinischen, griechischen und hebräischen Worten gezierte Predigt sagt im Eingang: Zwei treffliche Tugenden seien dem Menschen gegeben, Glaube und Hoffnung. Sie unterscheiden sich zwar 1) in der Ordnung, denn der Glaube gehe vor, und die Hoffnung folge nach, gleich wie von den beiden Kundschaftern, welche „den Trauben, so sie am Bach Eskol abgehauen" an einem Stecken trugen, der eine vor- und der andere nachgegangen sei; 2) in dem Objecto oder Vorwurf, indem der Glaube auf das Vergangene nnd Gegenwärtige, die Hoffnung auf das Zukünftige sehe. Durch beide Tugenden aber vereinigt sich die Braut Christi „mit ihrem Seelenbräutigam" und diese Vereinigung wird „sehr nachdenklich" vorgestellt durch die (oben angeführten) Textes Worte. Man vernimmt daraus: „I. Wie die Braut Christi sich rühme, daß Christus „Jesus ihro zugehöre. II. Wie hergegen auch sie dem Herrn zugehöre."

Von zehn Söhnen des Dekans Meyer hatten vier Nachkommenschaft. Einer derselben Melchior (geb. 1701 starb 1787) Strumpffabrikant und Handelsherr besaß das Haus zum Steg und hatte dort früher ein Detailgeschäft von Tuchwaaren. Später betrieb er die Geschäfte in's Große und galt für den „reichsten Burger" (zu seinem Nachlaß gehörten an Liegenschaften die Häuser in Stadelhofen, zum Neuen Berg und zum Stäg). Er war ein Mann von sanftem aber ernstem Charakter, äußerster Ordnungsliebe und ruhigem Wesen. Wenn während des Mittagessens die Briefe von der Post einliefen (und dies geschah zu jener Zeit nicht alltäglich), so legte er dieselben „oft eine ganze Beige" neben sich auf den Tisch und beendigte ruhig seine Mahlzeit ohne eine Adresse anzublicken. Erst wenn er fertig gespeist hatte, griff er zur Scheere und machte sich an's Lesen der Briefe. Für seinen ältern Sohn kaufte er im Jahre 1762 das lange Haus in

Stadelhofen. Im Kaufbriefe unterzeichnet er sich: „Melchior Meyer Bimm Stäg." Im beigedruckten Wappen befindet sich nebst dem als Helmzierde angebrachten Männchen mit dem Meyenreisli in der Hand als Schildhalter ein handfester Engel. Seine Gattin Dorothea Wüst (geb. 1697 cop. 1729 starb 1764) war eine sehr thätige und verständige Frau von angenehmem Aeußern und hatte das Talent, den Geschmack des Käufers zu errathen und vernünftigen Leuten mit gutem Rathe hinsichtlich der Auswahl der Waare z. B. für Aussteuern an die Hand zu gehen. Von den Kindern Melchior Meyer's überlebten ihn drei; die zwei Söhne haben Nachkommen hinterlassen. Der Aeltere war

Hs. Heinrich, Quartierhauptmann im Neuamtsquartier, geb. 1732 starb 1814. Im Geschäft des Vaters erzogen, und nachdem er kurze Zeit in der Fremde gewesen, verheirathete er sich schon in seinem 19. Altersjahre. Von Jugend auf war er von ernstem gesetztem Wesen, ein guter Hausvater und berufstreuer Kaufmann von strengster Rechtlichkeit, der sein Geschäft mit Einsicht führte, sein Haus vortrefflich in Ordnung hielt und bei seinen Mitbürgern in großer Achtung stand, ein treuer Bürger seiner Vaterstadt, jede übernommene Pflicht gewissenhaft erfüllend. Seine Heirath mit Regula Landolt (geb. 1732 cop. 1751 † 1812) wurde, da die Landolt zu den vornehmen Familien der Stadt zählten, von den Meyern von Eglisau hingegen noch keiner des Regiments gewesen, von einigen hochgestellten Persönlichkeiten der Familie Landolt als eine Mésalliance mit einem emporgestiegenen Krämer angesehen. Ihm blieb auch später ein Mißtrauen gegen die vornehmen Familien, und er fand sich durch verbindliche Worte, die ihm gemacht wurden, oft eher verletzt als geschmeichelt. Körperliche Gebrechen machten ihn schon ziemlich früh zum alten Mann. Wenn sonst alten Leuten, welche über das leichtsinnige Treiben der Jungen ungehalten werden, etwa zugerufen wird: Erinnert euch, daß ihr auch einmal jung gewesen seid, so beschwichtigte in solchen Fällen die vermittelnde freundliche Gattin den Ehemann mit den Worten: Ihr müßt

halt denken, daß ihr nie jung gewesen seid. Nachdem dann die Revolution hereingebrochen war, ging er kaum mehr über die Straße. Von seinen zehn Kindern haben neun, fünf Söhne und vier Töchter, die Eltern überlebt, unter ihnen

Joh. Jakob, Oberst und Oberamtmann, geb. 1763 † 1819. Sein Leben war ein thatenreiches. Dem Vaterlande, der Vaterstadt hat er große Opfer gebracht, mehrmals sein Leben muthig eingesetzt für deren Ehre und Sicherheit. Dafür stand er auch bei allen redlichen Zürchern jeden Standes in großer Achtung. (Siehe über ihn die von alt Staatsschreiber Lavater verfaßten „Erinnerungen aus dem Leben des sel. Hrn. Oberst J. J. Meyer.“ Zürich 1820.) Seine Gattin Susanna Meyer (geb. 1770 cop. 1788 starb 1800) war gleich ihrem Gatten eine Urenkelin des Pfarrers von Bischofszell. Nach damaligen Gesetzen war die Ehe in diesem Verwandtschaftsgrad verboten, jedoch konnte sie bei dem Ehegericht nachgesucht und mittelst einer Dispensationsgebühr erlangt werden. In ihrer glücklichen, aber nur zwölfjährigen Ehe hat die genannte Suzette Meyer ihrem Gatten neun Kinder geschenkt, von denen drei in früher Kindheit, zwei in bester Jugendkraft starben, und vier Söhne den Vater überlebten, nämlich Heinrich geb. 1789, öffentl. Ankläger (Staatsanwalt) † 1825; Friedrich geb. 1792 Kunstmaler † 1870 (s. dessen Biographie, verfaßt von W. Meyer im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft von 1873); Wilhelm geb. 23. August 1797 † 6. März 1877 und Ferdinand geb. 1799 Staatsschreiber, nachher Erziehungs- und Regierungsrath † 1840.

Da das Schriftchen von Lavater nicht im Buchhandel erschienen ist, so mögen aus demselben hier noch folgende Züge aus dem Leben und Wirken Oberst Meyers ihre Stelle finden.

Nachdem er von 1780 bis 1784 sich zu seiner Ausbildung zeitweise in Genf, Genua und Florenz aufgehalten hatte, machte er von 1786 bis 1787 eine längere Geschäftsreise nach Spanien. 1785 wurde er Hauptmann, 1788 Major der Miliz des Quartiers Andelfingen, und bewies schon da seinen unparteiischen, geraden Sinn und seine Gabe, mit den Leuten umzugehen. Seit dem Jahre 1792 sah er das Kommen der Revolution für die Schweiz voraus und war deßhalb fern von der manche Kreise beherrschenden Ueberschätzung der Nationalkraft, konnte auch nicht der Hoffnung sich

überlassen, es werde ein feindlicher Angriff mit Eintracht abgewehrt werden. In seiner militärischen Stellung hatte er 1792 zürcherische Truppen nach Genf zu begleiten, 1795 bei der Besetzung der Gemeinde Stäfa, 1796 bei einer Grenzbesetzung am Rhein mitzuwirken und begleitete den zürcherischen Zuzug, der die Berner im Februar 1798 gegen die Franzosen unterstützen sollte, aber nicht mehr zum Kampfe kam, zu dem M. mit Freude bereit gewesen wäre. Obgleich er ein Anhänger der alten Ordnung war, ließ er sich doch, um seiner Vaterstadt zu dienen, von der neuen Landesverwaltung dazu bewegen, die Führung einer Garnison von 1000 Mann ab dem Lande zu übernehmen, welche zum Schutze der erstern nach Zürich einberufen wurde, und erwies durch Aufrechthaltung guter Disziplin und Abstellung von mancherlei Streitigkeiten beiden Parteien große Dienste. Als die Franzosen anrückten, wurde er ihnen zur Verständigung nach Mellingen entgegengeschickt, und erwarb sich deren Vertrauen, indem er auf die Frage des Generals: Ob wirklich keine bewaffneten Schaaren bei Zürich sich befinden, und ob er ganz sicher vorrücken könne? die freimüthige Antwort gab: „Gewiß, denn wären solche vorhanden, um Ihnen den Einmarsch streitig zu machen, so wäre ich zuverlässig bei jenen, und nicht bei Ihnen, Herr General." Als dann im Juni 1799 die Franzosen den Oesterreichern wichen, war es wiederum M., der mit letztern zu unterhandeln hatte, und der nun seiner persönlichen Ueberzeugung folgend im Juli das Kommando eines im Solde Englands stehenden zürcherischen Freiwilligenbataillons übernahm. In dieser Stellung löste er die schwere Aufgabe, am 25. September nach der Schlacht von Zürich beim Rückzuge der Russen vor den siegreichen Franzosen die Stadt vor Plünderung und Gewaltthaten zu schützen. Zuletzt verließ auch er mit seinem Bataillon die Stadt, das dann bei der völligen Auflösung der russischen Heeresmassen zersprengt wurde. M. selbst mußte die Schweiz verlassen, und ging zunächst nach Lindau und Memmingen, dann nach Tübingen, wo seine Gattin im Februar 1800 starb, während seine sieben unmündigen Kinder in einer Schwester des Vaters eine treue Pflegemutter fanden. Im Oktober 1800 konnte er in seine Vaterstadt zurückkehren. Im September 1802 wurde ihm die Leitung des Widerstandes gegen die Besetzung der Stadt durch die helvetischen Truppen übertragen (siehe hierüber Zürcher Taschenbuch von 1858, S. 63 fgg). Nach Abzug derselben wurde er zum Mitglied der provisorischen Regierung und im Oktober desselben Jahres durch die Tagsatzung in Schwyz zum eidgenössischen Oberst ernannt. Als im selben Monat die Franzosen neuerdings in die Schweiz einrückten, wurde ihnen M. abermals entgegengesandt und begann die Verhandlungen, indem er sich mit der Offenheit, die er schon 1798 bewiesen, als Kommandant der Insurrektion vorstellte. Von 1803 an war er Mitglied des Großen Rathes und wurde 1804 Kommandant der freiwilligen Standeslegion. Nach einem friedlichen Jahrzehent, in dem er sich seinen Privatgeschäften und der Erziehung seiner Kinder widmen konnte, hatte er 1815 eine Brigade von drei zürcherischen Reservebataillonen zur Grenzbesetzung zu führen, und bewies unter Anderm seine Umsicht, Ruhe und Festigkeit bei Beschwichtigung eines Aufstandes mehrerer Bataillone der eidgenössischen Truppen, die er durch festes Einschreiten, wie durch freundliches Zureden zu ihrer Pflicht zurückzuführen wußte. Im Juni 1816 übernahm er die Stelle eines Ober=

amtmanns in Grüningen und erwarb sich auch in dieser während der schweren Nothjahre die Anhänglichkeit des Volkes (von der noch 40 Jahre später ein aus dem Munde älterer Einwohner des Bezirkes Hinweil vernommenes Lied über den „Landesvater Meyer" dem Schreiber dieser Zeilen Zeugniß gab). Im Dezember 1818 erkrankt sprach er sogleich seine Ueberzeugung aus, daß er nicht mehr genesen werde und sah dem Tod mit völliger Ruhe entgegen. Er starb allgemein betrauert am 17. Januar 1819.

Von den Seitenverwandten standen W. Meyer besonders nahe ein Bruder seines Vaters, Melchior geb. 1756 (Onkel Rittmeister) und ein Bruder seiner Mutter, Paulus geb. 1774. Ueber diese beiden allein enthalten die Aufzeichnungen einige Mittheilungen von allgemeinerem Interesse, die daher hier noch ihre Stelle finden mögen.

Melchior Meyer (geb. 1756 starb 1836) war zum Kaufmannsstande bestimmt und kam in seiner Jugend in ein Handlungshaus Salchli (aus Zofingen gebürtig) zu Marseille, wo er mit dem nachmaligen helvetischen Regierungsglied Custer von Altstetten im Rheinthal sich innig befreundete. So sehr Custers philanthropischer Feuereifer gegen den nüchternen, keinen Illusionen zugänglichen Sinn seines Freundes zuweilen im grellen Gegensatz stehen mochte, so stimmten ihre Gemüther dagegen vollständig zusammen in strenger Moralität und Ehrenhaftigkeit, so daß selbst die helvetische Revolution, welche an Custer einen ebenso enthusiastischen Verehrer fand, als sie von Meyer mit Widerwillen aufgenommen wurde, das Freundschaftsband nicht löste. Freilich trug nicht wenig zur Abwendung jeder Störung bei, daß sie auf dem Felde der öffentlichen Thätigkeit sich nicht zu begegnen hatten. Nachdem Meyer schon in seinem 23. Lebensjahre sich verheirathet hatte, gab ihn sein Vater dem ältern Bruder Heinrich zum Associé in der neu errichteten Bandfabrik unter der Firma Meyer und Komp. Als solcher unternahm er gemeinsam mit seinem Vetter Melchior beim Steg 1786 eine Geschäftsreise nach Norddeutschland. Als reiche junge Herren reisten sie in eigenem Wagen mit Extrapost und fanden allenthalben gute Aufnahme. Sehr unterhaltend waren meines verständigen und launigen Onkels Erzählungen über seine Begegnisse und seine Beobachtungen. Ein Pröbchen von der dicken Dummheit, die noch einen Theil Süddeutschlands beherrschte, erfuhren die Freunde im Bambergischen oder Würzburgischen, wo ihr Wagen durch den schlechten Weg zum

Schrittfahren gezwungen von einer Unmasse bettelnder Weiber und Kinder begleitet und angeschrieen wurde. Da sie nun gerade vom Karnaval in Nürnberg kamen und ihre Masken bei sich hatten, so versteckten sie sich für einen Augenblick in der Tiefe ihrer Kalesche und ließen sich dann plötzlich mit den Masken vor dem Gesicht wieder hervor, die Pistole in der Hand und mit gewaltigem Spektakel gegen einander gestikulirend. Alsobald schrie das bettelnde Volk laut auf, sprang sich bekreuzend in den Straßengraben, und die Reisenden blieben von jeder weitern Verfolgung ihres Wagens verschont. — Berlin kam ihnen unendlich öde vor, da auf den Straßen nichts als Soldaten zu sehen waren und die ungepflasterten Straßen der neuen Stadttheile, z. B. die lange Friedrichsstraße, wegen der Einförmigkeit der Gebäude ein trostloses Einerlei darboten. Wegen des tiefen Sandes hörte man kaum die Wagen fahren, noch weniger den Schritt der Reitpferde, von welchen man leicht überrascht werden konnte. In Potsdam sahen die Freunde die Wachtparade und entdeckten hinter einem Fenster des Schlosses die Gestalt des alten Königs. Sie wurden von einem Adjutanten des Königs um ihre Namen gefragt, indem S. M. diese Herren als Fremde erkannt habe und zu wissen wünsche, wer sie seien. Diese Neugierde bekräftigte sie in der Meinung von seiner Altersschwäche, die in ihnen seine Erscheinung bereits hervorgerufen hatte. — In den hessischen Landen machten die schlechten Straßen, die ärmlichen Hütten und der Mangel an männlichen Feldarbeitern, indem man Weiber am Pfluge sah, auf die Reisenden einen peinlichen Eindruck. Es war die Zeit, da der Landgraf alle seine Soldaten mit Einschluß der Landmiliz um englisches Geld nach Amerika geschickt hatte.

Nach dem Tode seines Schwiegervaters Bürkli übernahm Meyer dessen Besitzung Schwandegg (bei Stammheim) und trat aus den Handelsgeschäften des Vaters und Bruders aus, um sich einzig der Landwirthschaft zu widmen. Mit bedeutender Körperkraft ausgestattet, glaubte er, die Arbeit im Freien könne seiner Gesundheit nur zuträglich sein. In dieser Hinsicht war aber seine Be-

rechnung eine verfehlte; denn wahrscheinlich in Folge von Erkältungen zog er sich ein schlimmes Magenübel zu, dessen Weitergreifen er nur durch eine strenge Diät zu steuern vermochte, welche er durch sein ganzes Leben hindurch nun inne hielt. Die Landwirthschaft betrieb er mit vielem Geschick, soweit es bei uns in den enge gezogenen Schranken geschehen kann, welche die Verhältnisse mit sich bringen. Was in diesem Fache Gediegenes geschrieben wurde, blieb ihm nicht unbekannt, allein er verließ sich auf keine neue Erfindung, bevor er sie selbst erprobt hatte. Ebenso lehnte er jede Zumuthung seiner Freunde in Zürich ab, seinen Einfluß bei den Bauern geltend zu machen, um sie zu Verbesserungen in ihrer Landwirthschaft zu veranlassen. Er werde seinen Weg für sich gehen, keinem Bauer, der ihn um Rath frage, denselben abschlagen, aber sich wohl hüten, ihm zuzureden. Und so richtete er in der That durch sein eigenes Beispiel mehr aus, als alles Zureden vermocht hätte. Als einmal die Bauern entdeckt hatten, wie viel Milch er z. B. durch den Kleebau gewann, drängten sie sich von selbst herbei, um ihn zu fragen, wie sie dieses und jenes anzustellen hätten. So war er auch ohne eine öffentliche Stelle zu bekleiden in vielen andern Angelegenheiten ihr Rathgeber und Schiedsrichter, und selbst die Revolution änderte an diesem Verhältniß nicht das mindeste. Die Waltalinger und Guntalinger blieben ihm durchaus zugethan und er blieb auf seinem Schlößchen unangefochten in ihrer Mitte. Die Kriegsjahre 1799 und 1800 liefen zwar nicht ohne beträchtliche Opfer ab, welche Requisitionen und Einquartierungen mit sich brachten, aber von größerm Kriegesschaden blieb er verschont. Da seine Ehe kinderlos blieb und er sich bei vorgerücktem Lebensalter zur Ruhe zu setzen wünschte, auch seine Gattin, obschon eine große Freundin des Landlebens, der Stadt und den Familiengliedern etwas näher zu sein wünschte, so verkaufte er, nachdem er noch den reichen Herbstsegen von 1804 genossen, das Gut Schwandegg und bezog ein Gütchen in Oberengstringen.

Paulus Meyer geb. 1774 starb 1823, ein Mann von strenger Rechtlichkeit, äußerstem Zartgefühl nnd lebhafter Phantasie, zum Kauf-

mann nicht geschaffen. Mit der schönen Literatur war er besser vertraut als manche seiner Altersgenossen. Am öffentlichen Leben betheiligte er sich nur insoweit, als er seine Bürgerspflichten treu erfüllte. Als junger Mann hat er merkwürdiges gesehen. Er war als Gast bei dem verhängnißvollen Schützenfest vom 14. Juli 1791 in Rolle. Es war der schon im Jahre zuvor eben daselbst gefeierte Jahrestag der Zerstörung der Bastille, auf welchen nun die Freunde der Revolution im Waadtlande abermals ein Schützenfest anordneten, dessen Bedeutung die gewünschte Auffassung fand. Aus allen Städten und Städtchen des Waadtlandes strömten zahlreiche Besucher hin. „Von der Brücke von Alleman bis Roll fuhren die Chars à banc in einer ununterbrochenen Reihe." Paul Meyer war damals in Pension, wahrscheinlich in Nyon. Von jungen Leuten daselbst kannte er unter Andern Laflechère (nachmals waadtländischer Staatsrath) und Laharpe, Sohn von Amédée. Diese nahmen ihn nach Roll zu dem Feste mit. Der dazu eingeladene Landvogt von Morsee nahm den Ehrenplatz ein, neben ihm saßen die Häupter des Festkomites Laflechère und Advokat Muret (der nachmalige Landammann). Da Niemand große Lust bezeugte, des Landvogts Vis-à-vis zu sein, so erhielt Paul als fremder Gast diesen Ehrenplatz. Die Sache verlief ganz ordentlich bis zum Nachtische, als auf einmal aus einer der Festhütten ein ungeheurer Jubel erscholl und ein Freiheitshut auf einer Stange aufgepflanzt wurde. Mit anscheinend kalter Miene wandte sich der Landvogt zu Muret und fragte, was es dort gebe: Monseigneur, c'est le chapeau de la liberté, dont les dames de Lausanne nous ont fait présent. Darauf befahl der Landvogt, seinen Wagen vorfahren zu lassen und erhob sich von der Tafel, Muret und Laflechère begleiteten ihn bis zum Schlage. Natürlich ging es jetzt erst recht los. Der Hut wurde in feierlichem Zuge umhergetragen und unter den vielen Vivats hörte man auch den Ruf à bas l'ours! Aber stumm und finster sahen die Bauern der Sache zu, denn damals hielt noch die große Mehrzahl derselben zu der Stadt Bern. — Nachdem Amédée Laharpe nach Frankreich entflohen

war und dort sogleich eine Anstellung als General gefunden hatte, rief er späterhin, wohl um 1792, seinen Sohn zu sich, und dieser drang in Paul, mitzukommen und in der französischen Nationalarmee zu dienen. Dieser fand es doch rathsam, vorher zu Hause um die Erlaubniß nachzusuchen. Darauf kam aber von Seite des Vormundes, des Seckelmeisters Kaspar Hirzel, die sehr deutliche Antwort, Paul sei zum Kaufmann bestimmt und nicht zum Militär. Wäre das letztere der Fall, so würde sich an einem andern Ort eine Stelle für ihn finden lassen, als bei den Sansculotten. Nun rief man ihn auch gleich aus dem Waadtlande zurück und sandte ihn nach einem ausländischen Handelsplatze. — Im Jahre 1797 verheirathete er sich mit Henriette Escher. Von sechs Kindern haben nur zwei Söhne das Mannesalter erreicht, der jüngere war Eduard, nachmals Herr Stadtrath Meyer-Rahn geb. 1817 † 1877.

2. Erinnerungen aus früher Jugendzeit.

Vom zurückgelegten fünften Altersjahre an habe ich alle bedeutenderen Ereignisse ziemlich treu im Gedächtniß behalten bis zur Zeit strengerer Arbeit im Mannesalter. In dieser geht mir die Reihenfolge der Begegnisse verloren.

Während einer, wie es mir vorkam, langen Reihe von Jahren waren wir unser sechs Geschwister, neben der Schwester Luise fünf Brüder; die drei Großen, Henri, Jaques und Fritz bildeten in den Augen von uns zwei Kleinen Hämmi und Nanti, höflicher Helmli und Nantli, ein Triumvirat, zu dem wir mit Achtung heraufschauten. Wir Kleinen waren sehr von einander verschieden, Nanti mager und durchsichtig, Hämmi hingegen feiß und plump, daneben aber doch nervös. Ich war ein Erzhasenfuß und Heuler, und wurde auch von den ältern Geschwistern „Hämmi der Zänni" betitelt. Vor jedem Schuß, vor jedem Paukenschlag, ja vor dem bloßen Entladen einer Elektrisirmaschine fuhr ich laut heulend zusammen, letzteres noch als ich schon zehn Jahre

alt war. Denselben Eindruck machte mir das Wiehern der Pferde, dahingegen das Peitschenknallen mich nicht anfocht und das Rasseln der Trommeln mich entzückte, wie ich denn auch trotz meiner Feigheit ein gewaltiger Freund von Soldaten war. So erinnere ich mich noch eines durch Stadelhofen ziehenden französischen Bataillons mit zerrissener Fahne, dann eines solchen, Musik voraus mit einem Neger als Paukenschläger, auf welchen mich unterm Fenster liegend die Wärterin aufmerksam machte. Aber o weh, als ich ihn kaum erblickt, schlug er an die Pauke und heulend verkroch ich mich in's Zimmer zurück. In freundlicher Erinnerung ist mir das Bild eines gepuderten Offiziers geblieben, der im langen Hause einquartiert war und uns Kleinen, wenn wir im Garten herumgeführt wurden, mit Händeklatschen begrüßte. Und auch das allgemein im Hause ertönende „Gottlob" glaube ich noch zu hören, als man versichert wurde, die Franzosen seien für immer abgezogen. Neben den Franzosen hörte ich dann als eine eben so arge oder noch schlimmere Brut die Patrioten schildern, welche den Aristokraten, zu denen alle rechtschaffenen Leute gehören, die Köpfe abhauen und auf Spießen herumtragen. Die Patrioten seien die Freunde der Franzosen, weil diese ihrem König den Kopf abgehauen haben. Die Helvekler seien alle Patrioten. Dann kam es mir aber gar sonderbar vor, wenn ich in Gesprächen der „Großen" über Herren in der Stadt urtheilen hörte: Es ist ein Erzpatriot.

Auf Ostern 1802, wenn ich nicht irre, wurde ich zum ersten Mal in die Schule geführt zu einer alten Jungfrau Weber an der untern Zäune, in dem Hause, das späterhin der Kartenzeichner Keller besaß. Hier saßen 12 bis 15 Knaben und Mädchen um einen langen Tisch, nach der Ordnung des Dienstalters und gleichzeitig des Wohlverhaltens, am obersten Ende Leonhard Wirth, der als Einleitungsgebet ein von Lavater paraphrasirtes Unser Vater hersagte, welches mit den Worten anfängt: Vater unser aller Vater u. s. w. Ich blickte voll staunender Bewunderung auf diesen Senior der Versammlung hin, der auswendig so ein langes Lied hersagen konnte, und es schien mir ganz unmöglich,

daß ich nach einem Jahre selbst jenen Platz einnehmen und das nämliche Gebet ebenso rasch und gedankenlos herunterhauen sollte. Die Mitschüler waren beinahe alle Kinder von Papa's Sonntagskameraden oder der lieben Tante Sonntags- oder Donstagsgespielinnen. Seitwärts des langen Tisches stand ein rundes einfüßiges Tischchen, an welchem die Lehrerin saß und wohin eins um's andere für den Unterricht berufen wurde. Auf dem Tischchen lag die Ruthe, mit welcher gewaltig gedrohet, aber der sanfteste Gebrauch gemacht wurde. Hätte eine ernste Exekution gegen irgend eines der Schulgespielen stattgefunden, sie wäre mir sicher im Andenken geblieben. Es waren eben alles gutmüthige Kinder aus anständigen Häusern. Der Unterrichtsgang war folgender: Zuerst das Buchstabiren aus dem alten Namenbüchlein mit dem Aff am obern Ende des illustrirenden Holzschnittes und dem Ymmenfraß und der Zibetkatz am untern Ende und in den Uebungen bei dem Buchstaben x die Worte: xell, xalzen, Xotten. Hatte man dieses los, dann kam's an den „Lehrmeister“ (eine kleine Sammlung von Bibelsprüchen und Liederversen), dann an die Zeugnuß (Katechismus), und endlich an das Neue Testament, nebenbei auch das Waserbüchlein (eine gut gewählte Sammlung von Bibelsprüchen, Gebetlein und Bruchstücken aus geistlichen Liedern). Daß wir sämmtliche Frag- und Antwortstücke des Katechismus, die sogenannten vier Hauptpünkten fix und fertig, und wie sich von selbst versteht, größtentheils ohne ihrem Sinn nachzuspüren, hersagen lernten, war eine Hauptaufgabe dieser Schule. Ein Unterricht im Schreiben wurde hier nicht ertheilt. Es war keine öffentliche Primarschule, sondern eine Privatanstalt, aber ganz nach dem System der öffentlichen betrieben, welches dann wenige Jahre später einem den veränderten Verhältnissen entsprechenden Platz machte.

Auch an einem Schulfeste fehlte es nicht. Der Namenstag der Jungfer Weberinn wurde bei ihr gefeiert, indem sie uns Küchlein austheilte und mit uns lustig machte. Bei schönem Wetter ging man in's Wäldlein, d. h. unter die Kastanienbäume, die auf dem jetzigen Theaterplatz standen; bei schlechtem Wetter fanden die Spiele im Hause statt,

unter andern das Gufensuchen, wobei die Festgeberin, die an diesem Tage in vollem Putze erschien, auf der Zither spielte und durch die schwächeren oder stärkeren Töne die Entfernung oder Annäherung des gesuchten Gegenstandes andeutete. An gewissen Tagen hatten wir Ferien oder, wie man sagte, Orblig (verstümmelt für Urlaub). Dann prüfte mich die liebe Tante über die vier Hauptpünkten, nämlich ich sagte ihr alle Fragstücklein der Zeugnuß her, ohne je anzustoßen. Darauf war ich nicht wenig stolz und verübelte es ihr beinahe, daß sie, als wir an das Fragstücklein kamen: Was erfordert Gott im siebenten Gebot? dasselbe mit den Worten überschlug: „Das will ich dir schenken.“ Und es langweilte mich, wenn sie sich durch eine von ihr gestellte Zwischenfrage überzeugen wollte, ob ich auch verstehe, was ich hersage.

Im September 1802 fand das helvetische Bombardement statt. Wir beiden Kleinen wurden in unsern Bettchen in den Saal zu ebener Erde hinabgetragen, was uns herrlich dünkte. Das von mir sonst sehr gefürchtete Schießen glaube ich wegen Schlaftrunkenheit nicht beachtet zu haben. Die gute Tante und die Dienstboten blieben wach. Im Saal brannte Licht und es stand Wein und anderes bereit, um Papa und andere einkehrende Offiziere zu erfrischen. Zuweilen hörte man Pferde vorbeireiten. Die Frauen eilten dann an's Fenster und riefen durch die Jalousien hinaus: Wie steht's? Und von draußen ertönten Männerstimmen: Gut, gut! Der Tonwechsel dieses Duetts dünkte mich sehr spaßhaft, an die Bedeutung der Sache dachte ich nur gar nicht. Einige Monate später sagte uns die liebe Tante, als sie uns zu Bette gelegt hatte, wie die Stadt in großer Gefahr gewesen wäre, wenn nicht der liebe Gott einen Engel gesandt hätte, der die Granaten von der Stadt abgewendet habe. Diesen Engel werde sie uns morgen zeigen. Darauf freute ich mich denn sehr und stellte mir ihn vor, wie er zu Fuß durch Stadelhofen spaziere und mit seinen Flügeln Parade mache, und war dann am folgenden Tage sehr enttäuscht, daß es der Engel auf dem Neujahrsstück der Hülfsgesellschaft war, welcher mit seiner Aegide über den Thürmen der Stadt schwebt.

Während des Bombardements konnte man in den Tagesstunden, besonders in unserm von keinen Schüssen beunruhigten Stadttheil, ruhig durch's Fenster schauen, und freute sich beim Einzug von „Hülfe“, nämlich von Getreuen ab der Landschaft, zuweilen nur bescheidene Trüppchen von sechs oder acht Mann, dann aber einmal ein Zug von dreißig oder vierzig. „Die alle kommen uns zu Hülfe“, sagten die Großen.

Bald nach dem Bombardement vernahm man mit Schrecken, die Franzosen werden wieder kommen, und ich wurde belehrt, der General Bonaparti regiere jetzt die Franzosen. Eines Tages verkündigten uns die Brüder, es werden am Abend 800 Bündner durch Stadelhofen einziehen. Es war am 29. September 1802, und wir Kleinen, statt um 7 Uhr oder früher zu Bett gelegt zu werden, durften bis zur Ankunft dieser Armee, welche vielleicht um 1/2 8 Uhr, jedenfalls bei völliger Dunkelheit, erfolgte, so lange aufbleiben. Weil damals noch keine öffentliche Straßenbeleuchtung bestand, so wurden, um den Truppen zu leuchten, aus allen Häusern Laternen herausgehängt. Das Glitzern der Gewehre und die vorübergehende Beleuchtung der Mannschaften und der wenigen Pferde übte auf uns einen ungewöhnlichen Zauber und dieses Bataillon (es waren in der Wirklichkeit 6—700 Mann Bündner, Glarner, Appenzeller, unter Kommando des Baron Heinrich v. Salis-Zizers) erschien mir als eine ungeheure Kriegsmacht. Auf unsere Frage, gegen wen diese Bündner in den Krieg ziehen, war die Antwort: „Gegen die Helvekler.“ „Nicht gegen die Franzosen?“ „Nein, die sind jetzt Freunde.“ Das kam mir sonderbar vor.

Besonders imposant war mir aber etwa 14 Tage später der Einmarsch der von der Entwaffnung der hintern Kantonstheile zurückkehrenden Truppen. Da sah man Chevaulegers, dann das Freikorps zu Fuß in grüner Uniform mit dreieckigem Hut und dunklem Roßhaarbusch, dann noch ein Bataillon nicht uniformirter Landmiliz, eine oder zwei Kanonen und einen langen Wagenzug mit den „den Patrioten“ abgenommenen Waffen und andere Trophäen, wovon hauptsächlich eine

dreifarbige helvetische Fahne in aller Breite auf einem Wagen entfaltet liegend die Augen der Zuschauer auf sich zog.

Ziehen diese Soldaten alle gegen die Franzosen, fragte ich wieder. „Nein, sie gehen ihnen zwar entgegen, aber als Freunde“, antworteten die Großen. „Die Franzosen helfen uns, sie halten es nicht mehr mit den Patrioten.“

Wenige Tage später rückten die Franzosen zum dritten Mal in Zürich ein und zwar nicht weniger als fünf Bataillone und ein Kavallerieregiment. Unser Freikorps wurde nun aufgelöst und mußte die Waffen abgeben. Auf Verwendung meines Vaters, der das Stadtkommando den Franzosen übergab, wurde dem Korps bewilligt, die Gewehre in unserm Hofe, nicht vor französischen Truppen abzugeben. Ich hüpfte im Hofe herum, als plötzlich das Freikorps (nämlich diejenige Abtheilung, welche noch neben den Franzosen die Hauptwache besetzt gehalten hatte) um die Ecke bog und in den Hof hineintrat, ganz still, der Tambour mit der Trommel auf dem Rücken. Wie sie nun aber die Gewehre in Pyramide stellten und mir unbekannte Bewegungen damit vornahmen, ergriff mich die Besorgniß, sie könnten schießen, und ich floh nach der Stube.

Es war durch das ganze Jahr 1803 eine schwache französische Besatzung in der Stadt und häufig hieß es, sie gehen ganz fort. „Ach, seufzte die gute Jungfer Weberin, man hat schon so manchmal geglaubt, sie seien fort, und dann sind sie immer wieder gekommen.“ Mir selbst waren ihre Festlichkeiten sehr fatal, wenn sie von dem Wall auf der Promenade Kanonenschüsse ertönen ließen, oder als ihrem General zu Ehren das Kriegsschiff eine Spazierfahrt machte und wir Kleinen von den Mägden nach dem Holzschänzli geschleppt wurden, vor welchem es anhielt, um das Publikum mit Musik, Kanonenschall und dem Anblick der auf demselben flatternden Trikolore zu entzücken. Ich wagte kaum hinzusehen, während andere Buben den Bewegungen des Kanoniers begierig mit den Augen folgend riefen: Jetzt, jetzt! — Dann folgte das mich durchzuckende Feuerlein und der von mir jedes Mal mit Ge[illegible]te furchtbare Knall.

In lebhaftem Andenken ist mir auch ein Besuch, welchen etliche französische Husarenoffiziere in schönen dunkelbraunen Uniformen (mit hellblauen Hosen) meinem Vater abstatteten; wie er sie bis unter die Hausthüre begleitete, und wie sie sich auf der Treppe vor dem Hause mit großem Lärm und Ausstrecken der Hände, auch obligatem Säbelgerassel gegen ihn umwandten, um ihm das weitere Geleite zum Portal zu untersagen. Vielleicht ist dies der nämliche Besuch vom Neujahrstag 1803, dessen Muralt im Leben Reinhards erwähnt als eines Vorfalles, der in der Bürgerschaft damals Aufsehen machte. Diese Husaren (12 e) wurden während ihres Aufenthalts in der Schweiz in Dragoner (30 e), sogenannte Roßschwänze umgewandelt, welchen der von ihrem Helme herabwallende Roßhaarbusch ein grimmiges Aussehen gab.

Es fallen in jene Zeit ziemlich viel Hinrichtungen. Die Delinquenten wurden unter dem Geläute der großen Glocke im Großmünster aus dem Wellenberg in einem Kahn nach dem Sonnenplatz herübergeschifft, hörten vor dem Rathhaus das Urtheil an und wurden durch den Rennweg zur Richtstätte hinausgeführt. Meine ältern Brüder gingen dann zu Onkels im Regenbogen, um die Ausführung anzusehen. Da erzählten sie dann von einem wegen Giftmord Verurtheilten, Namens Hochstraßer, wie furchtbar er ausgesehen habe wegen seines schwarzen Bartes, den man ihm nicht geschoren hatte. In unserer Helgensammlung von Porträts, Landschaften und andern Bildern in allen möglichen Formaten waren auch einige Köpfe von Antiken, unter welchen einer mit starkem Bart. Es mag Homer oder Sokrates oder sonst ein solcher Herr gewesen sein. Das sei der Hochstraßer, sagte uns Bruder Henri, und das brachte mich auf den Gedanken, alle die Köpfe unserer Helgensammlung, unter welchen sich kein Rock oder Kragen befand, seien durch den Henker abgeschlagen.

Erst mit zurückgelegtem 6. Jahr wurde ich von der Jüppe emanzipirt und in Hosen gesteckt, nebst mir auch der 5/4 Jahr jüngere Nanti. Wir beide, sowie auch die Großen, wurden in hellblaues Uniformtuch gekleidet; den Kragen hatte jeder von einer besondern Farbe,

doch keiner grellen. Der meine war dunkelblau, der von Bruder Fritz grasgrün. Auch Oberst Ziegler kleidete seine Buben Stöffli, Hans und Eduard in gleicher Weise. In andern Familien fand dieses Beispiel wenig Nachahmer.

Am 16. November 1803 kam ich zum ersten Mal in die Kirche aus Anlaß der Taufe eines neugeborenen Vetters (nachmals Notar J. Escher-Natthey). Diese geschah zu Predigern durch Herrn Helfer Spöndli in einem Mittwoch-Abendgebet, welches damals eine Kinderlehre war, denn ein Mädchen mußte die Fragen aus dem Katechismus über die Erbsünde beantworten. Das aufsagende Kind hatte lang herabhängende, ziemlich weit unten zusammengehaltene Haare, und ich dachte mir Eva, als sie in den Apfel biß, ungefähr wie diese Niederdorftochter gestaltet.

Auf Ostern 1804 erfolgte mein Eintritt in die sogen. deutsche Schule. Da der Lehrer in der großen Stadt für brutal und die Schülerschaft aus dem Niederdorf auch für die weniger polirte galt, so bestimmte man mich für die von Herrn Obmann Wiser regierte Schule der kleinen Stadt. Vorerst fragte es sich, ob ich trotz des am Zeigefinger fehlenden ersten Gelenkes (im zweiten Lebensjahr hatte ich beim Saugen am Zeigefinger von Kinderkonvulsionen überrascht denselben so zerbissen, daß das vordere Gelenk abgenommen werden mußte) mit der rechten Hand werde schreiben können und berief daher den Herrn Obmann zu einer Begutachtung. Dieser brave Mann war Obmann eines l. Handwerks der Kürsner, hatte aber sein Geschäft bereits aufgegeben und sich dem Lehramt gewidmet. In seiner Jugend hatte er beim Regiment in Holland gestanden und war wegen seiner schönen Handschrift Feldschreiber geworden. Er hatte eine soldatische Haltung, ein lebhaftes Auge und eine gewaltige Stimme. Bei aller Strenge war er freundlich und von den Knaben gleichmäßig lieb gehalten und gefürchtet. Als er nun in's Haus kam und ich ihm vorgestellt wurde, gab er mir ein Bleistift in die Hand und hieß mich einige Striche machen. Dann wandte er sich gegen den eintretenden Papa in strammer

Haltung und rapportirte: „Herrrr Major! Der Knabe wird mit der rechten Hand ganz gut schreiben können; das Gleichli, das ihm fehlt, ist zum Schreiben ganz überflüssig.“ Beiläufig gesagt täuschte sich der gute Mann über den letztern Punkt doch ein wenig, wie ich später erfahren mußte.

Die Zeit meines Eintrittes in die Schule fällt nahe zusammen mit der Niederdrückung des Aufstandes in unserer Landschaft. Wahrscheinlich wurde die Eröffnung des Schulkurses oder wenigstens mein erster Gang in die Schule so lange hingehalten, bis die Krisis vorüber war.

Von jenen Ereignissen ist mir einiges noch lebhaft vor Augen.

1. Die Huldigung am 15. März 1804. Um den Einzug der Behörden und Zünfte in die Großmünsterkirche anzusehen, wurden wir Kleinen zum Onkel Kapitän in der Weinleiter geführt. Als wir auf dem Wege dahin durch den Kreuzgang des Großmünsters gingen, wurden hier von der neu errichteten Standes*kompagnie* (den sogen. Garnisönlern) die Schildwachen ausgestellt. Diese stehende Truppe bestand aus Geworbenen (auch aus andern Kantonen, anfangs sogar einige Ausländer). Es waren meist große Leute, hellblau uniformirt, sowohl Rock oder vielmehr Röcklein, so kurz, daß es heutzutage anstößig wäre, als die Beinkleider, über welche bis zur halben Wade schwarze Ueberstrümpfe sich anschlossen Ein großer in die Quere getragener Zweimaster mit weiß und blauem Federbusch war auf das bepuderte und bezopfte Haupt gedrückt. Auf dem Platz selbst marschirte dann die Standes*legion* (die sogen. Legiönler) auf, aus dem bisherigen Freikorps gebildet, dessen Chef unser Papa war, bestehend aus Infanterie, Jägern, Kanonieren und Chevaulegers, letztere von der Jugend als Husaren titulirt. Die Infanterie, neu uniformirt, trug hellblaues Röcklein mit dunkelblauen Aufschlägen und weißem Vorstoß, weiße Tuchhosen, schwarze Ueberstrümpfe, das Haupt (wenigstens bei der Mehrzahl) bezopft und ich vermuthe bei allen bepudert; statt des Hutes eine Mütze (das Wort Tschako war damals noch nicht in Uebung),

ähnlich dem jetzigen Käpi, aber ohne Schirm auf der Rückseite, mit weißem Zapfen (Pompon in Gestalt eines Tannzapfens) und hellblauem Geschling; die Jäger dunkelgrün mit schwarz, aber in Hüten gleich den dunkelblauen Kanonieren; die Husaren grüne Röcke mit schwarzsammtnen Abzeichen, hellblaue Hosen, gelbes Lederzeug, Mützen mit einem langen grünen Federbusch und grünem Geschling und die von der Jugend besonders bewunderte Husarentasche, welche aber durchaus nicht militärischen Inhalts war, sondern Pfeife und Tobaksbeutel, bei Nichtrauchern das Nastuch oder sonst etwas Nutzbares enthielt. — Die Feierlichkeit begann mit Glockengeläute und dem feierlichen Einherschreiten schwarzgekleideter Herren paarweise in geordneten Zügen. Das seien die Zünfte, sagte man uns, dann kamen die Behörden, der kleine Rath u. s. w. mit ihren Weibeln in den weiß und blauen Mänteln. Als diese alle in der Kirche waren, bildete die Legion ihre Gewehrböcke (Pyramiden) und trat ebenfalls in die Kirche. Man sagte mir, sie müssen auch schwören, und es bildete sich in mir eine dunkle Idee von dem Unterschiede zwischen der Legion und andern Soldaten und der Eigenschaft der erstern als Bürger.

2. Der Tag des Gefechts auf der Bocken. Bruder Fritz kam am Morgen nach 8 Uhr schon aus der Schule zurück; man habe ihnen Ferien gegeben, weil man am See kriege, und die Zolliker (in seiner Schulklasse waren vier Zolliker, Obrist, Heußer, Bleuler und Kienast) seien weinend nach Hause gelaufen, und bald werde man die Kanonen auf die Schanzen führen. In der That rasselten bald darauf zwei Kanonen durch die Straße und ich sah sie auf den hohen Wall zwischen der (Stadelhofer-) Porte und dem See hinaufschleppen. Es waren keine Pferde vorgespannt. Abends sah man das Feuer der auf der Bocken angezündeten Scheune. Die Frauen jammerten und weinten; mir schien das sonderbar, das Feuerlein war ja ganz klein.

3. Die Hülfstruppen aus andern Kantonen. Seit einem halben Jahr vielleicht, gleich mit Beginn des Abzugs der Franzosen, war Papa wieder Stadtkommandant geworden. Am Portal unsers Hofes wurde

ein Schilderhäuschen aufgestellt und zuweilen hielt ein Garnisönler Schildwache. Jetzt war immer eine Schildwache da und ich sah einen schönen Aargauer, hellblau mit schwarz, mit auf der linken Seite aufgeschlagenem Hut, wie sie damals auch für unsere Milizen eingeführt wurden; später einen gar freundlichen Berner, dessen elbfarbener Rock zu hellblauen Aufschlägen und hellblauen Hosen mir sehr wohl gefiel. Dazu trugen einige rothe Geschlinge um die Mütze und rothe Epauletten (es war das Abzeichen der Grenadiere). Von den Freiburgern, welche meistens französisch sprachen und zum dunkelblauen Rock hellblaue Hosen trugen, erzählten die Brüder, daß sie den „Schlegelimarsch“ schlagen gleich den Franzosen. Einmal kam auch durch Stadelhofen eine Kompagnie dunkelblau mit hellblau gekleidete Soldaten und zwei Fahnen neben einander, beide weiß und roth, aber die eine geflammt (wie alle Fahnen der alten XIII Kantone) und die andere von den beiden Farben halbirt. Man sagte, es seien Solothurner. Seitdem habe ich gelesen, daß Solothurner- und Unterwaldnerkompagnien zu einem kleinen Bataillon vereint waren, daher die zweierlei Fahnen.

Ich komme auf die Schule zurück. Die Klasse des Herrn Obmann Wiser war im Fraumünsteramt und die Schulstube auf dem obern Boden, links von der Letzgen (der alten Aula, auch die 7te genannt, offiziell Collegium humanitatis), welche ein paar Treppenstufen höher lag. Unser Hauptlehrmittel war der zweite Theil des Winterthurer-Lesebuchs, ein vortreffliches Schulbuch, der Lehrer wußte auch den Unterricht anziehend zu machen. Bei meinem ersten Eintritt in die Schule kam ich, wie alle Neulinge, in die vorderste Reihe nächst der Tafel, auf welcher die Deklinationen gemalt waren, und es däuchte mir prächtig, mit der Gesammtheit der Schüler dem Stöcklein des Lehrers folgend laut hersagen zu können:

Erster Fall: Wer oder was?
Zweiter Fall: Wessen?
Dritter Fall: Wem?
Vierter Fall: Wen oder was?

Fünfter Fall: Du oder o!

Sechster Fall (nach tief geholtem Athemzug): Von wem, in wem, aus wem, auf wem, mit wem und woooo!

Der gestrenge Lehrer strafte zuweilen à la Landvogt Landolt in origineller Weise. Er drehte aus einem Bogen Papier eine hohe spitze Mütze, wie sie die Böggen am Sechseläuten tragen, schrieb den Namen des Vergehens darauf: Ein Faulenzer oder ähnliches; und mit dieser Mütze auf dem Kopfe wurde der Bestrafte während der Pause unter die offene Thüre gestellt. Als einmal einer die Schule schwänzte und eine arge Lüge vorbrachte, sprach er ihm mit donnernder Stimme sein Urtheil, ausgestellt zu werden mit der Mütze und der Inschrift: Ein Lügner, ferner das Lied Nr. 224 im damaligen Gesangbuch: Laß mich Höchster darnach streben, stets ein Wahrheitsfreund zu sein, auswendig zu lernen, jeden Tag eine Strophe aufzusagen und darnach zur Bekräftigung ein halbes Dutzend „Töpen" zu empfangen. Da jenes wohlgemeinte aber breite Lied eine nicht kleine Zahl von Strophen enthält, so hatten wir vielleicht neun Tage die Wiederholung der Exekution dieser exemplarischen Bestrafung zu gewärtigen, allein schon nach der zweiten Strophe blieben nicht nur die Schläge aus, sondern erfolgte (zu meinem innerlichen Mißvergnügen) unter einem scharfen Zuspruch die Begnadigung des Schuldigen. Harmloser war eine andere Züchtigung. Einmal setzte er zwei oder drei, welche beim Schreiben sich faul und schläfrig erwiesen, zusammen und sagte ihnen, sie sollen lieber nicht arbeiten, sondern gfätterlen, stellte ihnen auch bleierne Soldaten auf und entließ sie dann nach Hause, indem er jedem noch in ein sauberes Papier eingewickelt ein Krämlein mitgab. Schon hatte ich, und wohl nicht ich allein, diese Glücklichen beneidet. Aber als sie zur Thüre hinaus waren, sagte der Lehrer: „Wollt ihr wissen, was die Krämlein sind? — Namenbüchlein." Das gab nun ein schallendes Gelächter, weil bei den Deutschschülern das Namenbüchlein der äußersten Verachtung genoß.

Am Sylvester war herkömmlich Krieg — nur am Morgen etwa eine halbe Stunde lang vor der Schulstunde — zwischen den Schülern

beim Fraumünster und denen beim Großmünster, hauptsächlich zwischen der vierten Bürgerschule und der ersten Gelehrten. Mir war die Sache unbekannt und als ich arglos durch's Helmhaus gehen wollte, standen zwei Buben mit vorgehaltenem „Linier" und wehrten mir den Durchpaß. Ich stand auf dem Punkte zu heulen, da kam ein Großer mit einem Stöcklein bewaffnet, lächelte mir freundlich zu und befahl mich gehen zu lassen. Das war ein Nägeli vom Albis (Bruder des mir in alten Tagen noch theuer gewordenen Militärarztes aus Holland), welcher wenige Monate später der Schule entwich und Soldat wurde, ein Prachtbursche, welcher allein im Stande gewesen wäre, die ganze Armee des Fraumünsters in die Flucht zu schlagen. Diese fand ich dann jenseits der Brücke in einem Knäuel versammelt. Von beiden Seiten wurde gewaltig geschrieen und gestikulirt. Als ich mir aber das etwas betrachten wollte, und einen Augenblick stillstand, kam Bruder Fritz aus dem Haufen auf mich zu und sagte: Mach daß du schnell in die Schule kommst, denn es wird sogleich losgehen und dann wirst du „überrennt." Das war mir gleichbedeutend mit zu Tode getreten. Gleichzeitig rief der Anführer der Heldenschaar (es war der nachmalige Doctor Abegg, der als der stärkste galt) mit einem gewaltigen Linier winkend: „Zurück", und schon begann ein Theil zu fliehen, so daß mir, als ich durch das noch bestehende Gänglein des Vordergebäudes strich, die Warnung sehr begründet erschien. Uebrigens schlug es bald darauf 8 Uhr und von beiden Seiten eilten die Streiter nach der Schule. — Damals bestand auch die aus uralter Zeit datirende Sitte, daß wer von den Schülern am Sylvester der letzte in die Schulstube trat, den Wandkalender für das neue Jahr anschaffen mußte. Das schien mir etwas kostspieliges, da einige ihn auf Kartendeckel aufgezogen und mit farbigem Papier eingerahmt lieferten, und als einmal (ich glaube, es war in der zweiten Klasse der Bürgerschule) ein armer Bube der letzte war und auf die Frage des noch später eintretenden Lehrers: Wer sorgt uns für einen Kalender? Thränen vergoß, (in der Voraussicht zu Hause Schläge zu bekommen), so that es mir im Herzen wohl, als der vier-

schrötige Lehrer Herr Pfarrer Hafner in die Hosentasche griff und dem Armen zwei Schillinge reichte: Geh, hol einen. Da war ich wieder verwundert, daß ein Kalender nicht mehr koste. Der wurde dann einfach mit Oblaten auf den alten aufgeklebt.

Neben der Schule hatten wir zu Hause einige Stunden wöchentlich Privatunterricht für Schönschreiben, wenn ich nicht irre und schriftliche Aufsätze, mit Unterhaltung aus Raffs Naturgeschichte, (soviel ich mich erinnere) und ähnlichen Erziehungsschriften verbunden. Dieser Hauslehrer war Herr Pfarrer Martin Pestalutz von Wytikon, ein lebhafter, munterer, frischer junger Mann, damals im Alter von 22—23 Jahren. Er hatte 1802 im Freikorps gestanden und im Jahre darauf wurde er Pfarrer der Filiale Wytikon. Der liebe Mann lebt bei mir in freundlichstem Andenken fort. Ohne sehr gelehrt zu sein besaß er eine vielseitige Bildung. Einmal, da er unpäßlich war, gingen wir zu ihm in das Haus des Bäckers Vögeli beim Katzenthörli. Da trat ein starker alter Bauer ein, welchen der Pfarrer als Seckelmeister titulirte. Dieser eröffnete mit lauter Stimme: „Wir haben gestern die Mezgeten gehabt und da bringe ich dem Herrn Pfarrer ein Müsterli“ und zog dann aus einem Sacke einen prachtvollen Schinken hervor. Jetzt war mein Entschluß gefaßt: Ein Pfarrer will ich werden. Wenige Wochen später machte Herr Pfarrer unserm Papa die Mittheilung, Herr Dekan Hofmeister in Niederweningen liege in den letzten Zügen, er gedenke sich um diese Stelle anzumelden und ersuche meinen Vater, ihn bei seinen Freunden in der Regierung zu empfehlen, da der Kleine Rath die Stelle zu besetzen hatte. Mich befremdete es, daß man eine Pfarrei aufgeben könne, woher man so schöne Schinken bekam. Die Sache kam auch bald in Richtigkeit und nun erfolgte auch des Herrn Pfarrers Verlobung mit der schönen Jungfrau Orell zum goldenen Löwen. Das verschaffte uns dann das Vergnügen, daß er uns mit seinen künftigen Schwägern, den Orellenbuben, zu einer Spazierfahrt auf dem See und zum Baden mitnahm. Wir badeten in der Nähe des Werdmüller- (später Muralten-) Guts. Da hieß er mich ihm auf den Rücken

sitzen und um den Hals fassen, indeß er schwamm. Das ergötzte mich, aber auf einmal rauschte es mir um die Ohren und war es mir grün vor den Augen und ich hielt mich für ein Kind des Todes. Gleich darauf stand ich wieder auf meinen Füßen und erfuhr nun erst, daß ich absichtlich „getünkelt“ worden sei. Dann fuhren wir zum Hornegg, wo wir einkehrten, und die einen eine süße, die andern eine saure Milch aßen. Das war im Jahr 1806 und ich schrieb diese Dinge der lieben Tante nach Schinznach auf Anmahnen des Herrn Pfarrers. Natürlich machte ich einen Sudel, welchen Herr Pfarrer wie einen andern schriftlichen Aufsatz korrigirte und den ich dann schön in's reine schrieb. Wie groß war aber meine Bestürzung, als ich später mit einem kühlen Danke für den Brief den Zusatz hören mußte, man habe von mir, nicht vom Herr Pfarrer einen Brief gewünscht. Ich ließ mich dann bereden, den Sudel vorzulesen, worin es anstatt „da badeten wir recht vergnügt“ hieß: „da thaten wir baden.“ Als nun die Großen darüber ein Gelächter erhoben, wurden sie von der Tante abgemahnt und mir von ihr versichert, der Brief hätte ihr mehr Freude gemacht. Merkwürdig ist es, daß so ein gemüthlicher Mann, wie dieser liebe Pestaluz dies damals nicht empfunden hat.

In den Sommermonaten 1804 und 1805 waren wir zwei Kleinen nebst der Schwester Luise unter der Obhut der lieben Tante bei Onkel Rittmeisters*) auf Schwandegg zum Besuche. In einer schwer bepackten verschlossenen Kutsche fuhren wir von Hause ab und das erste, was mir auffiel, war, als wir durch das Halseisen hinauf zur Kronenporte fuhren, daß die Bäume am Wege hinter sich gingen. Langsam ging es dann den Zürichberg hinan zu den Langensteinen und jetzt schon fragte ich, ob es noch weit sei bis Winterthur. In Basserstorf (damals sprach man Wasserstorf) großer Jubel beim Anblick der Störche auf dem Kirchthurm. In Winterthur Einkehr und Mittagessen in der Sonne. Dann Wagenwechsel, indem uns die Chaise von Schwandegg, geführt von dem freundlichen Rudi, aufnahm. In Hettlingen und

*) S. oben Seite 93.

Ossingen wieder Störche, in Husen Fahrt durch den Bach, welcher über die Straße lief. Endlich Gysenhart, jetzt haben wir nur noch eine Viertelstunde. Wie lange kam mir die vor. Endlich Schwandegg, wo Herr Onkel und Frau Tante und Jungfrau Mina Hofmeister (nachmals Frau Pfarrer Heidegger in Höngg) und Herr Major Schaufelberger uns erwarteten. Daß die Frauenzimmer sich küßten, konnte ich begreifen, aber daß sie dabei Thränen vergossen, fiel mir auf, da man ihnen nichts zu Leide gethan hatte. „Aber, sagte ich später zur Tante, warum habt ihr auch geschrauen?“ und vernahm dann zu meiner Verwunderung, daß man auch vor Freuden weinen könne.

Das Schloß Schwandegg hatte nicht viele, aber trefflich bewirthschaftete Güter, etwa sechs Juchart Reben vorzüglichen Gewächses, und Fütterung für drei oder vier Kühe und zwei Pferde. Soviel hielt nämlich der Onkel in seinen Ställen. Am meisten zog mich aber die Hauswirthschaft an, welcher die Tante Rittmeisterin, eine schöne, etwas wohlbeleibte, aber ungemein rührige Frau mit großer Sorgfalt vorstand. Neben dem Hausknecht, dem schwarzen freundlichen Rudi, war der Güterknecht, der blonde, übelhörige und einsilbige Hans. Dieser brachte am Abend die Milch aus dem Stall im hölzernen Kübel, aus welchem sie in irdene Schüsseln übergegossen wurde. Was davon nicht als frische Milch für die Haushaltung verwendet wurde, blieb in der Speisekammer stehen, wurde dann abgerahmt und der Rahm in einem artigen Drehfäßchen in Butter umgewandelt, die saure Milch aber, wofern sie nicht unter den Hausgenossen selbst Liebhaber fand, an die Schweine abgegeben. Auch die Katzen meldeten sich dafür an, deren etwa ein halbes Dutzend vorhanden war, eine große bunte, Schöni, eine schwarze, Rüßeli, und zwei rothbraune, der große und der kleine Fuchs. Neben ihnen lebten friedlich die beiden Hunde, der Binggis, ein wachsamer Spitz, den ich wegen seines Bellens und Knurrens fürchtete, und der Pößli, ein drolliger freundlicher Mops mit abgeschnittenen Ohren. Hühner und Tauben waren ebenfalls zur Genüge vorhanden.

Unser gewöhnliche Tummelplatz war die vordere Allee (von Obstbäumen). Die hintere oder Pappelallee hingegen betraten wir wenigstens im ersten Jahr nur unter Aufsicht, und da sie steil bergan ging, so kostete es mich nach der mir anerborenen Faulheit keine Ueberwindung nicht weiter zu gehen als mir erlaubt war. Diese Allee hatte auf halbem Wege eine Bank und ebenso am obern Ende, wo sie mit einem Rondeel schloß, welches vom Gehölz umgeben war. Dieses Wäldchen und andere ringsum waren das Ziel der gewöhnlichen Spaziergänge der Damen, welche der freundliche Herr Major Schaufelberger mit seinem Flötenspiel erfreute. Zu Hause spielte er auf einer gelben oder einer schwarzen; beim Spazieren hingegen auf einem gelben oder einem zimmtbraunen Flageolet. Der gute Mann suchte hier Heilung von seiner Schwermuth. Man schrieb sein Uebel einem Säbelhieb zu, welchen er 1802 in dem Scharmützel bei Lufingen von einem helvetischen Husaren in den Kopf erhalten hatte, allein wenn er auch selbst dies glauben mochte, so war dem nicht so, denn schon in seiner Jugend als französischer Offizier zeigten sich an ihm Spuren von einer an Geistesstörung grenzenden Sonderbarkeit. Der Unglückliche ist erst in den Dreißigerjahren, nachdem er über 70 Jahre alt geworden, gestorben.

Die Gegend um Schwandegg mit ihren Hölzchen war damals für Jagdfreunde ein Eldorado. Wir sahen manches Häschen über das Feld springen, einmal einen Fuchs und — zum ersten und letzten Mal für mich in diesem Leben — ein Reh, welches in vollem Galopp um eine Waldecke herum bog. Weitere Spaziergänge waren zur St. Anna-Kapelle oberhalb Nußbaumen und auf die Neunforner Hochwacht, hier mit der Aussicht nach Frauenfeld, dort mit derjenigen nach Dießenhofen. Einmal nahm mich der gute Onkel in der Chaise mit nach Trüllikon, wo er Geschäfte hatte. Vor dem Wirthshause ließ er mich einen Augenblick allein, und als er zurückkam, belustigte es ihn nicht wenig, mich von einer großen Zahl Kinder umringt zu sehen, welchen ich ein Märchen erzählte, und die mich mit vollem Beifall anhörten. Das Märchen selbst habe ich vergessen und nie mehr erzählen hören.

Im Spätjahr 1805 bekam man wieder „fremde“ Soldaten zu sehen wegen der Grenzbesetzung. Es wurden Berner angekündigt, und daß ihr Oberst bei unserm Nachbar, Herr Stocker, logiren werde. Ich freute mich im Voraus die elbfarbene Uniform wieder zu sehen und war unangenehm überrascht, als diese Berner in der mir nicht zusagenden dunkelblauen Uniform, auch mit dunkelblauen Hosen erschienen (Aufschläge hellblau). Hätte ich nicht die roth und schwarze Kokarde und die Fahne gesehen, welche in des Obersten Quartier gebracht wurde, so wäre ich im Zweifel geblieben, ob es Berner seien. Dann kamen auch Waadtländer, von den Buben gewöhnlich Lemaner (wie zur Zeit der Helvetik) geheißen und von vielen Bürgern mit scheelen Augen angesehen, weil dergleichen beim Borbardement unter Andermatt gestanden hatten. Die ältern Leute hießen sie, wie vor Altem, Welschberner oder einfach Welsche. Ihre rothen Roßhaarbüsche waren mir als Erinnerung an die Franzosen widerwärtig. Da betrachtete ich mit größerm Vergnügen vom Schultische aus durch's Fenster in dem Werkhof, wo sich Stallungen befanden, die Aarauer-Husaren in hellblauen Jacken mit dunkelblauen Aufschlägen, weißen Schnüren, weißen knapp anliegenden Hosen, kurzen eleganten Stiefeln u. s. w.. — Große Bewunderung erregte bei der Jugend nächst den Tambourmajoren, welche nach französischer Art gewaltig aufgestutzt waren, der General Wattenwyl und sein Federhut. Ihm zu Ehren fand auf dem Paradeplatz eine Revue der Standeslegion statt, bei welcher ich Papa zum letzten Mal in hellblauer Uniform erblickte, auf Onkel Kapitäns Schimmel längs der Fronte hinsprengend. In des Generals kleinem Gefolge, mit welchem er zu Fuß durch die Reihen ging, war auch ein Offizier in weißer Uniform, ein Berner in österreichischen Diensten, was, wie ich später vernommen habe, von den Franzosenfreunden nicht unbeachtet blieb.

Mit diesen Erinnerungen aus dem Herbst 1805 schließen die Aufzeichnungen aus der frühen Jugendzeit. Vereinzelten Notizen ist noch

zu entnehmen, daß W. Meyer auf Weihnachten 1805 in die Bürgerschule (entsprechend der Realabtheilung der jetzigen zürcherischen Primarschule), auf Weihnachten 1809 in die Gelehrte Schule (jetzt unteres Gymnasium) eintrat. Letztere besuchte er drei Jahre; da er aber, wie er selbst später behauptete, zum Studiren zu faul war, so verließ er dieselbe am Schluß des Kurses, 10. Dezember 1812. Seine Lehrer ertheilten ihm folgendes Abgangszeugniß:

„Wilhelm Meyer hat die Gelehrtenschule bis in die dritte Klasse besucht und von guten Fähigkeiten einen guten Gebrauch gemacht. Er berechtigt zu schönen Hoffnungen für die Zukunft. Wenn seine Lebhaftigkeit zuweilen noch die Schranken des Geziemenden überschritt, so diente ihr die allenthalben hervorleuchtende Gutmüthigkeit zur Entschuldigung. Die Lehrer wünschen diesem ihrem bisherigen Schüler das beste Gedeihen in seinem künftigen Berufe, und hoffen zuversichtlich, er werde sich immer mehr durch Besonnenheit und Ueberlegung leiten lassen.

Zürich,
den 8. Dezember
1812

Im Namen der Lehrerschaft:
Chorherr Bremi.

Gesehen und mit herzlicher Beglückwünschung unterzeichnet von
Georg Geßner, Rektor."

Ueber die Zeit von 1809 bis Neujahr 1816 erhalten wir noch einigen Aufschluß durch die Mittheilungen über die Knabengesellschaft im zürch. Taschenbuch 1859. Sie zeigen uns, welch' belebendes und anregendes Element diese Zusammenkünfte waren, wie im Wechsel von Spielen, Spaziergängen, Waffenübungen, dramatischen Aufführungen, Schweizerreisen (Fußtouren nach Schaffhausen, Engelberg, in's Berner Oberland), mit den einfachsten Mitteln die körperliche Gewandtheit, die Naturbeobachtung, die Entwicklung des Charakters und die geistige Lebendigkeit geweckt und gepflegt wurden. Zugleich erfahren wir die Namen der Jugendfreunde Meyer's; wie sein Name, so müßte die Mehrzahl derer, die dort noch mit keinem Kreuzchen bezeichnet sind,

jetzt dasselbe erhalten, nur zwei sind unsers Wissens jetzt noch unter den Lebenden.

Vom Tage des Schulaustrittes an war Meyer in das Geschäft seines Vaters und Oheims, welche unter der Firma Gebrüder Meyer eine Baumwolltücherfabrik betrieben, eingetreten, arbeitete, wie er sagt, nicht sehr scharf, zum Theil aus dem Grunde, weil in den Kriegsjahren 1813 bis 1815 und den nachherigen Nothjahren 1816 und 1817 die Geschäfte schlecht gingen. Im Oktober 1813 begleitete er seinen Vater auf einer Geschäftsreise nach Neuenburg. Am 1. Februar 1816 reiste er nach Lausanne, um dort die französische Sprache zu erlernen, und blieb daselbst bis zum September. Da er nachher nie in Frankreich sich aufhielt, auch seine Reisen ihn nicht dahin führten, so muß er seine Zeit in der Pension trefflich angewendet haben, da ihm nachher stets das Französische in mündlichem und schriftlichem Verkehr ganz geläufig blieb. Wie die letzte dramatische Aufführung am Bächtoldstag 1816 als Abschluß der Jugendjahre nach ihrer heitern Seite, so kann der Wiedereintritt in die heimatliche Handlung im Herbst desselben Jahres als das Ende der Lernzeit bezeichnet werden. Die 20 ersten Lebensjahre waren dem Knaben und Jüngling mit mancher Freude und wenig schweren Tagen vergangen. Es folgte ein Jahrzehnt ernster und eingreifender Erfahrungen, die die glücklich angelegte Natur zum reinen festen Charakter reiften.

3. Notizen aus den Wanderjahren.

Militärdienst.

„Im November 1817 zum ersten Male für sechs Wochen in den Dienst des Vaterlandes, als Kadet aber nur einmal pro forma mit dem Gewehr auf die Wache ziehend, sonst als Offizier funktionirend, bis ich beim Ablauf obiger Frist das Brevet erhielt.“

So lautet die kurze Notiz über den Beginn der Thätigkeit M.'s im Militärwesen. Er hegte zu demselben, wie wir gesehen haben, als

Erbtheil seines Vaters von früher Jugend an eine stete Zuneigung, und machte sich in seinen Mußestunden immer heimischer darin. So gewann er, obgleich er selbst wenig Gelegenheit zu praktischer Thätigkeit auf diesem Gebiete fand, die umfassenden Kenntnisse und die sichere Beobachtungs- und Darstellungsgabe, durch die er als Militärschriftsteller später weitern Kreisen bekannt wurde.

Das erwähnte Brevet mag als Beispiel damaligen Kanzleistyls hier seine Stelle finden:

„Wir die Verordnete Militarkommission des Eydsgenössischen Standes Zürich, thun kund hiermit, daß Wir den Herrn Wilhelm Meyer von Zürich als 2ten Unterlieutenant der Infanterie des 1sten Bundesauszugs erwählt haben; deßnahen Wir Jedermäniglichem, deme Wir zu gebieten haben anbefehlen Selbigen nicht allein in solcher Qualität zu erkennen sonder Ihme auch in allem, so den Dienst angehet mit gebührender deferenz und Gehorsame zu begegnen; deßen zu Urkund haben Wir Ihme gegenwärtiges Brevet mit Unserem gewohnten Siegel, und mit Unseres H. Herren Präsidenten und Unserer Canzley Unterschrift versehen zustellen laßen. So geschehen Zürich den 8ten Novembris 1817.

Der Präsident der Militarkommißion:
Für denselben
Ed. v. Meiß, des Raths und Oberst.
Der Secretaire der Militarcomißion:
J. C. Escher."

Die ganze militärische Carriere M.'s läßt sich in folgende kurze Daten zusammenfassen:

November 1819:	Ernennung zum 1. Unterlieutenant.	
Dezember 1822:	" "	Oberlieutenant.
" 1824:	" "	Aidemajor mit Oberlieutenantsrang.
" 1825:	" "	Hauptmann.
Mai 1828:	Entlassung aus dem Militärdienst in Folge der Wahl zum Staatskassier.	

Während dieser Zeit erfolgte kein eidgenössisches Aufgebot, das dem jungen Offizier Gelegenheit gegeben hätte, seine theoretischen Kenntnisse und seine praktische Thätigkeit zu bewähren; daß er erstere besaß und zu letzterer die Anlagen hatte, beweist ein noch vorhandenes „Tagebuch über meinen Aufenthalt in dem Lager bei Wohlen im August 1820. Sammt Einleitung und Beylagen" — welches nicht nur den ganzen Verlauf dieser Truppenübungen und den Antheil des Verfassers daran beschreibt, sondern zugleich zeigt, wie er schon damals Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte mit Vorliebe betrieb. Wir heben aus obiger Arbeit folgende Einzelheiten als für die damaligen Verhältnisse charakteristisch hervor:

Das von der Tagsatzung im Jahre 1817 erlassene „Allgemeine Militärreglement für die Schweizerische Eidgenossenschaft" hatte Zusammenzüge von Truppen aus mehreren Kantonen in Aussicht genommen, und nachdem vorangehende Inspektionen konstatirt hatten, daß die Mannschaft in einer Anzahl Kantone hinlänglich geübt sei, um gemeinsame Manöver ausführen zu können, bewilligte die Tagsatzung einen Kredit von 38,000 Fr. a. W. für Veranstaltung eines Uebungslagers, das (die Tage des Einrückens und der Entlassung eingerechnet) vom 12. bis 25. August 1820 unter dem Kommando von Oberst Karl Gyger (Guiger) von Prangins (Waadt) abgehalten wurde. An demselben nahmen 2 Bataillone Infanterie von Zürich, 2 von Aargau, je 1 von Basel, Luzern, Bern zu je 300 Mann, je 1 Kompagnie Scharfschützen von Zürich, Bern, Luzern, Uri, Aargau von je 50 Mann, 1 Batterie von Zürich (70 Mann) und 2 Kompagnien Dragoner, je 32 Mann aus Zürich und Aargau, im Ganzen, die Stäbe inbegriffen, 2591 Mann Theil, wobei jeweilen die Offiziere und Unteroffiziere in der vollen durch das Reglement festgesetzten Zahl, ferner von Gemeinen so viele einberufen waren, daß die Kompagnie Infanterie und Scharfschützen im Ganzen 50 Mann zählte. Meyer kam als erster Unterlieutenant zur 5. Füsilierkompagnie des Bataillons Nr. 4 von Escher und da der Oberlieutenant dieser Kompagnie bei unserm Bataillon

Quartiermeistersdienste that, so hatte ich immer das Vergnügen, ein Ploton zu führen."

Am 12. August Vormittags rückte die Mannschaft allmälig, ein großer Theil sehr ermüdet in Zürich ein. „Mehrere hatten diesen Morgen 7 und 8 Stunden Wegs gemacht, in der engen für Landwehr so unzweckmäßigen und widersinnigen Kleidung sich außer Athem gelaufen und sich vielleicht auch mit Wassertrinken erkältet", so daß viele sich niederlegen mußten. Der Rest dieses Tages und der folgende waren durch Instruktionen und Manövriren ausgefüllt, ebenso der Morgen des 11. August. „Abends 4 Uhr traten endlich beyde Bataillone marschfertig unter das Gewehr. Das Küchengeschirr, Feldkessel &c. hatte man den Soldaten aufgepackt. Die Korporale meinten, sie seyen davon frey und wollten Umstände machen. Allein sie wurden bald eines bessern belehrt. Ich band geradewegs eigenhändig zweyen jedem eine Kelle auf den Tornister. So gelangt man mit unsern Leuten am besten zum Ziel. Wir Offiziere hatten in Folge erhaltener Erlaubniß jeder seine Flasche umgehängt und am Degengurt prangte der Tobackbeutel." Für das Nachtquartier waren die Truppen in Schlieren, Dietikon und Nieder-Urdorf untergebracht, Meyer und fünf andere beim Friedensrichter in Schlieren, „wir beyden Offiziere im einen, die vier Wachtmeister zusammen im andern der beyden in einer Kammer stehenden Betten." Am andern Morgen früh marschirte man weiter, und betrat bald bei Ruderstetten den Kanton Aargau. „Der Anblick der an der Straße stehenden Kreutze gab den Soldaten Anlaß über die Katholiken loszuziehn: Sie beten jeden Galgen an, hieß es." Um 10 Uhr wurde in's Lager bei Wohlen eingerückt. Im schönen Gegensatz zu der so eben angeführten Aeußerung aus dem Volksmund steht die Auffassung der Oberbehörde, wie sie sich in nachfolgender Stelle des Tagsbefehls ausspricht, durch den die Eidsgenössischen Truppen beim Bezug des Lagers empfangen wurden:

„Die Blicke des gesammten Vaterlandes, vielleicht auch der aufmerksame Forschungsgeist Eurer Nachbaren sind auf die Vereinigung

gerichtet, die auf den heutigen Tag ihre Arbeiten beginnt. Wenn, in rühmlichem Wetteifer mit der Anstalt zu Thun, Gehorsam, Anstand und Sittlichkeit und lebhaftes Gefühl der Wichtigkeit Eurer Bestimmung, das ganze Lager belebt, so wird das Vaterland die Tage feyern, wo seine Söhne in freudigem Vereine neue Verbindungen unter sich knüpfen, und wenn künftig nachdenkende Wanderer die schönen Gefilde des Bünzthales betreten, so werden sie nicht mehr mit gesenktem Blicke über die Felder von Villmergen und Wohlen hinwegeilen; sie werden mit gerührtem Herzen sagen, da haben unsere Vaterländischen Krieger in friedlichen Zeiten sich gemeinsam zum Kampfe gegen fremden Angriff vorbereitet; da haben sie zum ersten Male ihre neugeordneten Streitkräfte gesammelt und geprüft; da haben sie das Band eidsgenössischer Treue fester zusammengezogen, und durch ein Fest der Eintracht und der Bruderliebe den Boden gereinigt, auf dem einst unsere Vorfahren in trauriger Spaltung sich zweymahl befehdet hatten."

Mit herzlicher Freude besichtigte der junge Offizier das Lager und dessen Umgebung. Ein herrlicher Abend ließ die Gegend im freundlichsten Lichte erscheinen, in der Ferne sah man die Hochgebirge, „ohne deren Anblick der Schweizer sich nicht glücklich fühlen kann"; im Lager selbst wurden die verschiedenen Truppenabtheilungen mit ihren manigfaltigen Uniformen genau betrachtet, wie die sorgfältige Beschreibung beweist. „Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung jeder Art war die beste bei den Bernern." Die verschiedenen Exerzirübungen und Inspektionen der folgenden Tage, die Mißverständnisse, falschen Allarme, begründete und unbegründete Tadelsbezeugungen, wechselnden Stimmungen, wie sie bei jedem Truppenaufgebot die kleine Chronik und nachher die heitere Erinnerung bilden, werden in unserm Bericht um so getreuer verzeichnet, je ungewohnter die Vereinigung der Kontingente verschiedener Kantone war. Oberst Gyger hielt gute Disziplin, und ließ z. B. Gesuche um Unterbrechung des nächtlichen Wachdienstes wegen eingetretenen Regens kurz abfahren. Sonntag den 20. August war Feldgottesdienst, Empfang von Tagsatzungsgesandten und Wach-

parade, Abends fröhliche Geselligkeit mit einer Menge Besuchern aus den Kantonen Zürich, Aargau und Luzern, am 22. August eine größere Gefechtsübung.

Bei Anlaß der Schilderung derselben gibt M. eine kurze Biographie des Oberkommandanten, aus der wir zur Charakteristik der damaligen Denkweise des Schreibenden folgende Sätze hervorheben: „Gyger wurde in England erzogen, trat dann in die Französische Schweizergarde, worin er bey dem Ausbruche der Umwälzung die Stelle eines 1sten Grenadier Unter-Lieutenants bekleidete. Ungeachtet er seine Adelsrechte und Privilegien zu verlieren gewärtigen mußte, ergriff er bei seiner Rückkehr in's Vaterland mit Feuer die Sache der gegen das stolze Bern sich erhebenden Waadländer, indem ihm der Name eines Freyen über alles ging. Demnach focht er in den Reihen der helvetischen Krieger, unter welchen er im Jahr 1802 bey Beschießung der Stadt Zürich den Grad eines Hauptmanns bekleidete. Als in der Folge der Kanton Waad als selbstherrlicher Eidsgenössischer Stand sein Kriegswesen einrichtete, wurde Gyger zum Oberst Inspektor der Scharfschützen ernannt, welche Stelle er jetzt noch versieht. Die Tagsatzung ernannte ihn im Jahr 1805 zum Eidsgenössischen Obersten, in welcher Eigenschaft er in den Jahren 1805 und 1809 in Graubündten, im Jahr 1813 im Kanton Zürich am Rhein und im Jahr 1815 in der westlichen Schweiz eine Brigade befehligte. Seine Entschlossenheit in Ergreifung der zu Vertheidigung des Rheinpasses bey Eglisau nothwendigen Maßregeln, welche durch höhere Verrätherey unglücklicher Weise unnütz gemacht wurden, erwarb ihm die Achtung jedes biedern Eidgenossen, welche noch durch die edle Rache erhöht wurde, welche er sich zwey Jahre später nahm, da er nicht nur dem ganz seiner Neigung zuwiderlaufenden Befehl in Frankreich einzurücken, ohne einige Gegenvorstellung Folge leistete, sondern auch diesen Geist des unbedingten Gehorsams gegen die militärischen Führer seinen feurigen und schwer beleidigten Waadländern einzuflößen wußte. — Er arbeitet bis tief in die Nacht, ißt und trinkt wenig, und treibt überhaupt wenig Aufwand.

Sein größter ist ein gutes Reitpferd und eine schöne Rüstung. Wenn er ein wenig eitel ist, so zwingt er doch nicht andere, es ebenfalls zu seyn, und eignet sich auch deßwegen zum Anführer der Landwehr eines Freystaats. Sein Kommando ist deutlich und wohlklingend. Kurz er scheint geschaffen zu sein, ein freyes Volk, nicht dressirte Puppen, in's Feld zu führen."

Am 24. August zogen die Zürcher über Birmensdorf und Albisrieden nach Hause. „Auf die angenehmste Weise wird man beym Hinabsteigen gegen Albisrieden durch die entzückende Aussicht auf Zürich und den See überrascht. Des Jauchzens der Soldaten war kein Ende. „Ja, riefen sie aus, nirgends ist es doch so schön, wie daheim im Vaterland! O du liebes Zürich u. s. w." Und mit eigentlicher Rührung stimmten alle den Gesang an: „O Zürich, o Zürich, du wunderschöne Stadt!" Um drey Uhr zogen wir in die Stadt ein. Voran eine Vorwacht von Dragonern und Jägern, dann die beiden Bataillone, zuletzt die Scharfschützen, alles mit Tannzweigen auf den Tschako's. Der Einzug war wirklich recht militärisch, denn wir waren alle von Staub und Schweiß bedeckt und von der Sonne verbrannt."

Am 25. August wurden die Soldaten nach dem Mittagsmahl entlassen „und begaben sich zu Fuß und zu Schiffe jauchzend nach ihrer Heimath. Die Offiziere aber beschlossen mit einem Gastmahl im Storchen diese Tage, welche jedem unvergeßlich bleiben werden, der Sinn für etwas Vaterländisches hat, und dem die Erhaltung dieses Sinnes und mit demselben der helvetischen Freyheit am Herzen liegt."

Die Unkosten des Lagers betrugen für Sold 22,772 Fr. 2 Bz., für Verpflegung 11,792 Fr. 7 Bz., Gesundheitspflege 241 Fr. 7 Bz., Fuhrleistungen 1831 Fr. 6 Bz., Lager- und Wachtbedürfnisse 1645 Fr., Vermischtes zirka 2500 Fr., Gesammtbetrag 41,666 Fr. 3 Bz. 9 Rp., also durchschnittlich per Mann und per Tag 1 Fr. 1. Bz. 5 Rp. a. W. oder 1 Fr. 68 Rp. n. W.

„In ihrer siebenten Sitzung vom 10. Heumonath empfing die Eidsgenössische Tagsatzung vom Jahr 1821 den Bericht der Aufsichts-

behörde über das Uebungslager, welchen die besondern Berichte des Oberbefehlshabers und Inspektors beygefügt waren. Von letztern ist nichts in öffentlichen Blättern erschienen, vermuthlich weil der vaterländische Geist, der in Gygers Berichte herrschen soll, die gnädigen Herren mochte besorgen lassen, daß eine Bekanntmachung des Berichts eine höchste Mißbilligung von Wien aus zur Folge haben dürfte."

Die sorgfältigen Studien, die M. theils in der allgemeinen und in der Kriegsgeschichte, theils in den eigentlichen Militärwissenschaften neben seinen Berufsgeschäften gemacht hatte, beruhten nicht allein auf einer Liebhaberei für diese Gebiete, sondern auf dem eine Zeit lang ernstlich gehegten Plane, in ausländische speziell preußische Dienste zu treten. Derselbe war durch den am 17. Januar 1819 erfolgten Hinschied seines Vaters hervorgerufen worden. Die schlimmen Geschäftsjahre, die Erziehung der großen Familie, die Verluste aus den Zeiten der Revolution, und eine von unrichtigen Berechnungen ausgegangene Erwerbung des sog. Ritterhauses in Bubikon, auf welchem mit einer ziemlich ausgedehnten Landwirthschaft noch eine Spinnerei verbunden werden sollte, hatten das im Jahr 1814 ererbte Vermögen so reduzirt, daß der sterbende Hausvater mit Kummer an die Zukunft der Seinigen dachte und erst nach seinem Tode der mit der Ordnung des Nachlasses beauftragte, weil im Geschäft arbeitende Sohn die wahre Lage der Dinge entdeckte. Da war es sein Gedanke, um den Seinigen möglichst wenig beschwerlich zu fallen, sich ganz dem Militärdienst zu widmen, und er ließ sich im Sommer 1819 von einem in Berlin studirenden Freunde über die zum Eintritt in preußische Dienste gestellten Anforderungen genauen Bericht erstatten. So viel uns bekannt, wollten aber die Seinigen dieses Opfer, das er ihnen gebracht hätte, nicht annehmen, und so blieb er denn zunächst dem kaufmännischen Berufe treu.

Da das Geschäft im väterlichen Hause liquidirt wurde, trat er zuerst in dasjenige seines von ihm hoch verehrten Onkels mütterlicher

Seite Paul Meyer (s. über denselben oben S. 95), und im Januar 1822 als Commis in die Strohwaarenhandlung Joh. Rudolf de Ludwig Locher ein, wo er bis 1828 blieb. In dieser Stellung hatte er allerdings keine rechte Befriedigung. Es fehlten ihm zwar weder die erforderlichen Kenntnisse, noch die Genauigkeit und Ordnungsliebe, wohl aber die Gewandtheit im Umgang mit den Geschäftsfreunden und Kunden, die für Erfolg im Geschäfte fast unentbehrlich ist. Er selbst äußerte sich Jahrzehnte später hierüber folgendermaßen: „Es hat in meiner Jugendzeit eine Reihe von Jahren für mich gegeben, da ich trotz meiner sonst so heitern Gemüthsart am Neujahrstag schweren Gedanken mich ergab, und manche stille Thräne vergoß. Es war das drückende Gefühl (1820—1827) bei gutem Willen nicht die ausreichende Einsicht zu besitzen, um meinen damaligen Prinzipalen mit Erfolg an die Hand zu gehen, und die Sorge schwerlich je einen für mich passenden Wirkungskreis zu erhalten. Allein dann dachte ich wieder: Thue deine Schuldigkeit und für das weitere laß Gott walten."

In dieses dritte Jahrzehnt von Meyer's Leben fallen vier größere Reisen, in denen er Land und Leute insbesondere in Deutschland kennen lernte und über welche hier aus seinen abgebrochenen Notizen einige Mittheilungen folgen. Hiebei mögen die zahlreichen Anführungen von Ortsnamen und Daten ihre Entschuldigung darin finden, daß sie über Dauer und Wege der Reisen damaliger Zeit Andeutungen geben.

Reise an den Rhein
vom 7. September bis 6. Oktober 1821.

Dieselbe wurde auf dem ganzen Hinwege bis nach Neuwied zu Fuß, auf kürzeren Strecken zu Schiff, bei gar schlechtem Wetter in Miethwägelchen gemacht, und hatte nicht Geschäfte, sondern die Abholung des Bruders Ferdinand zum Zwecke, mit welchem W. M. in Frankfurt zusammentraf.

September 7. Abfahrt im Schiff nach Baden in zwei Stunden(„die Fahrt von Baden stromaufwärts dauert 16 Stunden"). Wanderung durch

das Siggithal über Klingnau und Koblenz. Ueberfahrt im Nachen nach Waldshut. Am 8. über Höhenschwand („die Schwarzwäldertracht kommt gewaltig aus der Mode") und St. Blasien nach Steig; am 9. im Wägelchen durch die Hölle nach Freiburg. „Alter Herr Wirth und 2 Jgfr. Beschließerinnen, welche allesammt weidlich über den Großherzog schimpfen und sich Oestreich zurückwünschen, endlich aber von mir zu Republikanern bekehrt werden." Von hier zu Fuß über Emmendingen nach Köndringen. Am 10. über Kenzingen, Dinglingen, Ichenheim, Kehl nach Straßburg. „In Ichenheim Gespräch mit dem dasigen Posthalter und einem Bauer über den Zinsfuß. Die Merian von Basel haben dieser Gemeinde fl. 18000 geliehen und den ersten Jahreszins von 5% sammt 2½% für's Zählen sogleich bei der Zahlung abgezogen." Am 11. Besteigung des Straßburger Münsters und genaue Besichtigung des Militärs und soweit möglich der Festungswerke.

Am 12. „zog ich der Herrlichkeiten und der Franzosen und französirten Deutschen herzlich satt um 5 Uhr frohen Muths zum Thor hinaus." Marsch nach Rastatt, am 13. nach Karlsruhe, am 14. nach Durlach und Untergrombach, am 15. nach Bruchsal und Schwetzingen, und am 16. zu Wagen „vor 15 Kr." nach Mannheim. „Rathhaus mit der Ueberschrift Justitiæ, Kirche mit Pietati, Thurm mit Et! „Am 17. durch Worms „abscheuliches Nest in Rheinhessen" bis Oppenheim, am 18. Ueberfahrt auf fliegender Rheinbrücke, Wanderung nach Darmstadt. „Schloß schmutzig, Theater sehr hübsch, dieses und nicht das Schloß scheint der Zentralpunkt des Landes zu sein und es ist es. Die Oper soll eine der besten in Deutschland sein wegen der guten Sängerinnen und Musikanten. Denn der Großherzog zahlt jeder abgenutzten Sängerin zum mindesten 1500 fl. Jahrgehalt Zeitlebens und verehrt ihr ein Haus dazu. Das alles zahlen die Unterthanen." Am 19. auf abscheulicher Chaussee, doch leidlichen Beiwegen nach Frankfurt, wo gerade Messe ist. Aufenthalt von 4 Tagen, während deren der erwartete Bruder eintrifft, Zürcher Bekannte getroffen und die Sehenswürdigkeiten besucht werden.

Am 24. Abreise im Mainzermarktschiff; „dasselbe wird von vier Pferden gezogen, hat ein Verdeck und außer dem untern Raum für die Mehrzahl der Reisenden eine Kajüte für die, welche extra bezahlen. Gerudert wird nicht, sondern es ist bloß ein Steuer. Die Fahrt war ziemlich langsam, obschon die Pferde in strengem Trab laufen." Mayntz gewährt einen entzückenden Anblick von außen, ist aber „inwendig ein schmutziges ödes Pfaffennest und hat drei einzige ordentliche Straßen, die Bleichen." „Erster preußischer Offizier, den ich sehe, und dessen Anblick meine Militärgedanken niederbeugt." „Reinlichkeit im Anzuge der Oestreicher nicht bloß en grande tenue mit den schwarzen Ueberstrümpfen über die weißen Hosen, sondern auch in den weißen leinenen Kitteln; die Preußen dagegen sehen in den grauen Exerzierkitteln wie Züchtlinge aus." „Nirgends sah ich Preußen und Oestreicher mit einander gehen, auch die Wachtposten sind nicht gemischt." Am 25. Fahrt in der „Wasserdiligence, eine kleine Barke mit einem Verdeck, welche durch gewöhnliche Ruder und ein Steuer fortgeschafft wird, auch bei gutem Winde segelt" nach Koblenz. Am 26. wird Ehrenbreitstein sorgfältig besichtigt. In Koblenz findet sich ein Brunnen „mit den 2 Inschriften: A la mémoire de la Campagne de Russie le Préfet Baron de.... 1812. Vu et approuvé par nous le Commandant Russe de la place 1. Janvier 1814." Am 27. ging die Reise noch bis Neuwied. „Neu angelegte Stadt, traurige Gesichter der Herrenhuter und bei denselben ausgestandene Langeweile. Die meisten Kolonisten sind Holländer, Elsaßer und (leider) Schweizer. Aeußerst billige Zeche bei dem lustigen Wirth „zur Brüdergemeinde.""

Von hier wurde die Heimreise angetreten, und meist zu Wagen zurückgelegt, und zwar zunächst am linken Rheinufer in 14-stündiger Fahrt bis Mainz, dann nach Frankfurt, von hier mit Lohnkutschern über Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart, Tübingen, Hechingen, Engen. „Erstes Schweizerdorf Thäyngen, welches von den keckften Schweizerbauern bewohnt wird, würdig an der Grenze zu stehen, und geeignet dem Fremden, der das Land betritt, zu imponiren." Von

Schaffhausen gings über Eglisau und Kloten nach Zürich. Die ganze Rückreise nahm, je 1/2 Tag Aufenthalt in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart eingerechnet, während im Uebrigen jeweilen den ganzen Tag hindurch gefahren wurde, 9 Tage und eine Nacht in Anspruch.

Geschäftsreise nach Norddeutschland und Dänemark vom 13. Oktober 1822 bis 18. März 1823.

Die drei größeren Reisen, die Meyer für das Geschäft von J. Rudolf de Ludwig Locher zu machen hatte, mußten alle im Winter stattfinden, da Bestellungen für Strohwaaren je auf den folgenden Sommer aufzunehmen waren. Welche Beschwerden dies bei den damaligen Verkehrsmitteln mit sich brachte, werden wir aus den nachfolgenden Andeutungen ersehen. Dieselben wurden noch dadurch empfindlicher gemacht, daß es dem Reisenden oft schwer fiel, sich in's kaufmännische Wesen hineinzufinden, und daß seine Bemühungen zuweilen ungünstige oder wenigstens dem für das Interesse seines Hauses treu besorgten Reisenden ungenügend erscheinende Resultate hatten. Im Dezember 1822 schrieb ihm sein ältester Bruder: Deine Briefe haben uns alle sehr gefreut, besonders aber der letzte, aus welchem wir abnehmen konnten, daß du allmälig anfangest, dich an deine gegenwärtige Lebensweise, die neben vielem Annehmlichen und Interessanten doch auch große Beschwerden mit sich führt, zu gewöhnen. Bedauerlich ist es freilich, daß bisanhin die Geschäfte, wie es scheint, nicht nach deinen Wünschen gegangen, doch auch darüber kann man sich einigermaßen trösten, so lange Herr Locher, wenn man ihm davon spricht, erwiedert: „ich bin mit ihm zufrieden." — In diesen Worten ist wohl am einfachsten ausgesprochen, wie die Erfahrungen des Geschäftsreisenden von ihm selbst geschildert und wie seine Leistungen von den zumeist Interessirten gewürdigt wurden. Ueber den Verlauf der Reise erhalten wir folgende Mittheilungen:

Vom 13. bis 18. Oktober ging die Fahrt fast ununterbrochen Tag und Nacht über Aarau, Olten, Basel, Freiburg, Rastatt, Heidel-

berg, Frankfurt, Mainz, Koblenz, nach Köln. Hier wie in Düsseldorf und Elberfeld einige Geschäfte. Am 23. „Fahrt nach Aachen mit den ungefreutesten Kaufmannsseelen“, in den folgenden Tagen und Nächten nach Mastricht, Lüttich, Verwiers, Namur. Hier traf er seinen Freund (Major) Hans Ziegler, und den Feldprediger (nachmaligen Antistes) Brunner, in Brüssel (Oberst) Eduard Ziegler, und den (vor wenigen Jahren verstorbenen) General Ziegler, sämmtlich in holländischen Diensten; in ihrem Begleit lernte er die Kasernirung und Administration der Schweizerregimenter kennen und bewunderte die ungemeine Ordnung und Pünktlichkeit in allen Einrichtungen. In Brüssel wie in Gent, Antwerpen, Dordrecht, wo der Reisende zum ersten Mal auf einem Dampfboot fuhr, Rotterdam, Haag, Amsterdam wurden ziemlich Geschäfte gemacht, in letzterer Stadt blieb M. 5 Tage. Am 15. November Abreise in der Treckschuyte (von Pferden gezogenes Marktschiff) nach Utrecht, in der Post über Arnheim nach Wesel, in gemiethetem offenem Korbwagen am 20. November Irrfahrt über eine ungeheure Heide bis Nachts 11 Uhr nach Dülmen, in den folgenden Tagen nach Münster und Osnabrück. Hier besuchte er die lutherische Kirche. „Anfangs wollte ich es nicht glauben, daß ich nicht in einer katholischen Kirche wäre, ungeheures Crucifix, Altäre, Kerzen, auf der Kanzel ein Jesusbild u. s. w.“ Von hier gings über Nienburg nach Hannover, und wieder über Nienburg nach Bremen, dann nach Harburg und Hamburg. In Bremen Aufenthalt von 5, in Hamburg von 10 Tagen. Am 19. Dezember Weiterreise über Rendsburg, Flensburg, Kolding, den kleinen Belt, die Insel Fünen, den großen Belt, und in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember in offenem Wagen nach Kopenhagen.

Der Aufenthalt in dieser Stadt vom 23. Dezember 1822 bis 18. Januar 1823 bildete die angenehmste Episode der mühseligen Reise, die schon bisher Kraft, Gesundheit und Geduld auf manche Probe gestellt hatte, und in ihrem weitern Verlauf noch viel größere Anstrengungen brachte. Schon zu Anfang der Reise, während der Fahrt von Basel bis Frankfurt, hatte M. die Bekanntschaft von J. A. Raffard

aus Genf gemacht, der nach Kopenhagen reiste, um dort eine französisch-reformirte Pfarrstelle zu übernehmen. Gleiche Grundsätze, gleicher Charakter, gleiche Vaterlandsliebe ließ die Bekanntschaft bald zur warmen Freundschaft werden, die erst mit dem Tode Raffards (1862) ihr Ende erreichte. O ma patrie! o mon bonheur! toujours chérie tu rempliras mon cœur! Das war der Grundton ihrer Gespräche, der auch in den wenigen noch erhaltenen Briefen R.'s stets wiederkehrt. Wir führen aus denselben als die Gesinnung beider Männer bezeichnend und den Inhalt ihrer Gespräche charakterisirend folgende Stellen an:

Vom 23. Januar 1823. — R . . . t est toujours ici, il parle de tout avec facilité et abondance; la seule chose dont je ne lui aie rien entendu dire c'est la Suisse et Genève comme patrie; croyez-vous que cela me soit assez zuwider? C'est un cosmopolite qui réussira beaucoup mieux que vous dans son état de commis-voyageur. — — Après vous avoir dit que mon amitié pour vous est de la bonne espèce, que la Suisse m'est plus chère que je ne le suis à moi même, il faut que je me taise.

J'ai pensé de nouveau à la diète, à l'influence que des hommes à énergie et à talent pourraient y exercer; je me suis souvenu de votre objection tirée de ce que les députés vont là avec leurs instructions toutes faites; mais il me semble qu'un orateur patriotique laisserait dans les âmes des impressions que les députés rapporteraient chacun à leur gouvernement; ce moyen est lent, il aura pendant longtemps peu d'efficace; mais enfin il n'est certainement pas nul; et je crois qu'il faut songer à former des hommes pour la diète, aussi bien que votre excellente société forme des hommes pour le combat; êtes-vous maintenant de mon avis? —

Vom 3. Juni 1823. — Que d'évènements dans le monde politique depuis que nous ne nous sommes écrit! cependant mein Vertrauen auf Gott, Freyheit und menschliches Glück ist nicht im mindesten erschüttert worden; j'attends, j'attends aussi longtemps qu'il plaira à Dieu de nous faire attendre; mais le bien, le bon wird am Ende

der Sieger werden. Nur auf unserer Seite treu der idealen Sache, dem Heiligthum der Menschheit sollen wir unsern festen Weg fortsetzen, ohne Bitterkeit gegen unsere irre gehenden Mitmenschen, ohne Uebereilung; die Welt soll zuerst uns achten, dann wird sie uns nachahmen; der größte Schade für die Fortpflanzung der guten Grundsätze ist aus tollen Liebhabern der Freiheit entsprungen; die heilige Schaar der freygesinnten Männer soll auf den Kampfplatz in bester Ordnung, mit kaltblütiger Entschlossenheit ohne wildes Geschrey, ohne Schimpf noch Schmach vorrücken; es ist immer ungebührlich, die gute Sache mit niedrigen Mitteln befördern zu wollen; Würde, Erhabenheit, ruhige, innige Festigkeit sind allein geziemend den Vertheidigern des höchsten Gutes auf Erden. — Que je voudrais que les ultra-libéraux voulussent bien ne pas embrasser notre parti, nous devons nous défendre nous-mêmes.

Der einzige Brief von M. selbst, der sich von dieser Reise her noch vorgefunden hat, datirt ebenfalls aus Kopenhagen vom Neujahr 1823. Er schreibt seiner hochverehrten Pflegemutter u. A. folgendes: „Im Anfang meiner Reise, besonders in Aachen und Lüttich, da hatte ich ein wenig Heimweh, weil ich auch nicht Ein freundliches Gesicht fand und die Belgier überhaupt ein Volk sind, das mich nicht anspricht — unzuverlässig wie die Franzosen, grob wie die Deutschen, und geldsüchtig wie die Holländer, während die guten Eigenschaften dieser Völkerschaften nur in schwachen Zügen aus dem belgischen Charakter hervorschimmern. Darum war ich froh, aus Belgien nach Holland zu kommen, aber auch dort behagte es mir nicht recht; denn der Holländer kann wohl zufrieden seyn, aber nicht fröhlich. Sein Gesicht bleibt sich immer gleich und diese Unbeweglichkeit der Gesichtszüge hat für unser einen immer etwas unheimliches. — — Sie haben wohl auch schon vernommen, wie glücklich ich gewesen bin, die Bekanntschaft eines Herrn Pfarrer Raffard von Genf zu machen. Daß mir dieselbe erwünscht sein muß, werden Sie um so leichter begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß Kopenhagen wenig zur Unterhaltung für unser einen darbietet, und

was sollte ich dann in den langen Abenden anfangen? Denn das Theater ist dänisch, anständige Gesellschaftshäuser sind selten, und in Familienzirkel wird man ohne Partikularempfehlung nicht eingeführt. So aber mit einem Freunde bin ich recht gerne hier."

Nach den 4 Wochen Ruhe und Erholung in Kopenhagen folgten vier andere der mühsamsten Reisestrapazen. „Januar 18. Abreise bei abscheulichstem Wetter. Wegen der Unmöglichkeit den großen Belt zu passiren, vier Tage liegen bleiben in Korsöer. Am 23. Einzug ins Eisboot auf dem Rücken eines Matrosen. Grimmige Kälte. Die Bööte werden über die Insel Sprogöe gezogen. Landung bei Nyburg. Nachtreise auf offenem Wagen und bei grimmiger Kälte. Fischerboot über den kleinen Belt; Schlitten nach Kolding, Hadersleben, Apenrade. Von hier Fahrt im Wagen über den gefrorenen Meerbusen, „weil die stärkere Erschütterung die Kälte weniger fühlbar macht als im Schlitten." Am 26. Abends in Schleswig warmes Gastzimmer, seit Kopenhagen das erste gute Quartier. Aufenthalt von sieben Tagen in Lübeck. Am 4. Februar Nachtfahrt nach Wismar, am 6. Nachtfahrt nach Rostock „in einem kleinen Wägelchen mit Leinwand schlecht überspannt, so daß der Schnee durch die Fugen dringt." Am 9. Abreise im Wagen mit acht Pferden durch tiefen Schnee und Nachtfahrt nach Schwerin. Am 11. Nachmittags in offenem Bernerwägelchen bei Thauwetter fort die Nacht hindurch nach Boitzenburg, ebenso den Tag und die folgende Nacht hindurch nach Hamburg. Von hier am 15. Weiterreise in einer Diligence über die fest gefrorene Elbe, nur eine kleine Strecke mit der Fähre, dann ein Tag und zwei Nächte bis Braunschweig, und vom 18. Abends bis 19. Abends nach Göttingen. Einige Tage in Mitten befreundeter Schweizerstudenten stellten den ermüdeten Reisenden wieder her. Die letzten Wochen führen ihn mit wenig Aufenthalt über Kassel Eisenach, Gotha (wo im Theater „die Zuschauerinnen lismen"), Meiningen, Koburg, Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Landshut, München Memmingen, Lindau, Rorschach („Jubel beim Eintritt ins Vaterland") St. Gallen, Münchweilen, am 28. März ins liebe Zürich.

Die Reise hatte 157 Tage gedauert, 876 fl. Z. V. oder 2044 Fr. jetzige Währung gekostet, wovon der größte Theil auf Fuhr- und Trinkgelder, ein nach jetzigen Begriffen sehr bescheidener Betrag auf die Zehrung fällt.

Geschäftsreise nach Norddeutschland vom 3. November 1823 bis 16. Februar 1824.

Abreise über Frauenfeld, Constanz, zu Schiffe nach Mörsburg, und über Memmingen und Ulm vom 3. bis 6. November nach Augsburg. Vom 9. bis 13. Aufenthalt in München. Hier wie in Landshut, Regensburg, Amberg, Nürnberg, Baireuth, Bamberg, Koburg wurden Geschäfte gemacht. Ueber den Thüringer Wald kam der Reisende am 1. December nach Saalfeld. Von hier „sächsischer Post- i. e. Leiterwagen" nach Rudolstadt, Jena, wo der Philosoph Fries besucht wird, und über Altenburg auf Leiterwagen bei heftigem Wind am 5. December nach Leipzig. Aufenthalt von 3 Tagen. „Predigt des Pastor Hirzel, wo die Kirche ganz voll ist." Am 9. „Reise mit Hauderer in zahlreicher gedrängter Gesellschaft von Menschen und Windhunden nach Oschatz, wo wir Abends spät nicht ohne Furcht vor Räubern anlangen." Am 10. Reise nach Dresden. Von da zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag hindurch sehr mühevolle Fahrt nach Berlin. Auf dem Wege „schauderhaftes Land, die brandenburgischen Fichten und eine miserable Kneipe, wo die Leute ein Brot essen, das man bei uns keinem Hunde vorwerfen würde."

In Berlin muß am 15. December 1823 ein preußischer Gewerbeschein pro 1823 für 12 Thlr. 8 Sgr. gelöst werden. „Pompöser Anblick der vielen Paläste am Zeughausplatz. — Auf der Parade General Gneisenau. — Im Theater sehe ich den König, ein mürrisches ungefreutes gemeines Gesicht; der Kronprinz und die neue Frau in der Kutsche, er fett mit einem dicken Kopf, sie etwas schmächtig, sonst nicht bitter." Viel alte Freunde von Zürich werden besucht. „Mit Maßmann bringe ich einen Abend bei Buchhändler Reimer zu". Sonntag

den 21. December predigt Schleiermacher über die Wohlthaten des Christenthums, die Unpartheysamkeit (vulgo Gleichheit)." Am 24. (Weihnachtsabend) Nachtreise über Potsdam nach Magdeburg, am 29. „auf schlechten Wegen in offenem Leiterwagen" nach Braunschweig. Vom 1. zum 2. Januar nach Hannover, vom 4. zum 6. (2 Nächte u. 1 Tag) ohne Unterbruch nach Osnabrück, am 9. nach Münster, wo für 12 Thlr. ein preußischer Gewerbeschein pro 1824 gelöst wird. „Auf entsetzlich schlechten Wegen" nach Paderborn. Ueber Kassel nach Göttingen, wo einige Tage mit befreundeten Studenten zugebracht werden, aber auch ein „Abentheuer" mit der Polizei bestanden wird, indem wegen angeblich versuchter Umgehung des hannoverschen Gewerbescheines ein Strafgeld von 3 Thlr., „eine Gebühr von 6 Gr. an den Polizeispion" und die Taxe von 3 Thlr. für den Schein entrichtet werden müssen. Die weitere Reise führt über Langensalza nach Gotha, Meiningen, Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg nach Frankfurt (22. bis 31. Januar); dann über Mainz, Koblenz, Köln, Düsseldorf, Elberfeld. Von hier am 7. Februar auf demselben Wege („Ich bin ganz toll vor Freude, daß es heimwärts geht") nach Frankfurt zurück, und vom 12. bis 16. Februar Tag und Nacht mit wenigen Stunden Unterbruch über Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Ravensburg, Mörsburg, Constanz, Frauenfeld nach Zürich. Reisekosten 732 fl. Z. V. oder 1708 Fr. n. W. für 106 Tage.

Geschäftsreise nach Norddeutschland vom 20. November 1826 bis 2. März 1827.

Auch diese Reise ging über Frauenfeld, Constanz, Mörsburg, Memmingen und Augsburg nach München, dann über Ingolstadt, Nürnberg, Koburg, Gotha, Eisenach nach Kassel, Göttingen, Hannover, und zum dritten Male nach Osnabrück. Von hier nach Leer, in der Neujahrsnacht nach Aurich, am 2. Januar mit der Schuyte nach Emden, am 4. Januar, weil wegen eingetretenen Frostes weder Post noch Schuyte fuhren, zu Fuß mit zwei Führern nach Aurich zurück, wobei der Rei-

sende in einen mit Schnee leicht zugedeckten Graben einsank und seinen Weg mit Wasser im Stiefel, das zu Eis fror, fortsetzen mußte. Ein Aufenthalt von 4 Tagen in Bremen, wo er einer Predigt von Dräseke beiwohnte und in einer Gesellschaft Tegners Fritjofssage vorlesen hörte, war eine Erquickung zwischen den vorangehenden und nachfolgenden leeren, öden und beschwerlichen Tagen. Seine Geschäfte führten ihn vom 11. bis 24. Januar nach Nienburg, Minden, Herford, Lemgo, Detmold, Lemgo, Rinteln, nochmals Lemgo und wieder Rinteln, Hameln, Hildesheim und Braunschweig, und wir können uns nicht wundern, wenn hier die Bemerkungen „Sehr angegriffen; Husten und Schnupfen; Kopf- und Heimweh“ uns errathen lassen, daß auch die starke Natur M.'s auf dieser dritten Winterreise zu leiden begann. Von Braunschweig gings über Celle und öde Gegenden (28. Januar „Uebernachten in einsamer Kneipe“) nach Harburg, im Schlitten über die Elbe nach Hamburg mit 8, und nach Lübeck mit 4 Tagen Aufenthalt. Dann in strenger Kälte meist Tag und Nacht (14. Februar „mein Madera gefriert“, 16. Februar „16—17° Kälte“) zurück über Hamburg, Hannover, Kassel, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Mühlhausen nach Basel und von da in 2 Tagen über Aarau nach Zürich. Reisekosten 724 fl. Z. V. = 1690 Fr. für 103 Tage.

Gern würden wir noch einiges über Bestrebungen und Arbeiten M.'s außerhalb seiner Berufsthätigkeit mittheilen, allein da uns hierüber Aufzeichnungen seiner Hand nicht zu Gebote stehen, so müssen wir uns mit einigen kurzen Andeutungen begnügen. Er war im Kreise der Freunde ein fröhlicher Gesellschafter; auf seinen Reisen interessirte er sich, soweit seine Zeit es gestattete, und die Städte, die er besuchte, dazu Veranlassung gaben, für die bildende Kunst wie für die Musik und war insbesondere ein Freund guter Opern und Schauspiele. In politischer Hinsicht war er vor allem Schweizer, und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes ging ihm über alles. Als junger Mann eifrig dem Fortschritte zugethan, schwärmte er, wie uns aus sicherer Quelle mitgetheilt wird, für Neuerungen, die erst Jahrzehnte später ernstlich in

Frage kamen, wie z. B. für das Veto. Er schloß sich darum auch mit arglosem Vertrauen allen an, von denen er in kantonalen und eidgenössischen Dingen Gutes hoffte. Ueber den politischen Idealen aber stand ihm die sittliche Integrität, die Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue. Und so kam die Zeit, wo er mit vielen seiner politischen Freunde zerfiel, weil sie die Fragen des Tages praktisch in einer Weise lösten, die er in seinem Sinne nicht gutheißen konnte. Kurz vorher war der Wendepunkt eingetreten, der seiner persönlichen Stellung endlich die ersehnte feste Grundlage brachte. Er wurde, schon im 31. Jahre stehend, am 2. Februar 1828 zum Staatskassier gewählt. Jetzt durfte er endlich dem lange unterdrückten Wunsche nach der Gründung eines eigenen Heerdes Raum geben, und es trat an die Stelle der unruhigen Wanderjahre das Glück des selbständigen Mannes, des treuen Gatten und Vaters.

Für Leser dieser Erinnerungen, welche W. Meyer nicht kannten, fügen wir noch einen kurzen Abriß seines weitern Lebens bei. Er bekleidete die Stelle eines Staatskassiers mit großer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und wurde daher auch nach Einführung der Staatsverfassung vom 10. März 1831 vom Regierungsrath neuerdings in demselben bestätigt. Die Durchführung der neuen Gesetze, darunter die Ablösung sämmtlicher Pfrundgüter mit Umwandlung der bisherigen ganz verschiedenen Pfarreinkommen in fixe gleichmäßige Besoldungen, sowie die ihm ebenfalls übertragene Verwaltung des eidgen. Kriegsfonds brachten große Arbeit mit sich, so daß W. M. zeitweise übernommene Stellungen, wie diejenige eines Mitgliedes des Großen Rathes, in den ihn die Zunft zur Schmidstube gewählt hatte, und dem er von 1830—1833 angehörte, bald wieder niederlegen mußte. Zudem fühlte er sich der herrschenden Partei immer mehr entfremdet und tauschte deshalb gerne im Jahre 1837 die Kassa im Rathhaus an diejenige der neugegründeten Meisenbank. Um dem Publikum die damals noch völlig unbekannte

Einrichtung der Banknoten zu erklären und so zur Hebung des neuen Institutes mitzuwirken, schrieb er das sogenannte „Bankbüchlein", dessen wirklicher Titel lautet: „Darstellung des Verkehrs mit der Bank in Zürich. Ein Hülfsbüchlein für das nichtkaufmännische Publikum. Zürich, Schultheß 1838." Wie nothwendig dasselbe war, ergibt sich, wenn wir in demselben z. B. folgende Sätze finden: „Das gelesenste unserer öffentlichen Blätter erhob sich mit Nachdruck gegen das Bankwesen." — „Das Bankwesen ist in der Schweiz noch etwas so Neues, daß ganz verständige Leute den Unterschied zwischen Bankactien und Banknoten nicht gekannt haben." — „Viele Leute scheuen sich vor den Kassenscheinen, weil sie meinen, es seien Wechsel" u. s. w.

Im Anfang war der Verkehr der Bank noch ein mäßiger, so daß dem Kassier genügende Muße blieb, neben seinen Geschäften auch seine literarischen Studien und Correspondenzen weiter zu führen. Allmälig aber reichte die Kraft eines einzelnen Mannes nicht mehr aus, und als ihm Hülfe zu Theil wurde, hatte inzwischen eine anhaltende Störung der Gesundheit den Entschluß in ihm zur Reife gebracht, mit dem 5. Jahrzehnt seines Lebens auch diese anstrengende Stellung abzuschließen und einer leichteren Arbeit sich zuzuwenden. Da berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger, denen er theils durch den Bankverkehr, theils durch sein zeitweises Auftreten in Gemeindeversammlungen wohl bekannt war, in den Stadtrath. Auch hier gedachte er allerdings keineswegs der Ruhe zu pflegen, und die Zeitumstände brachten ihm bald auch unerwartete Arbeit genug. Die Leitung des Quartieramts während der Zeit des Sonderbundskriegs fiel gleich ins erste Jahr seiner neuen Stellung. Doch war immerhin dieselbe im Vergleich zur bisherigen eine viel leichtere. Die Sitzungen der Behörde, die jeden Freitag in der jetzigen Tonhalle zu erledigenden Geschäfte der Kornhauskommission, wo Streitigkeiten zwischen den schwäbischen Fuhrleuten zu schlichten und der Marktpreis des Getreides zu berechnen war, die Oberaufsicht über die Sihl und den prächtigen Sihlwald ließen noch manche freie Stunde übrig. Doch nahm auch hier die Arbeit allmälig

zu; der geübte Kassier wurde bald Stadtseckelmeister, und die Entwicklung des Eisenbahnwesens von 1853 an brachte eine Reihe neuer Fragen und Aufgaben an die städtische Verwaltung heran. Meyer konnte sich mit denselben nicht befreunden. Einfachheit und Genügsamkeit wünschte er wie in seinem Privatleben, so auch in Fragen des Gemeindewesens beizubehalten, und so sah er bei den eintretenden Neuerungen oft nur die Schattenseiten derselben. Namentlich stimmte er auch mit nahen Freunden oft nicht überein, wenn es um Bedeutung, Ansprüche und Nutzen der Eisenbahnen sich handelte. Er fürchtete wegen der großen Summen, die ihre Erstellung in Anspruch nahm, das Uebergewicht der materiellen Interessen, die einer Republik übelanstehende Uebermacht einzelner Persönlichkeiten und die Gefährdung der schweizerischen Unabhängigkeit. Die Schwarzseherei, die ihm damals von manchen vorgeworfen wurde, hat seither allerdings eine nur zu auffallende Bestätigung gefunden. So wurden die letzten Jahre dem oft erfolglos Opponirenden allmälig schwer, und da er inzwischen dem höhern Alter sich nahte, schied er bei Anlaß der Erneuerungswahlen von 1863 aus dem Stadtrathe, der ihm in freundlichster Weise seinen Dank durch eine Urkunde aussprach: „Ihre gewissenhafte Wahrung der städtischen Oekonomie, das treue Festhalten an Ihren Grundsätzen, Ihr offenes Anhören abweichender Ansichten und Ihre freundschaftlich-collegialische Gesinnung haben sich bei allen Behörden und Beamteten, mit denen Sie in amtlichen Verkehr zu treten Veranlassung hatten, ungetheilten Anspruch auf Anerkennung verschafft.“

Die letzten 14 Jahre seines Lebens konnte M. noch ganz seinen literarischen Beschäftigungen, der Familie, dem engen Kreise von Freunden und Bekannten und dem Genusse der Natur widmen, die auch dem alternden Manne stets neu zur Freude wurde. Seine geistige Frische und Lebendigkeit blieb ihm bis ans Ende erhalten. Sein Interesse an der politischen, insbesondere kriegsgeschichtlichen Entwicklung der Dinge, sein Gedächtniß namentlich für Details, seine Freude am Sammeln und Verarbeiten von Material aus diesen Gebieten ließ ihn selber bis

in die letzten Tage seines Lebens nie zum Gefühle der Langenweile oder des Ueberdrusses kommen und veranlaßte ihn, theils einem engern Kreise von Fachkundigen, theils der Oeffentlichkeit manche schöne Arbeit zu bieten. M. war schon im Jahre 1844 der damals neu sich constituirenden mathematisch-militärischen Gesellschaft beigetreten, einem Kreise von Offizieren und Militärfreunden, dem er allmälig eine ganze Reihe von Arbeiten widmete, die große Anerkennung fanden. Schon auf der Bank sammelte er Materialien zu der Biographie von Hotze und legte sich allmälig eine so reiche Sammlung von Notizen über die Geschichte der europäischen Armeen, insbesondere der österreichischen und russischen an, daß ihm die Kriegsgeschichte namentlich von 1792—1815 und die seitherige Formation und Dislokation der stehenden Heere stets gegenwärtig war. Dies ermöglichte ihm denn theils von sich aus einige Früchte seiner Muße zu veröffentlichen, theils einer Reihe von Aufforderungen, die von da und dort an ihn ergingen, durch Beiträge aus dem reichen Schatze seiner Materialien und seiner Erinnerungen zu entsprechen. Die bedeutenderen der im Drucke erschienenen Arbeiten sind folgende:

1. „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1848.“ Und als Fortsetzung: „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1849.“ (Zürich, Fr. Schultheß.) Beide Schriften wurden während der Feldzüge begonnen und gestützt auf sorgfältige Benutzung der Zeitungsnachrichten und einzelner Privatmittheilungen so rasch ausgearbeitet, daß sie sehr bald nach den Ereignissen selbst erschienen. Die Richtigkeit und Genauigkeit der Angaben veranlaßten österreichische Offiziere, den ungenannten Verfasser in ihren Reihen zu suchen. Zu des Verfassers Vergnügen erschien bald nachher auch eine englische Uebersetzung vom Earl von Ellesmere.

2. „Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarschallieutenant. Vom Verfasser der „kriegerischen Ereignisse in Italien.“ Zürich, Schultheß, 1853. Auch dieses Werk, eine Frucht sorgfältigster Spezialstudien und jahrelanger Sammlung von

Materialien, wurde von sachkundigen Rezensenten in preußischen und österreichischen Militärzeitschriften sehr anerkennend beurtheilt.

3. „Die Schlacht bei Zürich am 25. und 26. September 1799. Von W. M." im schweizerischen Jahrbuch für 1857 (Frauenfeld, Beyel und Comp.).

4. „Die Beschießung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen im September 1802. Von Wilhelm Meyer" im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858.

5. „Die Knabengesellschaft in Zürich in den Jahren 1809 bis 1813. Von Wilhelm Meyer" in demselben Taschenbuch 1859.

6. „Aus dem Leben des Generallieutenants Hans Konrad Escher. Von Wilhelm Meyer" in demselben Taschenbuch 1862 (4—6 Zürich, Orell Füßli u. Co.).

7. „Die Schlacht bei Frastenz im Jahre 1499. Von W. M." im Archiv für Schweizergeschichte Bd. XIV. (Zürich, S. Höhr, 1864.) Nach M.'s eigenem Gefühle und dem Urtheile Sachkundiger eine seiner besten Arbeiten.

8. „Briefwechsel des Grafen Montvallat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792—1797, herausgegeben von W. M." Zürich, Schultheß, 1868.

9. „Kriegsthaten von Zürchern in ausländischem Dienste." Erstes bis sechstes Heft, in den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich auf die Jahre 1871 bis und mit 1876.

Einige kleinere Aufsätze erschienen in der Eidgen. Zeitung.

Im Januar 1876 hatte M. die Freude, das letzte Heft der unter Nr. 9 erwähnten Schilderung seinen Nächsten auszutheilen, im Februar überfiel ihn ein Lungenleiden, von dem er sich nicht mehr erholte. Er war keinen Augenblick im Unklaren, daß seine Tage gezählt seien. Aber während des ganzen Jahres, das er gegen seine Erwartung nach diesem Anfalle noch durchlebte, und das ihm namentlich in den letzten Monaten noch schwere Leiden brachte, bewahrte er zugleich die völlige Bereit-

willigkeit, jeden Augenblick seine Tage zu schließen, wie die herzliche Dankbarkeit für jede Stunde, die ihm noch bei den Seinen zu bleiben vergönnt war. Seine Beschwerden vergaß er über der Arbeit, die er bis in die letzten Tage fortsetzte. Noch aus den neuesten ihm zugekommenen Heften des preußischen Generalstabswerkes ergänzte er seine Notizen über den deutsch-französischen Krieg; und ebenso verfolgte er den Gang der Ereignisse an der untern Donau mit der Feder in der Hand, bis die Schwäche ihn nöthigte, sie niederzulegen. In der ersten Stunde des 6. März 1877 erlag er in völliger Klarheit und Seelenruhe dem langen Todeskampfe.

Wir schließen diese Zeilen mit einem Urtheile über M.'s Schriften und Charakter, das von befreundeter Hand unmittelbar nach seinem Tode veröffentlicht wurde:

„Seine Darstellungsweise ist überaus anschaulich und lebendig, gewürzt mit köstlicher Laune. Er gibt ein Bild nicht nur von der Kriegführung, sondern von Land und Leuten, und Jedermann, nicht nur der Militär, liest seine Schriften mit Vergnügen. W. M. besaß ein fabelhaftes Gedächtniß und eine bewundernswerthe Kombinationsgabe. Aus dem dürftigsten, ja kläglichsten Material schuf er ein Bild voll Wärme und Leben und zugleich von objektiver Wahrheit. Für die Eigenthümlichkeiten der Völker und der Einzelnen hatte er feines Verständniß. Er kannte durch und durch den Franzosen, den Deutschen, den Engländer und den Russen und ihre Sprachen. Noch in seinen alten Tagen lernte er das Russische. Seiner politischen Richtung nach war er volksthümlich konservativ. Feinde hatte er nicht, er war spiegelrein, strenge gegen sich, mild gegen Andere, voll Humor, voll Herzensgüte und Menschenliebe. Die langen, schweren Leiden, die seinem Tode vorangingen, ertrug er mit heiterm Gemüthe und einfach frommem Sinn, „ein fröhlicher Exspektant der ewigen Seligkeit."

Die Schmiedstube in Zürich.

Von J. R. Rahn.

Wer heute unsere Schweizerstädte, sei es im romanischen Westen, sei es in den deutschen Landestheilen, durchwandert, dem fällt es auf, welch' eine verhältnißmäßig große Zahl von mittelalterlichen Wohngebäuden noch immer erhalten geblieben ist. Dort zu Genf in der Cité, in Moudon, Romont und Freiburg, hier zu Bern, in Erlach und Biel, in Basel, Zug und Luzern, überall sind bezeichnende, bald in constructiver Hinsicht, bald durch ihre künstlerische Ausstattung bemerkenswerthe Beispiele zu finden.

Keiner dieser Bauten aber, so weit der Stil einen Rückschluß auf die Zeit ihrer Entstehung gestattet, reicht über das XV. Jahrhundert zurück. Zürich allein, unter den sämmtlichen Schweizerstädten, besitzt einige Häuser mit formirten Theilen, die ihren Ursprung aus dem XII. und XIII. Jahrhundert datiren*); sonst ist hier zu Lande der romanische Stil bloß durch kirchliche Monumente, durch klösterliche Anlagen und Burgen vertreten.

Es scheint daraus hervorzugehen, daß eine künstlerische, monumentale Ausbildung des Wohnbau's erst am Schlusse des Mittelalters stattgefunden habe, eine Annahme, die auch in mehreren schriftlichen Nachrichten ihre Bestätigung findet. So wurde in Genf noch im Jahre 1387 ein Gesetz erlassen, des Inhalts: que quiconque edifiera dedens la cité de Genève aulcune maison, *quil ne la edifie point de*

---

*) Arcaden unter dem Wettingerhaus, Haus zum Loch, Haus Nr. 25 an der oberen Kirchgasse. Romanische Fenster hatte ehedem auch der Rothe Thurm (jetzt Café littéraire am Weinplatze).

paille, de feuilles ne de boys, et quand il fera du contraire, que les citoyens et bourgoys de leur autorité propre le dict maisonnement puissent dirruir ou desrocher.*) Auch von Bern berichtet Justinger, daß die alte Stadt, mit Ausnahme des Rathhauses vielleicht, der Kirchen, Klöster und Edelsitze, aus lauter hölzernen Häusern bestanden habe, und nicht viel besser muß es vor dem Brande von 1372 in Schaffhausen ausgesehen haben.**)

Erst seit dem XV. Jahrhundert, mit der Zunahme des Wohlstandes, der in den städtischen Kreisen sich einzubürgern begann, läßt sich eine Besserung und die Inanspruchnahme eines höheren Kunstbetriebes auch in dieser Richtung gewahren. Von da an, seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wird man die Ausbildung einer neuen Gattung mittelalterlicher Wohnhäuser zu datiren haben, denn Nachrichten von einer anderen Bauweise sind schon aus früherer Zeit überliefert. Eine Andeutung giebt u. A. der Zürcher Richtebrief vom Jahre 1304, in welchem die sogenannten „Ueberschütze" verboten werden.***) In den mittelalterlichen Städten, deren Wachsthum oft Jahrhunderte lang der Zug ihrer Ringmauern bannte, war der Platz eine kostbare Sache und darum eine Ausdehnung des Erdgeschoßes über die einmal festgesetzten Grenzen in der Regel ausgeschlossen. Man suchte daher im Aufbau den nöthigen Raum zu gewinnen: durch Vermehrung der Stockwerke zunächst, wobei man, um auch unter dem Dache möglichst viel Luft und Licht zu bekommen, die Giebelfront gegen die Straße errichtete, und sodann über die Luftlinie baute, d. h. die einzelnen Stockwerke über einander vorkragen ließ. Von Etage zu Etage sprangen die Häuser immer mehr gegen die Straße vor, so daß nicht selten in engen Gassen die Giebel zweier gegenüber befindlicher Häuser nur

*) Mémoires et documents de la société d'hist. et d'archéol. de Genève. IV. p. 58.

**) Bäschlin in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von dem histor.-antiquar. Verein des Kantons Schaffhausen. Heft IV. 1878. S. 160.

***) Archiv für schweizerische Geschichte. Bd. V. S. 228.

wenige Fuß von einander abstanden. — So entstand das sogenannte Ueberhängehaus, ein Typus des Wohnbaues, dem man besonders häufig in Niedersachsen, in Hildesheim und Halberstadt z. B., am Rheine und auch in einzelnen französischen Städten begegnet, während hier zu Lande diese Bauart nur ausnahmsweise geübt worden zu sein scheint.

In zahlreichen Beispielen dagegen ist eine zweite Gattung von Bauten vertreten, das sogen. Glas- oder Fensterhaus. Bekanntlich war es die spezifische Tendenz der Gothik, die Last des Hochbau's mit seinen Decken und Wölbungen auf möglichst wenige und isolirte Stützen zurückzuleiten, ein Prinzip, das in der kirchlichen Architektur des XIV. und XV. Jahrhunderts oftmals zu den extravagantesten Construktionen führte und bald auch im Wohnbau sich geltend machte, hier allerdings unterstützt durch praktische Forderungen, durch das Bedürfniß nach Luft und Licht, dem die ältere Bauweise, wie wir u. a. einem Berichte aus Basel und Straßburg entnehmen*), sehr mangelhaft entsprochen hatte.

Dieses neue System des Wohnbau's nun bestand darin, daß man die Mauermassen so viel wie möglich zu durchbrechen, ja gänzlich aufzulösen trachtete, derart, daß man die Außenwände durch ein förmliches Gerüst von freistehenden Pfosten nnd Bögen ersetzte, die sich etagenweise übereinander wiederholen. Der Verschluß des Inneren wird also größtentheils durch die Verglasung der Fenster gebildet, während die außen sichtbaren Mauertheile sich auf die Ecken, die Brüstungen und die schmalen Pfosten zwischen den Fenstergruppen beschränken. Albin auch diese Zwischenpfosten sind nur zum Scheine vorhanden, denn thatsächlich ruhen die Bögen oder Balken, welche den oberen Abschluß der Fenster bilden, nicht auf diesen dünnen Mauerpfeilern, sondern die eigentlichen Stützen und Träger sind im Inneren angebracht: Pfeiler oder Säulen, die frei hinter jenen Mauerpfosten vortreten, und bald unmittelbar von dem Fußboden aufsteigen, bald erst von den vor der Fenster-

*) De Rebus Alsaticis ineuntis sæculi XIII, bei Pertz. Mon. Scr. XVII. S. 236.

brüstung vortretenden Sockeln getragen werden.*) In den Niederlanden, am Rhein — zu Köln — und einigen französischen Städten ist diese Construktionsweise durch die monumentalsten Beispiele vertreten, in der Schweiz am zierlichsten durch die zahlreichen gothischen Wohnhäuser, die sich zu Freiburg in der Au und der Rue de la Neuveville erhalten haben. Andere Hauptrepräsentanten sind die Rathhäuser von Basel, Zug und Sursee. Ueberhaupt ist diese Bauweise hier zu Lande bis tief in's XVII. Jahrhundert hinein die allgemein übliche geblieben, wie dies u. A. als bezeichnende Beispiele das Haus zur Zimmerleuten und das in den Jahren 1636 und 1637 erbaute Zunfthaus zur Waag bestätigen.

Auch die Schmiedstube ist in ihrem obersten Stockwerke nach diesem Prinzipe erbaut. Ueber die Geschichte des Hauses, von Alters her zum „goldenen Horn" genannt, sind nur spärliche Nachrichten überliefert. Zum ersten Male wird desselben im Jahre 1277 gedacht.**) Dann zu Anfang des XV. Jahrhunderts soll es von den Schmieden bezogen worden sein. Vorerst indessen war diese Uebernahme durch die Zünfter nur eine partielle. Es scheint, daß damals die noch heute in italienischen Städten, z. B. in Rom, bestehende Sitte herrschte, wonach an dem Besitze eines Hauses, beziehungsweise der verschiedenen Etagen desselben mehrere Eigenthümer partizipiren. Nur das oberste Stockwerk wurde den Schmieden verkauft, während die unteren Etagen sammt Kellern dem alten Besitzer und seinen Rechtsnachfolgern verblieben, bis dann im Jahre 1548 der Handel für das Ganze abgeschlossen wurde.

Auf dieser Stube nun waren nicht bloß die Schmiede, sondern auch andere Berufsleute, Vertreter der verschiedenen verwandten Gewerke, zünftig.***) Die Wappen dieser Genossenschaften lernt man aus einem Glasgemälde kennen, einer zierlichen Scheibe aus dem Ende des

---

*) Ein instruktives Beispiel dieser Bauart giebt das Rathhaus in Zug, abgebildet in meiner Gesch. der bildenden Künste in der Schweiz. S. 428.

**) Vögelin, Das alte Zürich. Zürich 1829. S. 216.

***) Vgl. Bluntschli's Memorabilia Tigurina. Zürich 1742. S. 568.

XV. oder Anfang des XVI. Jahrhunderts, von welcher Taf. I eine Abbildung gibt.*) In der Mitte sieht man auf weiß und grau gemustertem Grunde einen stattlichen Gesellen mit Helm und Harnisch angethan. Der Helm zeigt noch die alterthümliche Form des Bassinets mit Camail oder Halsbrüne, während die Rüstung die spätgothische, zur Zeit der Burgunderkriege übliche Mode vertritt. Seine Linke hält der Reisige an's Schwert gestemmt, mit der Rechten faßt er die Fahne, die im rothen Felde die gewöhnlichen Zeichen der Schmiede: eine gekrönte goldene Schlange zwischen dem Hammer und der Feuerzange weist. Ein Bogen, aus gelben Stämmen gebildet, umrahmt diese Mitte, oben mit grünem Blattwerk, sogen. Krabben besetzt, und von Schildchen gefolgt, deren je sieben auf beiden Seiten von den Aesten herunterhängen. Fast alle diese Schildchen nun enthalten Embleme, die sich auf die verschiedenen Zweige der Metalltechnik beziehen. Wir finden da die Glockengießer vertreten, den Dolchschmied**), die Kupferschmiede, Rothgießer und Münzmeister (?). Gegenüber die Waffen-, Zeug- und Hufschmiede, die Silberarbeiter und Nagelschmiede, letztere durch eine sogenannte „Agel", einen Dreisporn repräsentirt, wie man solche gegen Reiterangriffe auf die Straßen zu streuen pflegte.

Endlich, neben allen diesen dem Schmiedehandwerk verwandten Zweigen hatten noch zwei Berufsgattungen in der Zunft ihre Vertreter, das waren die Baader und Scherer, die sonst im Mittelalter zu den „unehrlichen" Leuten zählten, hier aber bereits im ersten Geschworenen Briefe von 1336 im Verbande mit den Metall- und Feuerarbeitern erscheinen. Auch später, seit 1490, als sie sich zu einer besondern Gesellschaft vereint und 1534 das benachbarte Haus „zum schwarzen Garten" erworben hatten, fuhren sie fort, an der Wahl des

*) Diese Scheibe, M. 0,266 hoch und M. 0,185 breit, befindet sich im Besitze des Verfassers.

**) Die beiden Wappen der Schlosser und Schleifer (der Schleifstein), an deren Stelle die Scheibe eine Lücke enthält, sind auf unserer Tafel ergänzt.

Zunftmeisters, wie an den Ehrenmahlzeiten der Schmiede — an einem gesonderten Tische freilich — Theil zu nehmen.*)

Kein Zweifel daher, daß gleich den Schmieden so auch die Baader und Scherer das Ihrige zu dem Neubau der Zunftstube beigetragen haben, der einer noch vorhandenen Rechnung zufolge 1520 begonnen und, wie es scheint, noch in demselben Jahre vollendet wurde.**) Diese Rechnung enthält im Eingange die folgenden Vermerke: „Uff Donstag nach mitfasten was der 22 tag mertzen 1520 hand unser steinmitzen angefangen zu werken an unsern verding und sind grech gesin mit dem ersten verding uff Donstag nach ulrici. Bracht ir jedem 79 tagwen und was das verding 40 fl."

Darunter steht von derselben Hand geschrieben: „Uff Fritag nach der heiligen krütz vindung tag was der IIIj tag mey hat Hans Küng und sin sun angefangen werken (und hat jeder X tagwan getan am uffert abid)."***)

Von demselben Hans Küng ist noch mehrfach die Rede. Die betreffenden Stellen sind folgende:

Seite 2: Xj ß. VIIj d. für M(eister) Hansen Küng Zerung als wir jn uff unsern kosten beschickt hand.

Seite 4: IIIj ß. VIIj d. ein abidbrod als Hans Küng den ersten tag werket.

a. a. O.: XIIj lib. XVIIj ß. VI d. Hansen Kung um der Zimberlüt Zunft.

*) (Dr. Meyer-Hofmeister) Die Aerzte Zürich's. (I.) Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1871. S. 5 u. f.

**) Dieses interessante Dokument befindet sich in der Aktensammlung der Schmiedenzunft. Es ist eine nicht zum Abschluß gelangte Kassenrechnung über den Bau des oberen Stockes mit dem jetzt noch vorhandenen Saal. Sie stammt vom Jahre 1520, trägt aber die Ueberschrift: Ditzen Rodel han Jch Hanns Füßli Minnen meistern über antwurt am 13 tag hornung Jm 1569 jahr. Daher sie denn eine Zeitlang unter die spätern Rechnungen gerieth, wo sie der verstorbene Herr Stadtseckelmeister Meyer wieder entdeckte.

***) Diese in Klammer gesetzten Worte sind durchgestrichen.

Seite 13: lxxviij lib. viijj β. M. Hansen Küng ward mit jm zusamen gerechnet uff suntag was sant katrina tag.

Hieraus geht hervor, daß Hans Küng mit besonderen Ehren empfangen wurde, denn von keinem der sonst noch an dem Bau Betheiligten wird gemeldet, daß man ihn beim Beginn seiner Arbeiten regalirt hätte. 2) Der Meister wurde als ein Fremder von auswärts berufen, was außer dem Posten 1 auch die Ausgabe Nr. 3 bestätigt: Der „um der Zimberlüten zunft" entrichtete Betrag kann nur eine Zahlung gewesen sein, durch die man dem Fremden die Indemnität für sein Eingreifen in das zürcherische Handwerk erkaufen wollte. Ebenso bedeutet dieser Posten, daß Küng ein Holzarbeiter war, und läßt die Ehre seiner Berufung, wie der Bewirthung errathen, daß sein Antheil an dem Werke ein besonders hervorragender gewesen sein müsse. Das alles legt die Vermuthung nahe, daß man in Küng den Verfertiger der Schnitzereien zu erkennen habe, mit denen die neue Zunftstube ausgestattet wurde, eine Annahme, die ihre Bestätigung durch eine spätere Beobachtung finden dürfte.

Ueber den weiteren Verlauf des Unternehmens und die damit betrauten Persönlichkeiten ist wenig bekannt, da die Rechnung in der vorliegenden Form nicht zum Abschluß gelangte. Sie verzeichnet große Ankäufe von Bauholz, welche der Werkmeister (?) Fabian (Wildberg) hauptsächlich in Basserstorf (al. Wasserstorf) besorgte. Zwei andere Auslagen beziehen sich auf die Steinmetzenarbeiten: „lxxx lib. m. petern polier und rudolfen widerker steinmetzen um steinwerch zu den fenstern und staft (sic) stüben*) zu howen und xx lb. von den zwey großen postament stüben und von xvij kepfern**) zu howen." Endlich ist auch von einem Glasgemälde die Rede; der betreffende Posten, der auf Seite 2 der Einnahmen verzeichnet steht, lautet: „xij lib. gab her secretari von romisch kuniglich majastet wegen um 1 fenster."

---

*) Wohl die Säulen zwischen den Fenstern.

**) Gesimse und Bekrönungen der Fenstersäulen?

Ein zweites Dokument, das sich im Zunftarchive befindet, ist ebenfalls eine Rechnung.*) Sie datirt vom Jahre 1569 und zählt eine Reihe von Auslagen auf, die für Reparaturen bestritten wurden: für die Beschaffung eines neuen Ofens, zur Ergänzung des Hausrathes u. s. w. Irgend welche Posten von Belang sind hier nicht verzeichnet, und ist wohl anzunehmen, daß es sich mehr um eine Totalreparatur des Hauses überhaupt, und die Erstellung etwa des unteren Saales gehandelt habe.

Kehren wir daher zurück zu dem oberen Stocke mit der farben- und bilderreichen Zunftstube. Sie erscheint als ein großer Saal, cirka 2,85 Meter hoch, im Grundrisse ein verschobenes Quadrat von annähernd 9,75 Meter Seitenlänge bildend. Der Eingang von dem vorliegenden Treppenflure befindet sich an der Südseite, wo das Büffet und der Ofen stehen. Die Nordwand bildet ein bewegliches Täferwerk, dazu eingerichtet, die Verbindung mit einer anstoßenden Trinkstube zu ermöglichen. Der Stil dieses Getäfers, das in zwei übereinander befindlichen Reihen unten mit rundbogigen Blenden und oben mit viereckigen Feldern zwischen hermenartigen Pilastern geschmückt ist, stimmt mit dem des Büffets überein. Diese Theile mögen im XVII. Jahrhundert erstellt worden sein. Von den beiden westlich gegen die Niederdorfstraße und nördlich gegen den Rindermarkt gerichteten Fronten enthält eine jede vier breite Doppelfenster.

Hier nun ist das oben beschriebene System des Fensterhauses in consequentester Weise durchgeführt. Die Oeffnungen, die in langer Folge die ganze Breite der Façaden einnehmen, sind bloß durch schmale Mauerpfosten von einander getrennt, hinter denen die Freistützen, eine stärkere Säule in der Mitte und schlankere hinter den seitlichen Fenstergruppen, als Träger des Balkenwerkes über den Bänken aufruhen. Diese Stützen alle mit ihren Gesimsen und Basamenten sind einfach

*) Diß nach volgend ist Hans Füßlis Rechnung von deß pfleger ampts wegen andreffend des 1569 jar. Die Gesammtauslagen für den neuen Ofen, den der Hafner Ulrich Eberhart erstellte, beliefen sich auf 96 lb 4 β 8 d.



Tafel III.

Zincotypie von ORELL FÜSSLI & Co. Zürich.

behandelt, aber dennoch hinreichend formirt, um einige der capriziösen Meisterstücklein zu zeigen, wie sie die spätgothischen Steinmetzen zu produciren pflegten. Bekanntlich ist es in der Kunst ein alter Grundsatz, daß Formen und Gliederungen niemals dem Materiale widersprechen sollen, aus welchem dieselben gearbeitet sind. In der spätgothischen Architektur ist hierin nicht selten eine völlige Begriffsverwechselung zu konstatiren: Säulen und Pfeiler erhalten eine gewundene Form, wie sie sich wohl für den Holzpfosten, aber keineswegs für steinerne Schäfte eignet; ebenfalls mehr dem Holz- als dem Steinbau entsprechend sind die vielen Durchschneidungen und Verschränkungen, die Kreuzungen dreieckiger Stäbe, wie man sie an den Gesimsen dieser Freistützen gewahrt.

Unter diesen Gesimsen oder Kämpfern ist jedem Pfosten ein Schildchen vorgesetzt. An dem Fuße des einen, am Mittelpfeiler der Nordseite, liest man das Datum 1520. Die Schilde sind mit Wappen versehen; sie zeigen, an den beiden Hauptpfeilern, in Relief gearbeitet, das Wappen der Schmiede; ein drittes Schildchen über dem Nebenpfeiler der Westfronte weist einen aufrechten Hammer in rothem Felde; die übrigen Schildchen sind glatt und bloß bemalt mit dem Hauszeichen: dem goldenen Horn auf Blau.

Eine andere Probe heraldischer Kunst liefert die Süperporte, eine breite Tafel über der Thüre (vgl. die Abbildung auf Taf. III nach einer Zeichnung von Prof. J. C. Werdmüller). Sie zeigt, in Holz geschnitzt und bunt bemalt, die beiden Zürichschilde, von dem Reichswappen überragt und von zwei Löwen gehalten, die sich in ihrer gothischen Stilisirung von Karrikaturen kaum unterscheiden. Darunter sieht man wieder das Zunftwappen und rings herum die Schilde von 17 Vogteien. Das Ganze umgiebt ein goldenes Geäste mit Blumen, Blättern und Vögeln. Die Behandlung der Ornamente ist eine vorzügliche; sie zeigt eine merkwürdige Frische und Keckheit des Schnittes und die höchste Schwungkraft aller Theile, die sich stellenweise ganz frei von dem schwarzen Grunde lösen. Auf der Fußleiste des Rahmens

hat der Meister seinen Namen verzeichnet mit fremdartigen Buchstaben und einer Abkürzung des letzten Wortes .MICHEL|BOMGRD. glaubten wir entziffern zu sollen, während Vögelin Michel Baumgraz las und das in modernen Ziffern zwischen den Zürichschilden aufgemalte Datum 1648 für dasjenige der Anfertigung dieser Tafel hielt. Thatsächlich widerspricht dem aber der Charakter des Schnitzwerks, das noch ganz in spätgothischem Stile gehalten ist und somit auf gleichzeitigen Ursprung mit der Errichtung dieses Saales deutet.

Es ist unbekannt, wie ursprünglich die Ausstattung der beiden Wandseiten beschaffen war. Noch im XIV. Jahrhundert pflegte man die Wohnräume in städtischen Häusern und selbst in Burgen mit kahlen Wänden von Mauer- oder Fachwerk zu versehen, die in den meisten Fällen eine Ausstattung mit Malereien erhielten; mit ornamentalen Motiven oder figürlichen Darstellungen, biblischen oder legendarischen Inhaltes, Schwänke wohl auch, Scenen aus dem Berufs- und Tagesleben, in vornehmen Häusern mit Rittergeschichten, Jagden, Bildern und dem Minneleben u. s. w. Proben solcher Wandmalereien in bürgerlichen Wohnungen sind mehrfach zum Vorschein gekommen, in Konstanz und Winterthur, wo einige Häuser vom Keller bis zum Speicher mit den mannichfaltigsten Schildereien ausgestattet waren.

Eine andere Art des Schmuckes bestand in der Ausstaffirung der Wände mit Teppichen und Wirkereien, sogen. Rückelachen, die man über den Sitzbänken aufzuhängen pflegte, und welche wieder mit allerlei Compositionen figürlichen und ornamentalen Inhalts geschmückt waren.

Erst im XV. Jahrhundert kam eine andere Art der Ausstattung, die Verkleidung der Wohnräume mit hölzernem Getäfer auf. Die Wände wurden mit senkrechten Brettern verschalt, die Fugen mit Stäben oder Leisten verkleidet, und diese, wo die Decke aufsitzt, durch Spitzbögen, durch Kiel- oder Rundbögen verbunden, die mit Maaßwerken, Ornamenten oder Spruchbändern in reichem Wechsel geschmückt sind. Ein schönes und wohl erhaltenes Beispiel derartigen Schmuckes giebt der Saal im alten Rathhaus von Zug und wieder so, aber mit

Malereien verziert, wird man sich die ursprüngliche Ausstattung unserer Zunftstube zu denken haben, zu der sich als weitere Zierde die Glasgemälde in den Fenstern, ein grüner Kachelofen, Schenktische und Ehrenstühle mit ihren reichen Bekrönungen spätgothischen Stiles gesellten.

Endlich aber — und das ist noch heute der kostbarste Schmuck — war sicher die Decke von jeher ein Stolz der Schmiede gewesen. Früher hatte man selbst in vornehmen Häusern die Wohnräume mit einfachen Balkendielen bedeckt, die mit Ornamenten oder Wappen bemalt zu werden pflegten, wie solche vor Jahr und Tag im Erdgeschoße des Hauses zum „Loch" zu schauen waren. Mit der zunehmenden Verfeinerung des Lebens und der Entwickelung der handwerklichen Künste im XV. Jahrhundert kamen auch hiefür andere Formen auf. Man fing an, wie die Wände, so auch die Decken als ein kunstreiches Getäfer zu behandeln: als flache Diele, durch Latten gegliedert und mit zierlichen Unterzügen versehen; bald stichbogig gewölbt, wie die Decke im Rüdensaal; oder noch komplicirter: in Form eines Netz- oder Sterngewölbes, wie man ein solches, ein reizend schmuckvolles Werk aus spätgothischer Zeit, in dem sogenannten Tscheckenpürlinzimmer der Karthause in Basel sieht. Häufiger freilich, schon der Rücksicht auf die geringe Höhe der Stockwerke wegen, waren flache Dielen, die nun aber zunehmend komplicirter mit Feldern oder Cassetten von verschiedener Form belebt und gegliedert wurden. So ist dies hier der Fall, wo die Decke, wie ein Netzgewölbe durch profilirte Stäbe in lauter rautenförmige Felder eingetheilt erscheint.

Ein ziemlich breiter Fries, der sich über den Fenstern und Wänden hinzieht, bezeichnet das Auflager der Decke. Sein Schmuck mit Flachschnitzereien macht uns wieder mit einer Specialität des spätgothischen Handwerks bekannt. Dergleichen Decorationen scheinen besonders häufig in der Grenzscheide des XV. und XVI. Jahrhunderts verfertigt worden zu sein, zum Schmucke von Wohnräumen, wie dies die schönen unlängst in Bern und St. Gallen entdeckten Proben beweisen,*) als auch für kirchliche Bauten. In zürcherischen Landkirchen

*) Vgl. hierüber Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde 1878. Nr. 3. S. 863 u. f.

sind hievon noch mehrere Beispiele erhalten, werthvolle Arbeiten zum Theil auch mit den Namen ihrer Verfertiger versehen. Wir lernen als solchen einen Bläsi Wercher von Basel kennen, einen Hans Winkler, einen Peter Kälin, Tischmacher von Ulm, Meister, deren Wirksamkeit sich mitunter auf weit entfernten Punkten verfolgen läßt. Die Schnitzereien, die sie hinterlassen haben, stellen meistens Blattornamente vor und Rankengewinde, mit dem kecken, flotten Schwunge behandelt, wie ihn die spätgothischen Künstler zu produciren verstanden. Dazwischen sieht man Vögel, welche an den Blumen und Früchten naschen; auch andere Thiere in Spiel oder Kampf begriffen, und kühn geschwungene Bandrollen mit Sprüchen oft sehr ergötzlicher Art. Alle diese Figuren und Ornamente sind bloß mit dem Messer umrissen, so daß sie flach, in gleichem Niveau mit dem Grunde erscheinen; allein das mangelnde Relief ersetzt die Kraft der Farben, in denen sich diese Motive von dem meistens dunkel bemalten Grunde detaschiren.

In derselben Weise ist der Fries unserer Decke behandelt. Auf schwarzem Grunde, mit lebendigen Farben: goldig, grün und roth, oder grün und gelb bemalt, läuft rings herum ein Ornament von Aesten, Blättern und Blumen. Sie sind zur wellenförmigen Folge verbunden, von Vögeln belebt und von Spruchbändern umwallt, auf denen in Minuskelschrift die Namen der Vorfahren Christi verzeichnet stehen. Diese, sechszig an der Zahl, erscheinen als Halbfiguren inmitten der Blätter und Ranken. Ihre Reihe eröffnet in der nordwestlichen Ecke die nackte Gestalt des Adam, aus dessen Lenden das Astwerk entwächst. Bis auf Abraham entspricht die Folge der Ahnen dem Geschlechtsregister bei Lukas III, 23 ff., worauf die Fortsetzung nach Matthäus I, 1—16 folgt. Alle diese Figuren erscheinen in der Tracht des beginnenden XVI. Jahrhunderts. Einige, um ihre alttestamentliche Herkunft anzudeuten, sind mit turbanartigen Kopfbedeckungen und die Ahnen von David bis auf Jechonia mit Kronen versehen. Den Beschluß der Folge, die nur einmal, über dem Ofen, durch einfache Blattornamente unterbrochen wird, machen wieder in der nordwestlichen Ecke die Halbfiguren Josephs und der Madonna mit dem Kinde.

Ein ähnlicher Fries, flach geschnitzt und bunt bemalt, aber bloß mit Ornamenten, Blattranken, geschmückt, bildet die Umrahmung der Decke selber. Diese findet zwei Seitenstücke in einem Luzernischen Wohnhause, dem ehemaligen „Raubhus", am Fischmarkt gelegen, und jetzt im Besitze des Herrn d'Orelli-Corraggioni befindlich. Das eine, ein kleines Zimmer im obersten Stockwerke, ist vor beiläufig 18 Jahren zu einer vorübergehenden Berühmtheit gelangt, weil man die Malereien, welche die Wände schmücken, für eine Arbeit Hans Holbeins ausgeben zu können glaubte.*) Die Decke nun in diesem Raume zeigt dieselbe Gliederung wie der Plafond unseres Saales: rautenförmige Felder und die Kreuzungen des Stabwerkes mit sechseckigen Medaillons besetzt, welche die Halbfiguren des segnenden Heilandes mit den vier Evangelisten einschließen. Vier weitere Halbmedaillons, welche das Zusammentreffen der Stäbe mit der Bordüre bezeichnen, enthalten die Figuren der Eva, zweier Engel und, so scheint es, das Bildniß des Meisters. Darunter folgt ein Fries, wie derjenige in der Schmiedstube, mit flachgeschnitzten Ranken, Spruchbändern und Halbfiguren geschmückt, welche letztere wieder den Stammbaum Christi repräsentiren. Dieser Fries ist datirt; er weist die Jahreszahl 1523 und die Buchstaben H. und K., die Initialen des Meisternamens.

Dieselbe Deckengliederung wiederholt sich in dem großen Saale der Bel-Etage, wo nun nicht der Fries — denn ein solcher ist nicht mehr vorhanden — wohl aber der Inhalt der wiedernm sechseckigcu Medaillons in naher Uebereinstimmung mit dem Schmuck der Schmiedstube steht. Man sieht da dieselbe nicht ganz säuberliche Darstellung eines männlichen Individuums, das sich von der Kehrseite präsentirt; dann wieder andere mehr den humanistischen Gedankenkreisen entnommene Darstel-

*) Vgl. dagegen Recensionen über bildende Kunst. Wien 1864. IV. Nr. 36 und A. Woltmann, Holbein und seine Zeit. I. Aufl. Leipzig 1866. Bd. I. S. 225. Die Geschichte des v. Orelli-Corraggioni'schen Hauses und eine ausführliche Beschreibung der Wandgemälde und Schnitzereien hat neuerdings J. Amberg im XXIII. Bande des Geschichtsfreund 1878, S. 107 u. ff., veröffentlicht.

lungen: Amor, Lucretia, Pyramus und Thisbe, endlich eine unbekannte Personification: ein Frauenzimmer, das auf einem Löwen reitet. Ihrem Stil und der technischen Ausführung nach zeigen sich diese Schnitzereien denen der Schmiedstube eng verwandt; ein augenfälliger Unterschied besteht nur darin, daß die Costüme der Figuren in dem Luzernischen Saale schon mehr im Zuschnitt der Renaissance-Mode gehalten sind.

Der Besitzer dieses Hauses war der Apotheker Conrad Clauser von Zürich, Sohn des Antoni Clauser, der 1513 die Würde eines Zunftmeisters (wo?) bekleidete. Conrad scheint zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nach Luzern gekommen zu sein, wo er 1509 das Bürgerrecht erwarb, aber schon früher im Besitze dieses Hauses gewesen sein muß. Er starb im Jahre 1553 in angesehener Stellung und mit hohen Aemtern beehrt. Clauser war es, der in seinem Hause den Umbau vornahm, von welchem heute noch der schmuckvolle Hausflur mit dem gothischen Netzgewölbe, die hübschen steinernen Thüren und die beiden Gemächer mit ihren geschnitzten Decken erhalten geblieben sind.

Clausers Beziehungen zu Zürich stehen vollkommen fest; ebenso ist die Uebereinstimmung nicht zu verkennen, die stilistisch, wie dem Inhalte nach, zwischen den Schnitzereien des Luzernischen Hauses und den Decorationen unserer Schmiedstube besteht. Sie wurden, diese wie jene, zu Anfang der Zwanzigerjahre des XVI. Jahrhunderts geschaffen und zwar die letzteren Werke, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit ergab, von dem nach Zürich berufenen Meister Hans Küng; H. K. aber, die gleichen Anfangsbuchstaben, hatte der Name des Meisters, der 1523 für Clauser arbeitete. Was liegt nun näher als die Annahme, daß hier wie dort derselbe Künstler seine Werke hinterlassen habe?

Nun wieder zurück zu der Zunftstube in Zürich. Dort, in dem Schmucke der Luzernischen Zimmer, ist das weltliche Element von dem kirchlichen räumlich getrennt; hier dagegen, in Zürich, sind Darstellungen beider Art in einem und demselben Cyklus vereinigt. Neben dem Stammbaum Christi kommen nicht bloß possenhafte, sondern auch unfläthige Erscheinungen vor; dann wieder sieht man mehr indifferente

oder zufällige Motive: einen ruhenden bartlosen Mann im Costüme der Zeit, vielleicht der Künstler; ein nacktes Knäblein, einen thronenden König mit zwei räthselhaften Instrumenten, die er auf dem Schooße hält. Für derartige Vorstellungen ist eine Erklärung nicht zu ermitteln, es sei denn, daß man sie schlechtweg aus der Bilder- oder Possenlust des Mittelalters herzuleiten versuche.

Aber noch viel schwieriger fällt die Deutung einer dritten Klasse von Bildern, die zwar an und für sich keine unbekannten Erscheinungen und auch in anderem Zusammenhange schon oft erklärt worden sind, in der Umgebung aber, in der wir sie hier gewahren, jedem Versuche zu einer befriedigenden Erklärung zu spotten scheinen.

Es ist bekannt, wie groß die Lust und Freude des Mittelalters am bildlichen Prunke war, und wie sich in der Ausstattung kirchlicher Bauten besonders die Malereien mit den plastischen Zierden zu Cyklen von oft erstaunlichem Umfang verbanden. Nicht genug an der Geschichte des alten und neuen Testamentes, den legendarischen Scenen und kirchlichen Allegorien, gesellten sich zu alledem als Vorbilder und Parallelen die Geschichten des heidnischen Alterthums. Auch Momente aus der altdeutschen Heldensage, Episoden aus Rittergedichten und Romanen haben in den kirchlichen Bilderfolgen ihre Aufnahme gefunden; Allegorien wieder wie den Repräsentanten der freien Künste und Wissenschaften, alle diese Scenen und Gestalten treten in unmittelbaren Zusammenhang mit den religiösen und kirchlichen Vorstellungen der Zeit und verbinden sich mit denselben zu Encyklopädien, die uns gewissermaßen die Summe alles dessen vergegenwärtigen, was immer die Kinder des Mittelalters zu wissen und zu schauen begehrten.

In ähnlichem Sinne sind auch die Monatsbilder und der Thierkreis zu deuten, Vorstellungen, die fast an jeder französischen Kathedrale erscheinen, die Darstellungen der Jahreszeiten, der Planeten u. s. w., lauter Bilder, die an und für sich zwar einen profanen Charakter haben, aber niemals ohne Rapport zu den religiösen und kirchlichen Gedankenkreisen gegeben wurden. Ein Beispiel dieser Art, eines der interessan-

testen und vollständigsten, geben die Glasgemälde, welche die Rosette im südlichen Querschiff der Kathedrale von Lausanne schmücken. Es sind Werke des XIII. Jahrhunderts, die zusammen den ganzen Zeit- und Weltkreis repräsentiren. Da sieht man um die Allegorien der Jahreszeiten die Monatsbilder gruppirt; weiter in ähnlicher Zusammenstellung die vier Elemente, umgeben von den Zeichen des Thierkreises und den antiken Personificationen der Sonne und des Mondes. Dann wieder die vier Paradiesflüsse, die Winde und schließlich eine Reihe von wunderlichen Gestalten: einen Mann, der sein Gesicht auf dem Rumpfe hat, den Hundsköpfigen, den Pygmäen, den Vieräugigen, lauter Halbwesen, Unholde und Zwittergestalten, wie sie den Alten zufolge in fernen und unbekannten Welttheilen gelebt haben sollen.

Der Zusammenhang dieser Erscheinungen mit den übrigen Vorstellungen ist in der hier vorliegenden Gruppirung leicht zu verstehen: versinnlicht das Ganze die Wechselwirkung der Dinge in Zeit und Raum, den Kreislauf des Lebens nach göttlicher Ordnung, so gilt es durch jene absonderlichen Kreaturen zu zeigen, wie die Weisheit und Allmacht des Schöpfers auch das beherrscht und regelt, was dem Menschenverstande unbegreiflich, fremd und zuwiderlaufend erscheint.

So urtheilt schon der heilige Augustinus. In seinem Werke de civitate Dei (XVI, 8) sagt er: „denn Gott ist der Schöpfer von Allem; derselbe weiß, wo oder wann etwas geschaffen werden muß, oder hat geschaffen werden müssen, indem er weiß, mit der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit welcher Theile er die Schönheit des Ganzen verbinden soll. Wer nun nicht im Stande ist, das Ganze einzusehen, der stößt sich wohl an der scheinbaren Mißgestalt des einen Theiles, weil er nicht einsieht, worauf derselbe sich bezieht."

Das ganze Mittelalter hindurch hat diese Auffassung gegolten; ja noch später — im XVI. Jahrhundert — finden wir dieselbe vertreten, bei Sebastian Münster z. B., der im VII. Buche seiner Cosmographia die lange Reihenfolge derselben Wundergestalten mit ihren fremdartigen

Gewohnheiten und Lebensäußerungen aufzählt, und dann bemerkt: *) „Doch will ich Gott in seiner Gewalt nicht geredt haben, er ist wunderbarlich in seinen Werken, und hat sein unaussprechliche Weißheit und Mechtigkeit wöllen den Menschen durch mancherley Werck für die Augen stellen, und in einem jeden Land etwas machen, darüber sich die Eynwohner der Länder verwunderten, und vorab hat er in India und auch im innern Africa seine hohe Weisheit etwas sonderlich wollen anzeigen mit so viel seltzamen Creaturen oder Geschöpffen, und das so wol im Wasser alß auff dem Landt."

Alles das sind übrigens Vorstellungen, die nicht erst die christlichen Schriftsteller in Aufnahme brachten, sondern welche ihre Quelle bereits in den Ueberlieferungen der Alten haben. Plinius, der im VII. und, knapper, auch im VI. Buche seiner Naturgeschichte hierüber berichtet, nennt als Gewährsmänner den Homer, Herodot, Ktesias, Aristeas Proconnesius, den Varro, Crates Pergamenus u. s. w. Ihnen folgten sodann mit christlichen Interpretationen der hl. Augustinus, Isidorus Hispalensis, die mittelalterlichen Physiologen, die Gesta Romanorum u. s. w. bis hinab auf Hartmann Schedels Weltchronik, Sebastian Münster und -- wohl der Letzte, der nur noch scherzhaft von diesen Dingen spricht — den Simplicissimus des XVII. Jahrhunderts.

Dieselben Gestalten nun sieht man auf unserer Decke wieder. Sie sind, eine jede für sich, in den sechseckigen Medaillons vertheilt, welche die Kreuzungen des Stabwerkes schmücken. Auf blauem vertieftem Grunde, roth umrahmt von einer Hohlkehle, die außen mit einem goldenen Rundstabe zusammentrifft, hat sie der Meister in kräftigem Relief geschnitzt. Alle diese Figuren sind naturgetreu bemalt und meistens bekleidet mit dem Costüm des beginnenden XVI. Jahrhunderts. Die Gewänder mit ihren eckig gebrochenen Falten zeigen noch starke Anklänge an den spätgothischen Stil; sie sind aber geschickt und wirksam drapirt. Manche Köpfe zeigen einen überraschend lebendigen Ausdruck;

*) S. 1559 der Basler Ausgabe von 1628.

auch Hände, Füße und andere nackte Theile verrathen bei aller Derbheit der Ausführung des Künstlers Merksamkeit für das Charakteristische und ein offenes Auge für die Naturwahrheit der Form.

Den Text zu diesen Bilderwerken bieten ganz im Tenore der Zeit, da sie geschaffen wurden, Hartmann Schedels Neue Weltchronik, die 1493 zu Nürnberg bei Anton Koburger erschien, und die deutsche Uebersetzung des Plinius in der Frankfurter Ausgabe von 1565.*)

Da sieht man zunächst in der ersten Reihe, im Schlußstein über dem Ofen einen Menschen, mit einem, man würde glauben, abgehobelten Kopfe. Im innersten Orient, sagt Schedel, gebe es Menschen ohne Nasen, am Aeußeren von ganz platter Gestalt, oder, wie die deutsche Uebersetzung des Plinius meldet: Megasthenes zeiget an, daß under den völckeren, die man Nomades in India nennet, menschen seien, die kein naß, sonder allein zwey löcher haben, unnd nur auff die eine seiten fallen, genannt daher Stricte. Für einen Vertreter dieser Gattung wird der hier dargestellte zu halten sein, dessen plattes Gesicht ein späterer Maler erst mit den fehlenden Organen versah.

Es folgt ein bärtiges Individuum mit Weiberbrüsten: Weiber, nennt sie Hartmann Schedel, mit einem Barte bis zur Brust und flachem kahlem Kopfe.

Gleich daneben, näher der Thüre, schaut man einen Menschen mit vier Augen; solche Leute, berichtet Schedel, wohnen im westlichen Aethiopien.

Nun zurück zu der zweiten Reihe, wo hinter dem oben genannten Relief ein Vertreter der Species Ipopedes erscheint, wie Schedel die Menschen mit Roßfüßen heißt. Dann kommt der Nachbar,

*) Caij Plinij secundi des fürtrefflichen hochgelehrten alten Philosophi Bücher und Schrifften von der Natur, Art und Eigenschafft der Creaturen oder Geschöpffe Gottes 2c. Jetzt allererst gantz verstendtlich zusammengezogen, in ein richtige Ordnung verfaßt, und dem Gemeinen Manne zu sonderm wolgefallen auß dem Latein verteutscht durch M. Johannem Heyden, Eifflender von Dhann. Getruckt zu frankfurt am Mayn. Anno 1565. S. 6 u. ff.

mit nur Einem Auge, Cyklopes sind sie bei Schedel, Arimaspi bei Plinius genannt: „die mitten an der stirnen ein groß Auge haben, und täglich mit den Greiffen des ertzs halben kriege füren, da die Vögel aus dem gebirge das Gold herauß graben, und niemandts wöllen darzu lassen, und aber die Arimaspi sich darauff rüsten jnen dasselbige abzurauben.“

„Ueber andere Scythen — fährt Plinius fort — so auch Menschen fressen, ist ein land das Abarimon heißt, in dem grossen thal des berges Imai, da wohnen wilde leuth, welchen die füß unden hinder sich stehen, die sind überauß gerade, und lauffen allenthalben im lande mit den wilden thieren um, mögen an keinem anderen orth leben, deßhalben sie keiner auß den umbligenden Königen bey jm hat, sind auch nicht zu dem großen Alexander gebracht worden.“ Wiederum, sagt Schedel — und das ist der Nachbar zu äußerst beim Fenster, giebt es Menschen, die an Händen und Füßen je sechs Finger und sechs Zehen haben.

Die dritte Reihe hinter dem eben beschriebenen Geschöpfe, eröffnet das Bild eines langhaarigen Weibes, das bis auf die Hände und Füße mit schwarzem Pelz bewachsen ist. Als „nackte und behaarte Menschen, im Flusse lebend,“ führt sie Schedel auf. Es folgt Nr. 2, demselben Gewährsmann zufolge ein Repräsentant des Unipedes, Creaturen, die nur mit Einem, aber dafür sehr breiten Fuße versehen sind, und so beweglich, daß sie wilde Thiere zu verfolgen im Stande seien, was unser Medaillon, in Uebereinstimmung mit dem Holzschnitte in Schedels Chronik, durch den Fang eines Hirsches bestätigt.

In Eripia, heißt es weiter, leben schöne Menschen mit Kranichhälsen und Thierschnäbeln; „aber uff vil bergen sollen auch menschen sein, mit hundtsköpffen, die sich mit den thier fehlen bedecken, für das reden bellen, haben lange klauwen, unnd behelffen sich des jagens unnd voglens. Deren menschen haben sich hundert und zwantzig tausend starck einsmals sehen lassen, wie Ctesias schreibt.“ Anderen, sagt Schedel — und hier sind wir am Schluß der dritten Reihe angelangt — ist der

Mund zusammengewachsen, bis auf eine ganz kleine Spalte, so daß sie sich zum Trinken eines Strohhalms bedienen müssen.

Nun zurück zur vierten Reihe. Den Anfang nächst der Wand macht der Acephalus, ein nackter Mensch ohne Kopf, der statt dessen das Gesicht auf der Brust hat. „Auch, fügt Plinius bei, sind in dem Indischen gebirge, gegen den Auffgang der Sonnen (so der Cartadulorum land genennt wirt) die wilden menner Satiry, gantz schnelle gerade thier, auff vier oder zweien beinen, wie ein mensch gestaltet, und man kan sie jrer geschwindigkeit halben nicht sehen, sie seien denn alt, oder krank." Außerdem, berichtet Plinius, wird geschrieben in den Thaten Alexanders, daß es in Indien Menschen gebe mit sechs Händen, und meldet Schedel von solchen, die eine so große Unterlippe haben, daß sie während des Schlafes damit das ganze Gesicht bedecken.

Die fünfte Reihe eröffnet nächst der Fensterwand die räthselhafte Darstellung eines Löwenbändigers; er hat sich rittlings auf die Bestie gesetzt, der er mit beiden Händen den Rachen aufreißt. Sein Nachbar ist der Einfüßler: „Item — liest man bei Plinius — da soll ein geschlecht der menschen sein, die man Monoscelos nennet, die auf einem bein gantz gerade sind zu springen. Und werden auch Sciopode genennet, deshalben, daß sie in der grösten hitz auff dem erdtreich am ruggen ligen, und ihnen schatten mit den füssen machen, wohnen nit weit von den Troglobitis."

„Es schreiben auch etliche — heißt es bei Münster, in gemüthlicher Ausführung einer Stelle bei Plinius — daß man leut in diesem Landt findt, die haben so lang Ohren, das sie jnen lampen biß auff die Erd, schlaffen darauf, und werden so hert und starck, das sie Bäum darmit außziehen."

Apothami, berichtet Schedel, sind die in Wassern leben und halb Mensch halb Rosse sind. Endlich: „obentzig der Nasamonen, liest man bei Plinius, unnd bey ihren nachbauren, die man Machlyas nennet, zeiget Calliphanes an, daß leuth sind, von beiderley naturen, das ist die zugleich weiblicher und männlicher art sind, unnd sich auch also mit

einander ohne underscheid vermischen. Aristoteles leget darzu, daß die rechte brust an jnen männlich, die lincke aber weiblich seie."

Man sieht, mit wenigen Ausnahmen läßt sich die Reihe dieser Darstellungen an der Hand bestimmter Schriftsteller verfolgen, von Klassikern, Kirchenvätern, Moralisten und Kosmographen, deren Berichte auch dann noch, als diese Decke bereits vollendet war, zum Mindesten eine traditionelle Gültigkeit besaßen.

Ist es nun möglich auch die bisher noch unenträthselten Motive in diesen Rahmen einzufügen, so daß wir in dem Knäblein etwa einen Pygmäen, in dem nackten Manne, der im äußersten Halbmedaillon neben der Ostwand auf dem Boden liegt, einen Repräsentanten der Creaturen zu erkennen hätten, die, nach Schedel, wie das Vieh auf vier Füßen gehen; in dem Narren einen Gesellen, deren Manche auch zu den Wundern zählen, so wäre in der That eine Einheit gefunden, zu deren Deutung man nicht mehr auf die Annahme recurriren müßte, daß bloße Willkür, Spottlust oder Künstlerlaune diese Gebilde erzeugte habe.

Sind diese Bilder endlich in irgend einen Rapport mit der Bestimmung des Raumes zu bringen, so bleibt nur Eine Vermuthung übrig, diejenige nämlich, daß man die Decke als Stiftung, als den Beitrag einer bestimmten Klasse von Zünftern zu dem Ausbau ihrer Stube zu betrachten hätte. Wir haben dieser Zunftgenossen bereits gedacht: es sind die Scherer und Bader, die damals die einzigen Vertreter der Chirurgie und mittelbar auch der Naturwissenschaften waren. Auf ihre Rechnung wäre die Wahl dieser Vorstellungen zu setzen, mit denen sie ernsthaft oder launig eine Anspielung auf ihren Beruf und ihr Wissen geben wollten, in einer Form, die sehr wohl dem Geiste einer Zeit entsprach, in der sich der Uebergang von den Gedankenkreisen des Mittelalters in die der Neuzeit mit so viel wunderbaren Contrasten von Vielwisserei und Köhlerglauben vollzog.

Aus dem Briefwechsel
zwischen
Ulrich Hegner und Ludwig Meyer von Knonau.

Von **G. Meyer von Knonau.**

Seitdem vor mehr als einem halben Jahrtausend der erste litterarisch bekannte Winterthurer, der wackere Barfüßermönch Johannes Vitoduranus, in seinen geschichtlichen Aufzeichnungen, besonders bei Anlaß eines feindlichen Zusammenstoßes, nicht gerade freundliche Blicke nach Zürich hinüberwarf, ist zwischen den beiden Städten von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr ein lebhafter Meinungsaustausch eingetreten. Allein wenn auch Winterthur im letzten Jahrhundert des Mittelalters, ungerne genug, sich aus seiner Verbindung mit dem österreichischen Staatswesen lösen und dem zürcherischen Gemeinwesen anfügen ließ, so war damit die Herzlichkeit in den gegenseitigen Beziehungen noch nicht nothwendiger Weise gegeben. Es hieße, Laternen beim hellen Sonnenscheine anzünden, wenn dieser Satz etwa für die eine oder andere Erscheinung der Gegenwart näher ausgeführt werden sollte. Um so mehr wird es wohl in den beiden Städten den einen und andern Leser dieses nach einer der Städte insbesondere sich benennenden Taschenbuches freuen, hier Einiges aus einem durch mehr als einen Drittheil unsers laufenden Jahrhunderts fortgesetzten Briefwechsel über einen geistigen Verkehr zwischen Zürich und Winterthur kennen zu lernen, in welchem zwei Männer mit einander lebten, die, mochten sie auch vielfach ihrem Wesen nach verschieden sein, von gegenseitiger Liebe und Achtung erfüllt waren und sich bestrebten, der eine in dem andern das Gemeinsame zu

finden und zu pflegen. Allerdings fehlt zwar etwa in einem Briefe aus Winterthur nicht eine Andeutung über das Verhältniß der engeren Heimath zu Zürich als zu der „Stadt" im unterstrichenen Sinne des Wortes; allein solche kleine Neckereien wurden so munter aufgenommen, als sie meist harmlos gemacht waren, und zudem hatten sich die beiden Briefschreiber zuerst in einer kantonalen hohen Behörde kennen gelernt und trafen sich hernach wieder in einer solchen, wo von vorneherein von Rangunterschieden gar nicht gesprochen werden konnte.

Ulrich Hegner gehört heute, obschon noch keine vierzig Jahre seit seinem Tode verstrichen sind, nicht mehr unter die bekannteren Namen. Man möchte sagen, es sei seinem berühmtesten Buche, der „Molkenkur", etwa so gegangen, wie der Oertlichkeit, welche der Dichter wegen seiner von Jugend auf gewonnenen Vorliebe für dieselbe als Schauplatz für seine Geschichte in Briefen gewählt hatte. Nach dem Geschmack der Jetztzeit hat Gais gerade 900 Meter Meereshöhe zu wenig und wird dem Gäbris seine völlige Gletscherlosigkeit zum unüberwindlichen Vorwurfe gemacht, etwa so, wie die „Molkenkur" des Winterthurer Humoristen, schon wegen der nicht mehr zeitgemäßen Briefform, oder wegen eines gewissen sentimentalen Anstrichs oder der zu wenig belebten Handlung oder sonst kurzweg, als langweilig gelten mag. Aber wer sich das Vergnügen gönnen will, diese Briefe, die ein von seiner Hypochondrie während des Aufenthalts in Gais sich allmälig erholender alter norddeutscher Aristokrat nach Hause schreibt, zu lesen, der wird die Feinheit anerkennen, mit welcher ein wahrhaft vaterlandsliebender Schweizer die Form wählte, um über schweizerische Dinge die freimüthigsten Bemerkungen in geistreicher Wendung anzubringen und andererseits wieder als Apologet für heimische Verhältnisse gegenüber ausländischen Vorurtheilen sich zu zeigen. Hegner hat dabei für sich selbst die Maske eines gleichfalls auf den Appenzeller Bergen die Molken trinkenden gelehrten Philologieprofessors aus Zürich gewählt und nicht im geringsten sich besonnen, sein eigenes etwas hausbackenes, kühl verständiges Wesen dem Manne als Kleid umzuhängen; doch überall

blickt der Schalk des Humoristen durch. Ganz prächtig ist, um nur auf eines hinzuweisen, die „Reise nach dem Aufgange, beschrieben von einem, der nicht dabey war": — Eine große Gesellschaft hat sich früh morgens aufgemacht, um den Sonnenaufgang auf dem Berge zu bewundern, und nachdem man schon auf dem Wege allerlei Naturschönheiten besprochen, trifft man auf eine idyllische einsam gelegene Bauernhütte, worauf einstimmiges Lob des Landlebens sich erhebt. Aber in dem freundlichen Häuschen bereitet sich ein Ereigniß vor, welches eine „mitleidige Dame, die Kinder zu Hause hatte", zu dem Entschlusse brachte: „Ich bleibe; soll ich nicht die Sonne, so will ich doch einen Menschen kommen sehen". Indessen man hatte sich doch zu lange aufgehalten, und so trat das Mißgeschick ein, daß die Sonne, als man auf dem Hügel ankam, schon oben war und die rechte Begeisterung sich nicht mehr einstellen wollte. Doch man tröstet sich schließlich mit der guten That, und darauf läßt sich die ganze Gesellschaft von dem glücklichen Vater zu Gevatter bitten. — Man möchte sagen, daß aus dieser reizenden, wahrhaft poetischen Scene ein Lächeln in Thränen herauszufühlen sei. Indessen steht dieselbe schon in der Fortsetzung des Romans, in den „Folgen der Molkenkur"; denn die halb befreundete, halb dienende Gesellschafterin der Nichte des alten Obersten, das Schulmeisterstöchterlein aus der pommerischen Heimath, ein ebenso munteres als empfindsames Wesen, hat sich schon während der Molkenkur selbst mit einem jungen Prediger aus dem benachbarten Rheinthal verlobt. Schließlich jedoch bleibt es ganz und gar nicht nur bei „Suschens Hochzeit"; sondern ganz abgesehen davon, daß des Obersten Nichte die Frau eines längere Zeit durch schwierige Verhältnisse ihr ferne gehaltenen bürgerlichen Geliebten wird, ergeben sich für die Gesellschaft, wie für die Dienerschaft zuletzt in dem vom Leser liebgewonnenen Kreise noch mehrere günstige Aussichten auf künftige Verbindungen. Man mag das wohl zu viel finden, und jedenfalls hatte auch der Verfasser selbst das Hauptgewicht auf die Charakteristik der Personen, nicht auf das romanhafte Beiwerk gelegt. Dort ist er vollendeter Meister; hier

nimmt man diesen kleinen, wohl auch theilweise spaßhaft gebrachten Ueberschuß gerne mit in den Kauf. Hegner selbst deutet an, wie er diesen Superlativ von Siegen Amor's beurtheilt wissen wolle; denn durch den alten Professor läßt er den Flug der Begeisterung ein wenig herunterstimmen: „Es gehört zum irdischen Wohlsein, daß der Mensch nicht zu lange in den Lüften der Empfindung verweile".

Allein Hegner hatte sich zeitlich zuerst, erheblich vor der „Molkenkur", als Reiseschriftsteller eingeführt: im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hatte er Paris besucht und die Reise in drei Bändchen geschildert. Eine später erschienene „Berg-, Land- und Seereise" bewegte sich in den Grenzen der Schweiz. Jenes erste Buch, welches die französische Hauptstadt in den so längst für uns zurückliegenden Zeiten des Consulates zeichnet, besitzt nun allerdings für uns unmittelbar keine allzu große Anziehungskraft mehr, und die Schweizerreise von fünf Tagen reicht nur bis auf den Rigi und nach Luzern, so weit also, daß es jetzt für einen Schulausflug eben knapp genug erscheint. Immerhin mag billig bezweifelt werden, ob es seit 1817, wo Hegner den Berg bestieg, je wieder einem Rigifahrer gelungen sei, in so schöner Sprache und in so nachhaltiger Weise seine Erlebnisse und Eindrücke darzustellen. Schon in seiner Pariser Reise hatte jedoch Hegner auch als Kunstkenner oder wenigstens als warmer Kunstfreund sich zu erkennen gegeben. So machte sich denn Hegner in späteren Jahren an die Würdigung Hans Holbein's des Jüngeren. — Allerdings ist nun auch dieses 50 Jahre alte Buch überholt, und es möchte sogar scheinen, als hätte dasselbe kürzlich von 1866 bis 1874 an Werth verloren. Denn der neueste Biograph des großen Meisters, dessen Werk jetzt freilich eine ganz andere Stufe der Wissenschaft der Kunstgeschichte vertritt und auf einem weit größeren Materiale beruht, hatte wenigstens noch in der ersten Auflage es für gegeben erachtet, Hegner's Buch zu nennen: — es entspreche dem damaligen Standpunkt der Kunstgeschichte und gebe zum Studium des in Basel befindlichen Materiales eine dankenswerthe Anleitung. Das Vorwort der zweiten Auflage dagegen redet von Hegner

kein Wort mehr, und doch hat derselbe für das Leben Holbein's schon Mehreres sehr richtig gesehen. So bestimmte er als dessen Geburtsjahr das Jahr 1498, zu welchem dann Woltmann, nach einem allerdings nicht zunächst durch ihn verschuldeten Umwege, erst in der zweiten Auflage nahezu zurückkehrte (um 1497); als Zeit der Anwesenheit Holbein's in Luzern gab der ältere Forscher das seither durch urkundliche Daten trefflich bestätigte Jahr 1517, als dasjenige der Einbürgerung in Basel, richtiger als anfangs sein Nachfolger, das Jahr 1519. Schon Hegner widerspricht in bestimmtester Weise jenen ganz einfältigen späten Schwätzereien von dem exemplarisch unordentlichen Lebenswandel Holbein's, und er nimmt dessen Familienleben in Schutz, obschon ihm von den trefflichen Zeugnissen des bürgerlichen Wohlstandes des Malers aus den Inventarien der Basler Gerichtsacten noch nichts bekannt war und er von der Solothurner Madonna noch nichts wußte, wo das holde göttliche Frauenbild die Züge der Frau des Meisters aus den ersten Zeiten der Ehe aufweist. Hegner's Holbein bleibt eine äußerst ehrenswerthe Station auf dem Entwicklungsgang der deutschen Kunstgeschichte.

Nicht auf alle Leistungen Hegner's war hier, wo zunächst nur sein Name aufgefrischt werden mußte, hinzuweisen. Die Versicherung möge genügen, daß seine Werke ihm eine Stelle unter den tüchtigen deutschen Prosaisten, voran aber diejenige eines der feinsten Köpfe zuweisen, welche die Schweiz jemals unter ihren Angehörigen hat zählen dürfen. Dafür nun, daß der Schriftsteller, der zurückgezogene humoristische Beobachter, auch eine Persönlichkeit von herzlich freundschaftlicher Gesinnung, von äußerster Urbanität, von einer beneidenswerthen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit war, mögen die nachfolgenden Seiten neue Beweise liefern.

Hegner gehörte von Geburt der Aristokratie Winterthur's an. Schon seit Jahrhunderten war ein Hegner nach dem anderen Schult-

heiß der Stadt geworden, und der Vater bekleidete die ansehnliche Stelle eines Stadtphysicus. Auch der Sohn, welchem eine eigenthümlich abgeschlossene Erziehung zu Theil geworden war, sollte in den Beruf eines Arztes eintreten, und er wurde deßhalb 1775 im Alter von 16 Jahren auf die Universität Straßburg gebracht. Das Verhältniß des Studenten zu seinem Brodstudium war aber ein sehr kühles, und auch sonst muß es an geistiger Zusammenfassung dem jungen Manne hier gefehlt haben. Anregungen zwar gingen ihm ganz und gar nicht ab, und er bekannte noch lange, dem aus der Tischgesellschaft Göthe's bestens bekannten Actuar Salzmann sehr Vieles zu verdanken; seine humoristische Ader fand weiter an einem originellen Apothekergehülfen, welcher den ganzen Werther auswendig wußte und überall Sätze daraus anbrachte, ihre Befriedigung. Nicht ohne Schwierigkeit erlangte Hegner hier 1780 den Doctorhut und kehrte als ein äußerst unbegeisterter Jünger des Aeskulap nach Winterthur zurück, um nun unter seinem Vater sich der Praxis zu widmen. Aber sechs Jahre später wurde die Landschreiberei des äußeren Theiles der Grafschaft Kiburg, eine in der Familie Hegner gewissermaßen erblich gewordene einträgliche Stellung, erledigt, und 11 Jahre hindurch bekleidete dann Hegner dieses Amt, in welchem er sich als wohl geübt erwies, und wodurch ihm in weitem Umkreise ein guter Name geschaffen wurde. Denn 1798 kam nun die neue Zeit stürmisch heran: — im Texte zu einem Winterthurer Neujahrskupfer schrieb der Altlandschreiber einige Zeit nachher: „Durch Capitulation ging 1798 das Schloß Kyburg*) an eine demokratische Partey über, welche aber, die Möbeln abgerechnet, keinen Gebrauch davon zu machen wußte; seitdem steht es unbewohnt und öde" —; aber jetzt erhielt der „Bürger Hegner" im April 1798 unter der neuen helvetischen Ordnung das Amt eines Kantonsrichters, was als deutliches Anzeichen betrachtet werden darf, daß man dem keineswegs demo-

*) Doch hatte Hegner nicht oben auf Kiburg, sondern in Winterthur als Landschreiber gewohnt.

kratisch gesinnten Winterthurer Stadtbürger wohlwollend gesinnt war. In Zürich, wohin in Folge dieser Wahl der Wohnsitz verlegt werden mußte, nahm Hegner seinen Aufenthalt im Hause des berühmten Theologen Lavater, mit welchem er schon längere Zeit bekannt war. Mit Vergnügen wies er später auf die nahezu drei Jahre hin, wo er „in dem reinlichen Hause gewohnt und an dem freundlichen Tische gegessen“ habe. Dadurch nun, daß im Januar 1800 Ludwig Meyer von Knonau gleichfalls in das Kantonsgericht gewählt wurde, trat die Freundschaft in das Leben, deren Zeugnisse uns zu beschäftigen haben. Der neugewählte College, 1769 geboren, war um zehn Jahre jünger als Hegner; allein das hinderte nicht, daß er ein Jahr später von diesem als „der geliebteste meiner Mitrichter“ bezeichnet wurde. Doch für das Zustandekommen eines Briefwechsels zwischen den beiden Männern mußte in erster Linie nothwendiger Weise wieder eine Ortsveränderung für einen von ihnen eintreten, und zu unserm Glück geschah das schon zu Anfang des Jahres 1801 dadurch, daß Hegner seine Resignation einreichte. Zuerst zwar wollte man sie nicht annehmen; allein er schrieb: „Es soll mich wundern, wie sie mich zwingen wollen, wenn ich nicht mehr will“. Wirklich wurde er dann auch „von der politischen Bürde“, die nach seinen Worten weniger groß als drückend gewesen war, endlich losgemacht, und er vermochte, wie er in diesen Einleitungsworten seiner Pariser Reise sagt, „die erhaltene Muße (das ersparte Geld kann ich nicht sagen), zu nutzen“.

Hegner hatte die Absicht gehabt, nach Rom zu gehen, und in seiner Phantasie schon seit mehreren Jahren manchen Zug dahin gemacht; aber es war jetzt zu spät: „Was wollte ich nun in diesem Lande thun, da seine besten Kunstwerke, der Hauptgegenstand meiner Reise, von der großen Nation hinweg — erobert worden waren?“ Deßwegen also geht der Weg nach Paris, „und zwar vorzüglich darum, weil dort so viele Schätze der Kunst vereinigt sind, die ehedem in den Kirchen, Gallerien, Cabineten Frankreichs, Hollands, Deutschlands und Italiens zerstreut waren“. Der Schreiber gesteht, obschon von seiner

ersten Jugend an ein Liebhaber der Kunst, doch bis dahin nur damit getändelt, darüber gelesen, gesammelt und sprechen gehört, viel zu wenig aber Schönes vom ersten Range gesehen zu haben, so daß er diese Reise um seiner Ausbildung willen als unumgänglich erforderlich ansehe. Zudem aber war nun ja Paris „die Hauptstadt Europa's, der Mittelpunkt der neuen weltumschaffenden Politik" geworden.

Als der Reisende im Mai 1801 seine Fahrt antrat, fand er Frankreich bei den damaligen Zuständen weit über die Grenzen der Schweiz hereinreichend. Der von ihm in Zürich besuchten Vorstellung der „Pferdespringer" wohnte der anwesende französische General mit einer Menge von Offizieren bei; zwischen Zürich und Baden zeigte die Gegend von 1799 her noch zahlreiche Spuren kriegerischer Heimsuchung und soldatischer Zügellosigkeit; ziemlich weit nach Frankreich hinein war andererseits schweizerische Scheidemünze sichtbar, sogar recht schmutzige Zürcher Schillinge, die dabei noch über ihrem Werth galten, welche durch die französischen Truppen dorthin verpflanzt worden waren. Bis an die Mauern von Paris wurde Hegner durch das Andenken an sein Vaterland begleitet: „Wir sind so innig mit Frankreich verbunden, daß man allenthalben auf Ringe der Kette stößt, die uns fest hält, und was ist, wenn die Fesseln klirren, natürlicher, als der Gedanke an die eigene Schuld oder Unschuld?" So ist denn der erste Theil der Reisebeschreibung, welcher nur bis vor Paris führt, reich an Geständnissen des Verfassers über sich selbst und über sein Verhältniß zu den heimischen Dingen, und auch im weiteren Verlaufe hätte es später in dem an den Zürcher Freund geschickten Exemplar gar nicht — zu Seite 114 und 115 im dritten Bändchen — des mit Tinte an den Rand geschriebenen W auf einem Marksteine und des Zürichschildes bedurft, um die Einsicht hervorzurufen, von welchen Städten da gesprochen werde. Sonst freilich nimmt nun in Paris selbst der Verfasser seine Aufmerksamkeit nur für Paris zusammen. Ein mitleidiger Freund hatte ihm gerathen, sich im Passe als amateur des arts zu bezeichnen: die Bemerkungen über Paul Veronese, und was sich Alles an eine Beurtheilung Poussin's

ausschließt, die hohe Schätzung der älteren Niederländer und Deutschen rechtfertigten diese Benennung. Schon von den Straßburger Zeiten her war Hegner ein Liebhaber des Theaters, und er ließ sich in Paris die Gelegenheit, sein Urtheil hierüber weiter zu bilden, nicht entgehen. Vorzüglich aber hielt er es für seine Aufgabe, „als Menschenbeobachter den Anfang bei dem öffentlichen Leben des Volkes zu machen", und gerade die vielfach sich darbietenden Uebergänge von den Nachwirkungen der Revolution in die neu sich vorbereitende monarchische Ordnung finden sich scharf aufgefaßt. Als dann in den Jahren 1803 und 1804 die Reise in drei Bändchen gedruckt erschien, durfte der Verfasser im nachdrücklichsten Sinn des Wortes, wie er eben auch von vorneherein sagen zu können gewollt hatte: „Ich bin auch da gewesen", dem Buche die Aufschrift geben: „Auch ich war in Paris".

Als Hegner im Juli wieder zurückgekehrt war, schrieb er an den Freund nach Zürich: „Wie oft habe ich in Paris gewünscht, meinen lieben unvergeßlichen Meyer an der Seite zu haben, um mit ihm meine Beobachtungen zu theilen und von den seinigen Nutzen zu ziehen, und wohl zehnmal war ich in der Versuchung, an Sie zu schreiben, um Ihnen mit der oder dieser Bemerkung ein Lächeln abzugewinnen". Schon spricht er da von den niedergeschriebenen Bemerkungen, die er nunmehr in eine Art Reisebeschreibung redigire, „zur Unterhaltung meiner wenigen Freunde, also auch für Sie, wenn Sie wollen; wenigstens hab ich Sie bey manchem, das ich schreibe, im Auge". Die Handschrift ging darauf wirklich in ihren einzelnen Stücken nach Zürich, und so ist in erster Linie an Meyer von Knonau zu denken, wann später im Drucke vor dem ersten Bändchen vorausgeschickt wurde: „Der erste Theil dieser Reise war, wie man wohl sehen wird, nur für Freunde geschrieben; diese wünschten aber, daß er auch gedruckt würde, und — hier ist er". — In jenem gleichen ersten Briefe nach der Rückkehr heißt es auch weiter: „Ich gedachte auch durch Sie (denn von einem andern wäre es mir gleichgültiger gewesen) den Zustand der Dinge in der Schweiz zu vernehmen — denn für mich taugt die Regel,

daß man nicht fragen müsse: quis?, sondern quid?, in keinem Falle; ich habe an dem Quid keine Freude, wenn mir der Quis nicht gefällt".

In viel späteren Jahren noch betonte Hegner, daß er in der Höhezeit der helvetischen Staatsumwälzung im täglichen Umgange mit bedeutenden Feinden und Freunden der Revolution ein lebhaftes Bild des beiderseitigen Thuns und Treibens gewonnen habe, und daß er eben, weil zu einer Zeit, wo alles Partei war, er selbst keiner Partei besonders huldigte, dieses Bild als ein wahres ansehe, und ganz dieselbe Auffassung tritt in einer sehr bemerkenswerthen Stelle des Reisewerkes hervor, wo in der schärfsten Weise über die Revolution geurtheilt wird: „Böser Wille nennt sich Freyheitsliebe und kurzsichtiger Eigensinn alte Treue; Schwärmer und heuchlerische Laurer führen ein thermometrisches Register über jeden selbstdenkenden Mann; die schwache Seite am politischen Freunde darf man nicht einmal mehr leise berühren, viel weniger das Gute am Feinde gut nennen; zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, richten das Vaterland zu Grunde und rufen dabey wechselsweise in schaalen Proclamationen den Gott ihrer Väter an, als wenn jede unter dem besondern Schutz eines eigenen Jehovah stände; und dieses alles sollte man noch rührend und schön finden". Es war eben die Zeit, wo in wechselnden Staatsstreichen die helvetische Republik von der centralistischen und der föderalistischen Partei bald nach links und bald nach rechts gerissen wurde und in rasch auf einander folgenden Constitutionsentwürfen ihre Heilung finden sollte. In der Beurtheilung dieser Dinge zeigten nun die Zürcher Briefe völlige Uebereinstimmung mit dem einsam stehenden Beobachter in Winterthur: „Revolutionen sind ein Unglück" — heißt es im September 1801 — „und, wie Gentz so wahr sagt, es kehren bei einer solchen alle wirklich liberalen Ideen in die Bücher zurück, kommen, wie ich hinzusetzen möchte, sogar in diesen nur selten mehr zum Vorschein". Indessen sah Meyer von Knonau auch schon in nicht genug hervorzuhebender Klarheit 1801 bestimmt voraus, was dann 1802 im October in dem Quos ego! des Consuls eintrat. Am 3. August 1801 schrieb er: „Wenn nur nicht, was gerade

diejenigen, die am besten unterrichtet sein können, am meisten zu besorgen scheinen, gerade während unserm Wählen und Anordnen etwas anderes über uns beschlossen wird; wenigstens sagen viele Winke, daß, wenn wir nicht außerordentlich gut und artig sein werden, unsere ganze Haushaltung sehr leicht aufgehoben werden könnte". Und als dann im October 1801 der neue föderalistische Staatsstreich gelungen war, als die Sieger über den Erfolg ohne Gleichen zufrieden sich zeigten und sich nicht nur sicher, sondern auch angriffsmuthig fühlten, da äußerte er wieder im December: „Ich bin gewiß Feind der Anarchie und des Jacobinismus, so sehr als Jemand; aber welcher Unbefangene kann es sich verbergen, daß die jetzige Herrschaft so sehr auf die Furcht gebaut ist, als es je eine war? Und wie wenig, ja nur ein passives Verhalten von Seiten Frankreichs braucht es, um die Parthie, welche jetzt Meister ist, wankend zu machen oder gar zu stürzen?"

Angesichts dieser klaren Einsicht in die verzweifelte Lage mag man sich billiger Weise fragen, wie denn der Zürcher Freund wünschen und mehrere Male bestimmt darauf hinarbeiten mochte, seinen Correspondenten wieder in die Geschäfte hineinzuziehen. Aber jedenfalls galt schon für 1801, was 1803 an Hegner geschrieben wurde: „Sie müssen Geschäfte haben; sonst werden Sie verlegen und hypochondrisch; das habe ich deutlich wahrgenommen".

Im März 1801 war es denn auch sehr nahe daran gewesen, daß Hegner einem Rufe auf die Hauptschaubühne nach Bern gefolgt wäre. Fast eine Woche quälte er sich damals mit Ungewißheit und Zweifel und hätte sogar gewünscht, gezwungen zu werden, daß man auf keine Entschuldigung gehört hätte. Als Haupthinderniß schob er die 84jährige Mutter vor: „Sie findet keinen Sohn mehr, der ihrer pflege; das Vaterland hingegen hat noch viele Söhne". Der Freund hatte ihm scharf zugesetzt und empfing Dank für seine Gesinnung. Ihm schrieb Hegner: „*Καὶ σὺ τέκνον*! Auch Sie, mein Lieber, sind unter der Zahl derjenigen, die begehren, ich solle meine Ruhe einer ungewissen und von einer frömden Hand nach Willkühr geleiteten Wirksamkeit aufopfern; ich

solle mich auf das lecke Schiff wagen, das, so nahe zwar am Ufer, doch noch zu scheitern droht? — Wahrhaftig, für einen Steuermann wäre ich zu schwach und als bloßer Ruderknecht zu dienen möchte mir zu oft den Seufzer auspressen: Que diable avais-je à faire dans cette maudite galère?" Er sagt, er habe alle Gründe Pro und Contra auf ein Papier gebracht, und da enthalte das letztere „eine Menge kleiner, demüthiger, individueller Particularitäten", die ihn zu einem staatsmännischen Patrioten, der Alles verlasse, um der Politik nachzufolgen, schlecht, zu einem „Kraftmann", wie man vollends aus Bern geschrieben habe, gar nicht qualificire. „In der leider nur zu kurzen Zeit, da wir uns kennen lernten, werden Sie auch gefunden haben, daß ich über viele Sachen im höchsten Grade gleichgültig bin, die Andere äußerst interessieren, und mich gewöhnlich weniger um die Resultate, als um die Motive derselben, bekümmere. Auch dieß ist nicht die Eigenschaft eines thätigen Geschäftsmannes; ich bin aber zu alt, mich hierin zu ändern". „Jetzt ist es vorbey. Ist meine politische Laufbahn damit zu Ende, so ist es mir gleichgültig; wo nicht, so wünschte ich nichts, als einmal im gleichen Weinberge mit Ihnen zu arbeiten: Tecum vivere amem, tecum serviam lubens".

Allein nochmals war gegen das Ende des Jahres 1801 die Rede von der Möglichkeit, daß Hegner in eine amtliche Stellung versetzt werden könne. Doch handelte es sich in diesem Male nur um ein weniger wichtiges Amt, dasjenige des Unterstatthalters des Bezirkes Winterthur. In einer ganz kostbaren Weise bedankt sich nun hier Hegner seinem „hochzuverehrenden Gönner" gegenüber für die ihm zugedachte Ehre. Er beginnt: „Verzeihen Sie mir einstweilen noch diese kurze Anrede; ich bin in den barbarischen Zeiten, die wir durchleben mußten, ganz von der zierlichen Titulatur, worauf ich mir sonst etwas zu Gute gethan, abgekommen"; — er sei aber kürzlich in Zürich gewesen und habe da — eben der föderalistische Staatsstreich vom October war inzwischen erfolgt — von den Hoffnungen gehört, welche das wiedergeborene Vaterland nähren dürfe: „So gebe ich mir jetzt alle er-

sinnliche Mühe, meinen Stil wieder in das Geleise der alten Urbanität und respectiven Verhältnisse zu zwingen, welches mir auch, wie ich hoffe, bald gelingen soll, vielleicht noch ehe die erwartete Wiedergeburt gänzlich zu Stande kömt". Hegner setzt nun auseinander und erklärt, aus welchen Gründen er die Stelle nicht annehmen könne und wolle, z. B. weil der jetzige Unterstatthalter sein naher Verwandter und Universitätsfreund sei und er sich denselben nicht sammt seiner Familie zum Feinde machen wolle: „Sie, mein Theuerster, sind aus der Hauptstadt gebürtig, wo ein großer Ton herrscht und wo man nie nichts von Familienhaß und Werdenlassen und dergleichen hört; aber in den kleinen Municipien ist es ganz anders". So kehrt denn schließlich Hegner die Frage gänzlich um und schließt den Brief folgendermaßen: „Wenn ich nur während meines langen Aufenthalts in Zürich meine Zeit klüger benutzt und mehr nützliche Bekanntschaft zu cultiviren gesucht hätte, so würde ich jetzt an behörigem Orte folgende Einleitung zu bewürken suchen. In Erwägung: 1° daß sich gegenwärtig in W. kein sattsam taugliches Subject zu der Rolle eines U. Sthtr. vorfindet, 2° daß eine vernünftige Annäherung an den statum ab ante allein das Vaterland aus der Hand des Verderbens retten kann, 3° daß es vor altem und kurzem immer unter der Klugheit großer Staatsmänner gewesen, bey großen und kleinen Geschäften, besonders auch bey Wahlen, auf die Nothwendigkeit und die Erforderniß der Gegenwart zu sehen, sondern seine Staatskundige allezeit das paulo post futurum im Auge haben mußten, 4° daß schon in alten Republiken üblich war oft Männer von Geist und Einfluß, wenn sie sich nicht recht in die herrschende Denkungsart schicken und dadurch ein gefährliches Beyspiel werden konnten, auf einige Zeit ehrenhaft zu entfernen: — so erkennen die Amphiktyonen, den Bürger Kantonsrichter Meyer auf unbestimmte Zeit zum U. Sthtr. des Bezirkes W., mit dem geheimen Auftrage, ein wachsames Auge auf die Bewegungen und Gesinnungen dasiger Burgerschaft zu haben und uns von Zeit zu Zeit pflichtmäßige Ansicht davon zu ertheilen". — Die Wendung wurde von dem Empfänger des Briefes gut aufge-

nommen und wohl verstanden. — „Auch der kalte gesetzte Hegner kann warm werden“ — heißt es in der Antwort — „wenn ein plötzlicher unbehaglicher Schlag die rechte Seite trifft; aber da bringt sie denn auch Töne hervor, wovon keiner verhallt und die alle des Aufbewahrens werth sind. So war Ihr Brief Gedanke auf Gedanke und Witz, Laune und kräftige Wahrheiten Schlag auf Schlag; es würde sich der Mühe lohnen, falsche Gerüchte zu erdichten, um den ruhigen Denker wieder einmal so in Bewegung zu setzen. Gewiß: es war ein Kampf, Ihren Brief von dem jede Sylbe gedruckt zu werden verdient, zurückzuhalten“.

Die schlimmsten Befürchtungen, welche Meyer von Knonau in der Mitte des Jahres 1802 gehegt hatte, waren zum Glück für die Schweiz nicht in Erfüllung gegangen. Am 20. Juni hatte derselbe geschrieben: „Sollte es Plan sein, der Reihe nach Alles, was Kopf, Herz und Vaterlandsliebe oder Anhang an der Schweiz hat, zu compromittiren, lächerlich und verhaßt zu machen, um das Ganze desto leichter aufzulösen?“ Mit mächtiger Hand hatte vielmehr endlich der französische Gewalthaber eingegriffen und der Schweiz seine nicht abzuweisende Vermittlung angedeihen lassen. Ein jeder Verständige pries sich glücklich, daß mit dem Frühjahre 1803 die Fieberkrämpfe des Staatswesens durch die Mediationsverfassung für einmal vorüber seien, daß, wo man leider sich nicht selbst hatte helfen können, von außen eine Heilung gebracht worden war. „Was Gott nicht kann, thut Bonaparte“: heißt es in unserem Briefwechsel. Bekanntlich war aber durch die Vermittlungsacte für den Kanton Zürich das Uebergewicht der Hauptstadt gegenüber dem Kantonalgebiete wieder stärker betont, und nicht ohne eine kleine Neckerei schrieb der Zürcher im April an seinen Winterthurer Freund: „Man sei bei ihnen mächtig ungehalten auf die Metropolis, die, statt sich an die blühende jüngere Schwester anzuschmiegen, als groß denkende Landesmutter zwar ihr kleines Mädchen im Flügelkleide Sonntags mit sich zu Tische sitzen lassen, für die Uebrigen aber, Unmündige und Säuglinge, gleich sorgen und Allen die gleiche Pflege zukommen lassen will“. Auch ein lebenswahres Bild des abermaligen

Uebergangszustandes ist da gegeben: „Hier bietet ein Demokrate einem nunmehrigen Aristokraten die Hand aus vormaliger Gewohnheit und dieser schielt kläglich auf die Seite, ob Niemand es sieht; dort sammelt ein Republicaner die letzte Kraft und schreibt noch einmal „Bürger" vor den Namen eines Herren oder Junkers".

Indessen diese Aenderung der Zeiten verminderte in keiner Weise die freundschaftlichen Gesinnungen der beiden Briefschreiber für einander. Gerade in die Frühlingsmonate des Jahres 1803 fällt vielmehr ein Geständniß Hegner's, daß er dem Freunde einen „Liebesbrief" schreiben möchte: „Die schönen Tage, die wärmere Sonne erregen eine starke Sehnsucht in mir, in Ihrer Gesellschaft herumzuwandern und mein verschlossenes Herz auch wieder Ein Mahl in den Busen eines Freundes zu öfnen. Sie verstehen mich immer auf halbem Wege; hingegen bey meinen hiesigen Bekannten sag ich immer zu viel und werde dann doch nicht verstanden! Von Politik mag ich nicht mehr sprechen; öffentliche Geschäfte habe ich keine mehr; ein Kaufmann bin ich nicht; die Landökonomie versteh ich nicht, wenn ich schon ein Buch über den Weinbau besitze: was bleibt mir, da ich mich noch nicht aufhängen mag, übrig, als mein wohlthätiges Vivitur parvo bene, mit dem ich mich noch tröste".

Ueber das Verschiedenartigste geht so der Briefwechsel eifrig hin und her. Meyer von Knonau hatte 1802 eine kleinere Schrift unter dem Titel: „Darstellung der Gebrechen des helvetischen Criminalwesens" erscheinen lassen, welche dem scharfsinnigen Juristen Hegner sehr eingeleuchtet hatte: „Ihre Schrift über die Criminaljustiz" — schrieb er — „habe ich mit sehr vielem Interesse gelesen und sie sehr lehrreich und treflich für die Zeitumstände passend gefunden; ich bin versichert, daß sie mehr wird benutzt werden, als Sie glauben und als man wird Wort haben wollen". Jetzt, 1803, wünschte er dem Freunde wieder — „Auch litterarische Beschäftigung müssen Sie treiben: sonst erfüllen Sie Ihre Bestimmung nicht" —, daß derselbe einstweilen Prolegomena zu einem bürgerlichen Gesetzbuche schreiben möchte: „Da wären Sie der

Mann dazu. Freylich müßten Sie zuerst den „Kindern thörichter Hofnung" beweisen, daß unsere alte Sammlung bürgerlicher Gesetze, mit denen man sich freylich ehedem wohl behelfen konnte, in den neuen Zeiten nicht mehr tauge, weil heutzutage die Obrigkeit die Autorität nicht mehr hat, welche für ein Gesetz gilt; — und dadurch würden Sie vielleicht ein Wespennest aufstoßen: aber desto größer würde Ihr Verdienst seyn. Doch Sie könnten auch dieß vielleicht in einer Manier sagen, daß Ihnen Niemand darum feind würde".

Inzwischen aber wurde nun auch an Hegner's Reisewerke gedruckt, nachdem derselbe anfangs einige Schwierigkeit gehabt hatte, einen Verleger zu finden: — nicht ohne Aerger gestand er im Januar 1803, daß der Vorfall ihn ein wenig demüthige, so bei dem ersten Versuche, sich der Welt bekannt zu machen, abgewiesen zu sein. Dann jedoch kam die Meldung, Buchhändler Ziegler verspreche, „mit typographischer Pracht" zu drucken, so zwar, daß vorher noch die nachgelassenen Schriften eines Herrn Helfers vollendet werden müßten: „Und darüber möchte mein Kind fast eine alte Jungfer werden". Endlich erscheint der erste Band, und er ermangelt nicht, überall die wohl verdiente Aufmerksamkeit zu finden. Der Freund in Zürich kannte schon das Manuscript; aber der wiederholte Genuß ist ihm dadurch kein geringerer: „Mein alter Vater", meldet er, „lernt Ihr Buch auswendig, und alle meine Bekannten lesen es oder haben es gelesen". Hegner selbst freut sich, daß das Buch in Zürich geschätzt werde, und fügt bei: „Es ist kurios: jedermann macht mir das zweydeutige Compliment, man hätte das nicht von mir erwartet. Seitdem habe ich mich schon oft im Spiegel betrachtet, ob ich denn so dumm aussehe". — Allein auch über andere neue Erscheinungen theilen sich die beiden Sachverständigen ihre Bemerkungen mit. Schon gleich nach der Veröffentlichung 1801 hatte Meyer von Knonau auf Haller's „Geschichte der Wirkungen und Folgen des östreichischen Feldzuges in der Schweiz" nachdrücklich hingewiesen: es sei und bleibe ein lesenswerthes Buch, trotz seiner Befangenheit, trotz des tiefen Grolles, der Liebhaberei zum Projectemachen, welche aller-

orten durchblicken. Hegner widmet dem Werke auch großes Interesse, doch mehr dem Besonderen, als dem Allgemeinen: „Die Schrift ist sehr hinreißend geschrieben und voll merkwürdiger Thatsachen. Haller geht immer um die Wahrheit herum, wie die Katze um den Brey, und erhascht bald hie bald dort etwas davon, aber niemals die ganze reine Wahrheit. Ich möchte ihn auf jedem Blatte umarmen und wieder von mir stoßen. Aber geht's Ihnen auch wie mir? Die Leute, mit denen ich davon sprach und von denen ich am meisten Theilnahme erwartete, sowohl von hier, als aus der Hauptstadt, wollen nicht gern von dem Buche sprechen. Warten sie noch, bis die Häupter ihrer Parthey darüber abgesprochen haben, oder ist es ihnen zu starke Speise, welches letzteres wohl der Fall seyn möchte? Denn ich habe schon oft wahrgenommen, daß gewisse Leute lieber leere Declamationen hören, als inhaltschwere Thatsachen". — Später wieder ist von Zschokke's Revolutionsgeschichte die Rede. Da schreibt Meyer von Knonau: „Sie zuerst in der Schweiz wagten von diesem Manne ein unparteiisches und doch mild gesagtes Wort zu sprechen. Mich dünkt: er will jetzt ein Gegenstück zu dem Panegyrikus auf Aloys Reding, um dessenwillen er beiläufig den Kampf und Untergang der Waldkantone schrieb, aufstellen. Ich kann mir kaum denken, daß nicht in den kleinen und auch in größeren Kantonen ein gewaltiger Lärm über dieses neue Buch entstehen sollte, und dasselbe ist in dem so ruhigen Winterthur gedruckt: Jerusalem (wird es heißen) die Du die Propheten tödtest".

Am Ende des Jahres 1802 hatte Hegner auch noch die Stelle eines Districtsrichters, die er bis dahin bekleidet hatte, niedergelegt, und er tröstete sich im März 1803, als auch der Zürcher Freund eine auf ihn gefallene Wahl ausschlug: „Aus Eigenliebe sah ich Ihren Abschlag gern, weil ich mit dem Exempel Ihres grünen Holzes ähnliche Schritte von meiner Seite entschuldigen kann; aber in mancher anderen Rücksicht bedauere ich es. Sie sind von einer der ersten Familien Ihrer Vaterstadt; Sie haben sich von Jugend auf zu öffentlichen Geschäften gebildet; Sie müssen selbst fühlen, was für Kräfte Sie dazu haben; Sie haben

bey aller Zurückgezogenheit doch noch Interesse dafür, und wo das ist, hat man bey thätigem Antheil viel weniger Verdruß, als bey blos passivem Eifer. Ich darf dieses wohl sagen, ohne daß Sie den Spieß gegen mich kehren können. Denn von den angeführten Eigenschaften ist keine die meinige. In dem Garten der Politik bin ich ein verpflanzter Sprösling, aus dem Kunst und gute Natur vielleicht einige Früchte hervortreiben kann, der sich aber bald wieder zurücksehnt nach den einsamen Höhen und Tiefen der Freyheit, worin er gebohren und erzogen worden". Aber im Innersten dachte der Briefschreiber doch nicht ganz so, wie die Worte zu lauten schienen. Das zeigte sich schon bald darauf im Juni 1803, als das Districtsgericht Winterthur neu besetzt wurde.

Am 8. Juni ist da in einem Briefe Hegner's zuerst von der Sache die Rede. Er schreibt an Meyer von Knonau: „Daß Sie mein Wort, so ich über die Präsidentenstelle beym Districtsgericht fallen lassen, so schnell auffassen und so thätig für meinen Wunsch seyn würden, hätte ich mir nicht zu Sinn kommen lassen dürfen; indessen erkenn und schätze ich es als einen Beweis Ihrer Freundschaft. Es ist wahr, was Sie sagen, daß das viele Sitzen und die Zurückgezogenheit, worin ich lebe, meiner Gesundheit und meinem Humor nicht gut thun, und dieß ist der Grund, warum ich besagte Stelle annehmen werde, wenn sie mir aufgetragen wird, ohne indessen ein starkes Gewicht darauf zu legen, daß ich sie bekomme, oder mich gar darum zu bewerben. Mein Entschluß ist aber gefaßt: Aut Präsident, aut nihil! Sehen Sie das nicht für Stolz an, liebster Freund; sondern höhren Sie meine Gründe! Erstlich muß ich einen Beruf haben, der mich unter die Leute zieht; er muß mir aber so viel zu thun geben, daß wissenschaftliche Beschäftigungen in meinem Tagewerk nicht die Oberhand haben: sonst werd ich nachlässig in den Geschäften des Berufs. Zweytens fühl ich mich tauglich, ja ich darfs Ihnen wohl sagen, am tauglichsten von allen Mitbewerbern dazu, und wenn diesen eine Arbeit schwierig oder mühsam vorkäme, würden Sie doch mich brauchen: hos ego versiculos feci, tulit

alter honores, würd es heißen; i ch möchte aber gern die Ehre davon haben, wenn i ch arbeite. Und warum sollte ich keine Ansprache an diese Stelle machen dürfen? Es sagt mir ja jedermann, wenn ich nach Zürich komme, es sey eine allgemeine Befremdung, daß ich nicht in den Großen Rath gewählt worden; nun kann mans zeigen, ob man mich in Wahrheit schätzt, oder nicht. Dieß sind meine aufrichtigen Gesinnungen, die ich freylich Ihnen wohl sagen darf, Andern nicht. Gegen einen Freund darf man mit Stolz von sich sprechen; gegen andere muß man Bescheidenheit beobachten". — Aber die Angelegenheit lief anders ab. Hegner wurde am 16. Juni allerdings in das Gericht, nicht aber als dessen Präsident gewählt. Und darauf hin wies er am 21. Juni in einer Zuschrift an den Amtsbürgermeister zu Handen des Kleinen Rathes die Ernennung zurück. In der betreffenden Zuschrift sprach er sich offen dahin aus, daß er glaube, unter den Richtern am meisten Kenntniß der Rechte und des Landes zu besitzen, also auch wohl würdig zu sein, mit dem Präsidium bekleidet zu werden; ebenso sei die Stimme weitaus des größten Theiles des Districtes gewiß ihm günstig gewesen. Er schloß mit den Worten: „Nun erfahre ich, daß Staatsursachen meinen Wunsch unmöglich gemacht haben, und werde mich darein zu schicken wissen. Uebrigens können Sie versichert sein, hochzuverehrende Herren, daß, wenn auch mein Aristokratismus nicht so klassisch rein scheinen mag, als der, den Andere zur Schau stellen, ich es dennoch an reiner Liebe zum Vaterlande und zu gewissenhafter Ordnung mit Jedem aufnehme. Gott segne Ihre Arbeiten". Zwei Tage nachher erklärte der erste Staatsschreiber dem Herrn Altlandschreiber, daß nach dem Auftrage des Herrn Amtsbürgermeisters das Entlassungsgesuch mit dem Bedeuten zurückgeschickt werde, daß dasselbe in einer anderen Gestalt zum Vorschein kommen müsse, insofern es wirklich dem Kleinen Rathe vorgelegt werden solle. — Abermals nach zwei Tagen aber antwortete Hegner dem ersten Staatsschreiber. Er drückt da zuerst sein Befremden darüber aus, daß, weil doch wohl weniger das Gesuch, als dessen Einkleidung mißfällig gewesen sei, der Herr Amtsbürgermeister

„die außerordentliche Gewalt, Zuschriften an den Kleinen Rath, ohne sie demselben vorzulegen, zurückzuschicken", angewandt habe: „Es war ja keine unberufene Zuschrift, sondern eine schuldige Antwort darauf, ob ich Bezirksrichter werden wolle, und da ich das nicht wollte, so mußte ich doch mein Nein mit Gründen begleiten, und diese Gründe mußten doch die wahren sein! Da nun aber mein Schreiben nichts enthält, das ich nicht sorgfältig überlegt habe, nichts, das ich nicht vor Gott und Menschen verantworten könne, ich auch nichts darin finde, das nicht unter einer freyen kaum begonnenen Regierung mit Anständigkeit gesagt werden dürfte, und dennoch Herr Bürgermeister es nicht an seine Behörde will gelangen lassen, so bin ich genöthigt, mich an Sie zu wenden und Sie aufzufordern, dieses Entlassungsschreiben, so wie ich es Ihnen wieder einzuhändigen die Ehre habe, dem Kleinen Rathe zu übergeben". Die Uebergabe geschah nun, aber, wie Hegner dem Freunde schrieb, nicht ohne daß darauf der Rath dem Schreiber sein Mißfallen über die „unbescheidene und unbegründete Weise" des Benehmens durch den Statthalter zu erkennen gab: — „Ich bezeugte hinwiederum schriftlich mein Mißfallen über diese Ausdrücke. Ich hoffe und erwarte jetzt, daß man es wett aufgehen lasse; wo nicht, so hab ich noch Muth und Waffen und werde freudig mit Automedon im Homer ausruffen: Ich auch sende den Speer; für das Uebrige sorge Kronion!" — Meyer von Knonau hatte Hegner's Benehmen nicht gebilligt; allein derselbe hielt seinen Schritt für den vollkommen richtigen, so ungern er ihn gethan hatte: „Ich lege gar keinen Werth auf das, was ich gethan, als den der Consequenz. Fürchten Sie ja nicht, daß ich nach der Martirerkrone strebe, oder daß ich zum Ritter an einem Mächtigern, als ich bin, werden wolle. Ich konnte nur unmöglich ein so dummes Schaf seyn, die Ruthe zu küssen, womit mich ein blinder Geist der Einseitigkeit züchtigen wollte". Das „Respectlose" will Hegner nur etwa im „Mangel am Curialstyl" sehen, welchen er absichtlich nicht habe gebrauchen wollen, „eben weil er in Zürich so sehr zum Nationalgeschmack geworden, daß er den bon ton in Gesellschaften ausmacht und

sogar in den Bettagsbüchlein des Herrn Antistes Heß mit dem lieben Gott in diesem Stil gesprochen wird. Ich respectire die moralische Person der Regierung, auch wenn Sie dieß Personnage weniger gut spielen sollte, als sie wirklich thut; aber ich verehre sie nicht, wie die unsterblichen Götter, um mir nicht zu erlauben, gegen ihren Rathschluß zu muchsen, wenn er mich ungefällig trifft, oder zu vergessen, daß sie, von den burgermeisterlichen Cedern an, so wie ich, aus irdischem Stoffe zusammengesetzt ist. Soll nun meine politische Laufbahn ein Ende haben, so sey es; der Mensch ist nicht um der Politik willen in der Welt. Epikur wußte sich in seinem Garten Ehre und Glück zu schaffen; ich habe auch einen Garten". Mit diesen Worten aber wollte Hegner auch im Briefwechsel die Sache abgeschlossen wissen: „Nichts mehr weiter davon; wir treten wieder in unsere ehevorigen Verhältnisse zurück".

Auf das Jahr der Vermittelung folgte für den Kanton Zürich der stürmische Frühling von 1804. Die beiden Freunde hatten schon seit Jahren zu den von Sorge Erfüllten gehört, nirgends Illusionen sich hingegeben. Auch jetzt wieder waren sie in der Auffassung der Dinge fast durchaus einig, beide von schroffer Parteiauffassung gleich weit entfernt. Am 14. März schrieb Hegner einläßlich über den Verlauf des Processes der wegen der Zehndenpetition zu Winterthur Verhafteten vor dem dortigen Bezirksgericht, und er ließ durchblicken, daß sich die Stadt Winterthur angesichts der von der Zürcher Regierung geforderten Huldigung sehr kühl verhalten werde; doch verlief dann, wie am 20. gemeldet wird, die Huldigung noch „passabel": „Es ist erschrecklich, wie weit wir durch alle diese unseligen Auftritte wieder zurück kommen". — Mit dem Danke für diese Nachrichten verbindet Meyer von Knonau zwei Tage später — man stand nun unmittelbar vor der unter dem Namen des Bockenkrieges bekannten Insurrection — eine Reihe von Beobachtungen, wie sie durch die Lage des Augenblicks sich ihm ergaben: „Wir sind nun wieder mitten in die wildesten Revolutionsstürme hineingeschleudert, und ich kann mir die Möglichkeit denken, daß das Ungewitter größer und allgemeiner losbrechen kann, als noch je, wenn nicht

kräftig und geschickt und klug zugleich eingewirkt wird". Nach einer Hinweisung auf die Kundgebung der Centralgewalt, die energische Proclamation des Landammanns von Wattenwyl, fährt er fort: „Kann der Landammann, wie es zu wünschen ist, das, was er sagt, ausführen, stehen ihm die Mittel, wie er es glaubt, zu Gebote, so ist die Sprache gut. Sollte es hingegen daran fehlen, so wird dann freilich das Uebel ärger werden. Ich sehe bald gar nicht mehr vor, wann oder wie unserem Kanton irgend mehr zu helfen ist. Armuth, Fanatismus, Tendenz zu gänzlicher Anarchie, oder, was gleich viel ist, zur reinen Demokratie, wird immer größer, während auf der anderen Seite die Forderungen nicht herabgestimmt werden. Nachgeben kann allerdings jetzt die Regierung selbst nicht, und es ist zu spät, zu fragen, ob man nicht überhaupt hätte weniger fordern sollen". Was dann Hegner hinwieder darauf antwortete, traf mit der Ansicht des Zürcher Freundes so sehr zusammen, daß dieser dessen Betrachtungen nach der einen und andern Seite mittheilte und dadurch „einigen Ideen, für welche der Klügere doch immer Empfänglichkeit hat, wenn er gleich sie aus und durch sich selbst allein nicht zu entwickeln vermag, mehreren Umlauf gab". Strengste Justiz zuerst, dann ebenso schnell unter einem wachenden guten Genius eine freundlich-friedliche Tagsatzung, Berathungen unter Ausschluß jedes Standeshochmuthes und Standesinteresses einzig und allein über den Frieden im Innern, darauf strenge und unparteiische Justizgesetze, fünf bis sechs Jahre lang milde ökonomische Verfügungen mit einstweiligen Aufopferungen, statt dictatorischer vielmehr logisch richtige und mit fester Demuth abgefaßte Proclamationen, wann man etwas zu befehlen hat: — das waren die von Hegner vorgeschlagenen Heilmittel, für welche Meyer von Knonau die bessere Einsicht wach zu rufen sich bestrebte. — Aber wie Hegner Anfang Juni nach einem letzten kurzen Aufenthalt in Zürich schrieb, wollte er noch keine Besserung bemerkt, nichts als leidenschaftliche Aeußerungen über die Tagesereignisse und trotzigen Selbstbetrug gefunden haben: „Es ist alles in Spannung, und unter zehn Menschen, die man reden hört, sprechen neun nichts

als die Meinungen ihres erbitterten Oberhaupts, und so verkehrt als möglich, aus; Unglücksfälle haben die Herzen und unverdaute große Ideen die Köpfe verwirrt". So schlimm jedoch sah der Correspondent in Zürich die Sache nicht an: — sehr viele Leute, die noch kürzlich sehr gespannt waren, fangen an sehr nachzulassen; man frohlockt nicht mehr über den erhaltenen Sieg, ist zwar froh darüber, empfindet aber, wie theuer solche Siege zu stehen kommen. „Zwar könnt' ich nicht sagen, daß man so weit gekommen sei, um mit Kraft dahin zu arbeiten, solche Siege nicht mehr erfechten zu müssen; aber man stolzirt nicht nur mehr über denselben, sondern sieht es nicht einmal gerne, wenn dieser und jener es thut und bramarbasirt". Herzlich freut er sich dann über die von dem „Herrn Altlandschreiber von Kyburg" im letzten Briefe ihm dargestellte Idylle. Hegner hatte nämlich im Gegensatze zu der bewegten Gegenwart ein vorrevolutionäres Bußengericht in Elgg oder Oberwinterthur vorgeführt: „O glückselig jene Zeiten, wenn ich mich schon damahls versündigte, und sie für langweilig hielt! Da machte die benachbarte Geistlichkeit dem Herrn Landvogt die Aufwartung und besprach sich mit unversiegendem Interesse über neue Pfarrerwahlen oder die Hoffnungen der Expectanten oder über das Wort, welches einer habe, das aber nicht der Logos des Apostels war, oder Herr Pfarrer X. entwickelte ein halbes Dutzend Verfügungen des Rechenraths über den trockenen und nassen Zehnden, oder Herr Pfarrer Y. citierte jeden Augenblick den Herrn Schwager Obrist Pfarrer und den Herrn Schwager Zunftmeister, ungefähr mit der Zufriedenheit, wie der Cardinal Fäsch den Neveu Napoleon citieren mag".

Ueberhaupt verläugnet sich auch in den trübsten Zeiten der Humorist in seinen Briefen niemals. Eben jetzt erzählt einmal Hegner, wie er zu einer Damencorrespondenz gekommen sei. Seine Frau habe vor Jahren in Pfävers eine Bekanntschaft und schnelle Freundschaft mit einem gelehrten adeligen Fräulein aus Graubünden gemacht: „Kaum waren wir zu Hause, so erschien schon ein großer Brief von der neuen Freundin; der war aber so voll erhabener Gefühle und feiner Schön-

heiten, daß meine ungelehrte Frau mich um Gottes Willen bat, ihrer Antwort in puncto styli zu Hülfe zu kommen. Das that ich auch und übertraf nicht nur mich selbst, sondern sogar das Fräulein. Unsere Correspondenz, die ich immer unter der Ragion meiner Frau führte, dauerte etwa ein halbes Jahr und nahm immer an Schwung und Zartheit der Empfindung zu, bis diese endlich so ätherisch wurden, daß wir vor innigem Zusammenfließen unserer Geister die Feder nicht mehr in den sinnlichen Händen zu halten vermochten". — Oder ein anderes Mal wird über eine mehr materielle Frage aus Winterthur berichtet: „Letzten Freytag wollte ich in unser Wochenblatt die Verfügung des Stadtraths von Zürich, betreffend das Verbot des Güllen- und Mistführens, inseriren lassen mit der einzigen Bemerkung: „Ehedem soll es hier auch so gewesen seyn". Aber die wachsame Censur strich es aus; da sie aber nichts verbieten soll, das nicht gegen Religion, Staat und Sitten ist, so sehen Sie hieraus, was für ein wichtiger Gegenstand hier das Güllenwesen ist. Ich werde nun, da man den Tadel nicht gern sieht, eine Apologie desselben schreiben, mit dem Motto: Lucri bonus odor ex re qualibet". Gleich nachher ist noch von einer schönen Rede des Herrn Statthalters bei einer Beeidigung gesprochen und bemerkt, der Satz: Ex nihilo nihil fit werde nirgends besser widerlegt, als durch die Redner im Kanton Zürich. — Auf einen gewissen Punkt allerdings durfte kein Brief aus Zürich sich erstrecken. Bei einer Durchreise des Zürcher Freundes durch Winterthur hatte sich Hegner, in der Voraussetzung, die andern Anwesenden würden die zwischen den beiden Freunden gewohnte Art der Munterkeit nicht verstehen, in eigenthümlicher Weise zurückhaltend benommen: „Ich kann und mag mit Meyer nicht, wie mit Alltagsmenschen, umgehen, und anders wäre es nicht möglich gewesen. Schreiben Sie doch dieses und andere Eigenheiten an mir nicht gleich der Hypochondrie zu (ich kann das häßliche Wort so nicht leiden); sonst müßte ich mein Lebtag und von der frühesten Kindheit an hypochondrisch gewesen seyn. Denn diese Gesellschaftsscheue, und was dazu gehört, war immerhin in meinem Charakter, ob ich

gleich in meiner Jugend der unerschütterlichsten Gesundheit genossen und auch jetzt noch nicht krank bin. Aber ich war von alten sehr eingezogenen Eltern gebohren, ohne Geschwister, ein einsamer Knabe und Jüngling, habe mich in der Einsamkeit gebildet und immer darin meine Freude gefunden. Soll ich nun diese Natur ablegen können, wie ein Kleid? Nein. Wenn ich anders seyn will, so werd ich läppisch; ich habe es schon oft versucht. Meine Kraft ist in der Stille! Haben Sie also Gedult mit mir, mein Lieber, und werfen Sie mich, um meiner Schwachheiten willen, ich beschwöre Sie, nicht so schnell in den höllischen Pfuhl der Hypochondristen!"

Sonst freilich wurde das Verhältniß zwischen den beiden Freunden, wie es in unseren Briefen hervortritt, ein immer innigeres. Einmal zwar drückt Hegner die Befürchtung aus, daß eine Entfremdung zwischen ihnen eintreten möchte: „Nicht, daß Ihre Briefe an freundschaftlichem Wohlmeynen abnehmen; aber es ist mir zuweilen, ich bemerke so eine Art von Bedauern darin, daß ich nicht auf dem rechten Wege, nicht in den für mein Naturell schicklichen Beschäftigungen mich befinde". Eine Vergleichung mit Timon hatte ihn betrübt: „Nein, Lieber, ich bin kein Menschenfeind und werde Ihnen, wills Gott, dieß noch beweisen, daß ich ein liebendes Herz habe. Wir sollten uns aber wieder von Angesicht sehen, da ein einziger abendlicher Spaziergang uns wieder zusammenbringen würde". Aber wie dann Hegner einige Zeit nachher nach Zürich kommt, hindern ihn wieder seine Begleiter daran, sein Herz recht aufzuschließen: „Gerne wär ich zwar mit Ihnen in das Leseinstitut gegangen, am liebsten aber, wenn wir allein gewesen wären; denn mit Ihnen hab ich es, wie ein Verliebter mit seinem Mädchen: ich kann mich bey Ihnen nicht in die Circumspection des gewöhnlichen Gesellschaftstons versetzen". — Auf der anderen Seite aber schreibt Meyer von Knonau nach einem Besuche in Winterthur, unter Hervorhebung dessen, daß Hegner von der Behaglichkeit und Eleganz seiner neu getroffenen häuslichen Einrichtung noch so gar nie nur ein Wörtchen habe fallen lassen: „Seltener Mann, der nie etwas zur Schau trägt!

Freilich hatte ich schon bisher in Ihnen schon oft nicht zwar unerwartete, aber doch mir früher unbekannte und von Ihnen nie berührte Felder des Wissens angebaut gefunden und ebenso immer neues Interesse an Gegenständen getroffen. Noch jetzt erinnere ich mich der Freude, die ich empfand, als ich zuerst entdeckte, daß Sie Freund und Kenner der Alten, des hohen Erstaunens, daß Sie graduirter Arzt, der Verwunderung, daß Sie auch, ohne es merken zu lassen, Dichter seien, u. s. f. Am liebsten möchte ich mich auf ein paar Monate als Protokollführer bei Ihren Geschäften vermiethen; dies würde mir einen trefflichen Titel an die Hand geben, oft Ihr Stubengenosse zu sein". — Endlich einmal aber hat dann auch der Zürcher Freund die Freude, auf seinem einfachen Landhause, dem Ankenhof bei Ober-Engstringen, den Mann, „der so vortrefflich schreibt und so viel Laune hat, der in seinem äußeren Benehmen so einfach und beinahe zurückhaltend ist", zu empfangen. Dabei kömmt noch heraus, daß die Frau des Gastfreundes vor dem Humoristen sich gefürchtet hatte, nun aber durch diesen Besuch dem Freunde des Gatten ebenfalls von Herzen gut geworden ist; dagegen sieht sie sich in die Spannung versetzt, jetzt auch dessen Frau kennen zu lernen, da sie vernahm, daß oft Stellen in Briefen aus Winterthur die Mitarbeiterschaft der Frau aufwiesen. Mit dem Vater des Freundes hatte Hegner bei jenem Besuche die frühere Bekanntschaft nicht mehr erneuern können, da derselbe schon ein Vierteljahr früher, am 4. Juni 1808, gestorben war: „Oft bedauerte ich es" — schrieb damals Meyer von Knonau — „daß Sie ihn erst in seinem sinkenden Alter kennen lernten. In seinem Aeußeren unterschied er sich wenig von seinen Collegen; aber in seiner Denkungsweise wich er sehr von der Heerstraße der zürcherischen Staatsmänner ab. Zu sehr mit der großen Geschichte und den alten Republiken bekannt, konnte er das Lächerliche des Wichtig- und Vornehmthuns der vivorum gravissimorum, ihr geheimnißvolles Wesen über Dinge, wovon sie selbst nichts wußten, nicht leiden. Er war übrigens großentheils Autodidakt. Sein ebenso talentvoller, als bizarrer Vater hatte neben anderen besonderen Maximen

auch diejenige: wahres Talent werde sich selbst durcharbeiten, und wo keines sei, wäre auch Nachhülfe vergebens, um etwas Rechtes herauszubringen. Das Urtheil, welches Sie über meinen Vater gefällt haben, würde ihn noch im Tode erfreuen". — Hegner war im Ankenhofe nach jenen Herbsttagen „bei Alten und Jungen in so kostbarem Angedenken geblieben, daß man sich schon jetzt auf künftige Jahre freut". Damals wohl hatte auch die hohe Verehrung der beiden Knaben des Zürcher Freundes für Hegner begonnen, welche nach einigen Jahren einen bezeichnenden Ausdruck fand: „Meine Knaben lernen jetzt Latein, jüngsthin die Phrase vom ingenium eximium. Wer ist wohl ein solcher? — fragte Conrad. Etwa Herr Hegner! — antwortete Ludwig".

Das gegenseitige Vertrauen zeigte sich ferner in den verschiedenartigsten Anfragen, von der einen, wie der andern Seite. Im Frühjahr 1806, wo jedermann angegriffen sich fühlte, war auch Meyer von Knonau an den Masern schwer erkrankt und machte darnach an den Arzt Hegner von Fragen begleitete Mittheilungen darüber. Dieser interessirte sich sehr für einige Erscheinungen des fieberhaften Zustandes und frug nach dem Inhalt der Phantasien. Der Genesene antwortete, er könne wenig Erhebliches sagen: „Verkehrte dumme Ideen beschäftigten mich; aber ich besinne mich doch noch auf jedes Wort und sogar auf einzelne Gedanken. Ich glaubte z. B. 26 Artikel vom Handlungstractat eines hiesigen Hauses in meinem Bette verloren zu haben, und das war das einzige, worüber ich mich im Momente der Unruhe gegen Andere äußerte. Einmal glaubte ich auch, ich würde auf der Wache je zu zwei Stunden angegriffen und müsse dann acht Schüsse losschießen (d. h. meine Medicin einnehmen); doch ich dachte, die Feinde würden nicht solche Narren sein, die zu bestimmten Stunden angriffen, und nahm also meine Tasse, so oft mich der Husten ankam. Als dann aber allerdings dadurch die auf 24 Stunden berechnete Arzneiflasche in 4 Stunden leer war, dachte ich, daß ich mich verschossen hätte, legte mich auf die andere Seite und erwartete ruhig den Morgen". Der Arzt war für diese Mittheilungen dankbar: „Die Erzählung von dem delirio febrili ist

mir merkwürdig: ach wie mechanisch sind wir". Seinerseits wieder preist Hegner den Freund glücklich, daß derselbe noch mit solcher Leichtigkeit zu Fuß durch das Vaterland wandern könne — derselbe räumt zwar selbst ein, daß es „ein dummer Streich" war, „Sonntag Morgens auf den Rigi und dabei zwei Male auf dem Culm gewesen, Montag Abends wieder in Zürich zurück eingetroffen zu sein" —: „Welch unermüdliche Schenkel! Ach ich bin eine schwitzende Erdenlast und nicht mehr von der Stelle zu bringen!" Allein weit düsterer sind die bei Meyer von Knonau schon bald nach dem vierzigsten Jahr sich anmeldenden Spuren der Erblindung: „Hier lebe ich ganz in Erntegeschäften" — lautet ein Brief aus dem Ankenhof —: „Ich genieße jetzt noch den Anblick der Natur, so lange mir dieser beschieden bleibt; vom Lesen und Schreiben bin ich schon jetzt beinahe ganz weggekommen!" Und als wenige Monate ein Greis starb, „eben als er blind wurde", wünschte sich der Briefschreiber: „Mir sei das gleiche Loos alsdann beschieden".

Doch noch ganz andere Dinge gehen in den Briefen zwischen den beiden Städten her. — Hegner wünscht 1806 guten Rath wegen der Unterbringung eines größeren Capitals: „Es ist ein fatales Ding, heut zu Tage Geld anzubringen! Wem soll man trauen? Ihre Zinscommission hat einen starken Glauben an die deutschen Fürsten; freilich ist der Churfürst von Baden ein braver Mann und ein guter Nachbar der Schweizer, aber alt. Unser Städtchen hat noch eine große Summe an die frühere Reichsstadt Lindau zu fordern, bekommt aber schon seit vielen Jahren nichts mehr als ein alljährliches höfliches Schreiben von dem dortigen Rentmeister, daß er nicht zinsen könne". Oder Hegner, wie immer ein eifriger Freund des Schauspiels, welcher nie fehlt, wenn etwa in Winterthur eine Truppe Vorstellungen giebt, schickt durch den ersten Liebhaber der Aschenbrennerischen Gesellschaft, Herrn Fiedler, „einen cultivierten jungen Mann", einen Empfehlungsbrief, ob vielleicht der Freund etwas in dieser Sache thun könne: „Meiner Versicherung, daß ich nur sehr wenig Bekanntschaft in der Hauptstadt hätte, zumahl nicht unter dem Stadtrath, wurde nur ein einnehmendes Lächeln ent-

gegengesetzt, so daß ich unmännlicher Versprecher, der nichts abschlagen kann, eben auch einen Empfehlungsbrief mir abdringen ließ. Es sind ehrliche Leute von honneter Aufführung; auch ihren Frauenzimmern kann hier Niemand nichts Ungebührliches nachsagen, und da ich aus dem am letzten Sonntag" — es war der 9. Juni 1805 — „verlesenen Sittenmandat ersehen habe, wie sehr man in Zürich einen eingezogenen Wandel liebt, so zweifele ich nicht daran, daß ein solches Zeugniß die beste Empfehlung für diese Leute sein werde". — Wichtiger war es natürlich, wenn an den Freund nach Zürich als an den „Junker Oberrichter" geschrieben wurde. Nicht einmal drei Wochen nach jener Comödiantenempfehlung ist Hegner in arger Verlegenheit, „dem wichtigen Mann im Obergerichte" schon wieder einen Proceß vorläufig empfehlen zu sollen: „Ich weiß gar nicht, woher die Leute alle wissen, daß ich im freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen stehe. Es ist fatal; erst muß ich mir dann die verwünschten Processe erzählen lassen, mit aller Beyfallsprätension, die den Proceßführenden eigen ist, und dann soll ich Ihnen noch empfehlen zu thun, was recht ist. Pfui! — Wissen Sie was? Ich empfehle Ihnen hiemit, für Ein und alle Mahl, alle und jede Streitigkeiten, die von Winterthur aus an das Obergericht erwachsen, mit der Bitte, jedem Unglücklichen ein geneigtes Ohr zu verleihen und sich bey jedem Processe vorauszusetzen, ich hätte Ihnen selbigen spezial empfohlen, jedoch NB! auf diese speziellen Empfehlungen nicht im mindesten Rücksicht zu nehmen. So kann ich dann jedem sagen, ich habe schon darüber mit Ihnen gesprochen". Darauf antwortet der Oberrichter: „Beinahe hätten Sie meine Unbefangenheit durch die bloße Einkleidung schon bestochen. Wichtiger Mann. Wie artig klingt das. Unglücklichen beistehen. Wie schön und verdienstlich. Aber nun fiel mir das „Ohr verleihen" ins Auge, und — die ganze Selbsttäuschung ist unwiederbringlich dahin. Hüten Sie sich, wenn Sie etwas von mir wollen, um Gottes Willen vor diesem Wort! So oft ich es isolirt sehe oder höre, so ist sogleich der vertrakte Nebenbegriff gewisser specieller schon durch die Mythologie berühmter Ohren damit verbunden; und

steht dann vollends noch das Zeitwort Leihen oder Verleihen dabei, so ist es mir, ich sähe die Myriaden aller Vorsteher vor mir, vom höchsten geistlichen und weltlichen Machthaber bis zum niedrigsten Thürhüter, wie sie sich unter tausendfachen Winkeln den unglücklichen Sollicitanten bald öffnen, bald schließen, und dieses führt dann meistens wieder auf Isaschar's Epithet zurück, besonders wenn der Mann von Gewicht ist und entweder mit vorgesetztem Fuße oder mit ausgebreiteten Beinen seinen Sollicitanten anhört".

Inzwischen jedoch waren auch die beiden Briefschreiber, ohne daß das ihre Beziehungen störte, in neue officielle Beziehungen zu einander gekommen; auch für Hegner hatte die völlige Zurückgezogenheit aufgehört, wenn auch nicht im Maßstabe, wie für Meyer von Knonau, „neue Würden und Bürden" sich auf ihm sammelten.

Hegner hatte noch 1804 geschrieben: „Sie werden lachen, wenn ich sage, daß ich wegen Geschäften nicht zum Schreiben komme" —, und darauf schilderte er einen Theil seiner geistigen Arbeit, die ihn von Morgens vor Tag (allerdings im Winter geschrieben) bis um Mitternacht beschäftige und womit er doch nicht fertig werde: „Voriges Jahr hab ich nur des Morgens vor dem Frühstück den Milton, Ossian, Klopstock und Homer gelesen, den Homer zwar größtentheils nur in Vossen's Uebersetzung; doch hoff ich seinen Geist ziemlich gefaßt zu haben. Dieß Jahr hab ich mit Ovidii Metamorphosen den Anfang gemacht: welch ein Unterschied gegen Homer! — und werde dann mit den übrigen lateinischen Epopöen fortfahren; es sind mir die angenehmsten Stunden". Allein nichtsdestoweniger kam er sich eben gegenüber dem Freunde immer wieder als die um nichts sich bekümmernde Maria neben der unermüdlichen Arbeiterin Martha vor, und allerdings ging auch gerade aus einem Briefe aus Zürich, der nach der Genesuug aus jener Krankheit geschrieben worden war, hervor, wie sehr der Genesene sich nur in der Arbeit wohl wußte: „Jetzt erst bin ich wieder ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft; denn so bald ich krank bin, schäme ich mich vor den Gesunden, werde ganz höflich, und immer

schweben mir Friedrich's Worte vor: Je ne suis qu'une vieille carcasse, bonne à être jetée à la voirie. Es kommt mir nämlich immer vor, der Mensch habe nur insoweit einen Werth, als er wirkt, handelt, selbst etwas leistet, gleichviel ob mit der Zunge, der Feder oder dem Grabscheit, und wenn er von allen dem nichts thue, so sei er eine Art von Erdenlast, besonders wenn er Andere noch plagen muß, so daß er froh sein müsse, wenn Andere ihn noch dulden. Doch so hart beurtheile ich Andere nicht; aber für mich selbst und überhaupt allerdings für jüngere Gesunde habe ich keinen andern Maßstab".

Aber als das eben 1806 geschrieben wurde, war Hegner aus seiner gänzlichen Geschäftslosigkeit schon herausgetreten. Derselbe war, wie er am 3. Mai 1805 meldete, in den Stadtrath von Winterthur gewählt worden und hatte die Wahl angenommen: „Es wird Ihnen recht seyn, und zum Theil habe ich es auch deßwegen gethan". Ein glückliches Neujahr aber hatte ferner bereits für 1806 der „Friedensrichter Hegner" nach Zürich gewünscht: „Hiemit wissen Sie, was ich gestern geworden bin: gebe es nur nicht viel Krieg!" Er, wie sein Correspondent, freuten sich nun darüber, daß in einer richtigen Vorbedeutung Hegner schon einige Jahre vorher den alten Namen seines Hauses „zum Frieden" wieder erneuert habe. Derselbe war dann auch mit seiner Friedensrichterstellung, wie er später meldete, ganz zufrieden: „Ich tauschte sie mit keiner anderen, weil ich allein bin und kein anmaßliches Geschwätz der Advocaten, noch weitschweifige Deliberationen anhören muß, auch viele arme Leute vor Kösten bewahren kann. Unter vier Augen kann man den Leuten die treffendsten Wahrheiten sagen, welche man in größeren Kreisen nicht berühren dürfte". So nennt sich denn auch einmal, wie Meyer von Knonau sich darüber ärgert, daß Alles in Nachahmung verfalle und die Bezirksrichter „des Stadtgerichts" sich unterzeichnen, bald wohl auch die Signaturen „der Feuerspritze", „der Hobelbank" u. s. w. in Curs kommen würden, weßhalb er sich nicht „des Raths" sondern „Rathsherr" schreibe, Hegner in neckischer Weise: „Hegner des Friedens".

Als Meyer von Knonau in der Mitte des dritten Jahres der Geltung der Mediationsacte, im September 1805, in den Kleinen Rath erwählt worden war, begann Hegner's aufrichtiger Glückwunsch mit den herzlichen Worten: „Lange hat mir nichts so viel wahre Freude gemacht, als Ihre Ernennung". Hegner hatte schon im Frühjahr 1804 deutliche Anzeichen davon verspüren wollen, daß seines Freundes Ansehen in Zürich im Wachsen begriffen sei. Allein von demselben war das entschieden in Abrede gestellt worden: „Hier gehen Sie, bester Freund, gewiß sehr irre! Beim Publicum habe ich sicher keinen Credit: man läßt mich im Frieden und hört auf mich, wenn ich etwas sage, das nicht allzusehr von den Ideen des Tages abweicht, und gerade das wünsche ich, und mehr nicht. Keine exclusive Partei zählt mich zu den Ihrigen; kein Geheimniß vernehme ich früher, als es die Magd vom Markte heimbringt, und ganze Wochen sehe ich in meinem Zimmer keinen Menschen, außer denjenigen, die in Geschäften meines Berufes zu mir kommen! Die entschiedene demokratische Partei ist nicht gut auf mich zu sprechen, weil ich alle demagogischen Schritte, die der jetzigen Verfassung zuwider sind, mißbillige; aber ebenso wenig ist das hier bei den großen tongebenden Cirkeln der Fall, weil ich nie mit dem leisesten Wörtchen die Amnestie angerufen habe, was Alle ohne Ausnahme thaten, welche nicht jetzt noch als entschiedene Anhänger des helvetischen Systems bekannt sind. Warum sollte ich anders handeln? Ich stehe leider schon jetzt um einige Stufen höher, als ich wünsche". — An jenem 13. September 1805 dann, anderthalb Jahre später, äußerte sich gleichfalls der neugewählte Rathsherr selbst ungemein kühl über seine neueste Erhebung: „Ich muß schließen, da ich jeden Augenblick unterbrochen werde, weil man mich heute zum Rathsherrn wählte, NB. für meine Sünden, und mich dadurch eigentlich aus meinen Angeln heraushob". Insbesondere bedauerte er, einen nicht unbedeutenden Wirkungskreis einzubüßen: „Im Obergerichte (Ihnen darf ich's sagen) war mein Einfluß bedeutend; im Ehegerichte hatte ich das Vertrauen meiner Collegen ganz; im Großen Rathe fing man an auf mich zu

hören, da man mich für einen Mann hielt, der sich nicht fürchte, aber auch nichts hoffe oder erwarte. Denn ich hatte nicht Buße gethan, besuchte keinen politischen Kreis, weinte weder mit den einen, noch lachte ich mit den andern. Die vorderen Logen des Schauspielhauses, in welches ich jetzt eintrete, sind sämmtlich besetzt, und Alles verschränkt seine Arme, um keinem Eingedrungenen Platz machen zu müssen". Da war aber der theilnehmende Beobachter in Winterthur durchaus anderer Ansicht: „Nicht, daß ich nicht mit Jedermann Ihren Austritt aus dem Obergericht bedauere; aber Sie sind meiner Ueberzeugung nach lange genug auf dem Richterstuhle gesessen und zu höheren Verrichtungen gebohren, die Ihnen auch nicht ausbleiben werden. Lassen Sie es sich nun nicht verdrießen: Sie werden gewiß Freude, wenn auch nicht an Anderen, doch an sich selbst, in dem neuen Kreise haben. Gerade so ein Mann, wie Sie sind, voll seltener Kenntnisse, großer und ruhiger Thätigkeit, scharfem Blick und kalter Ansicht, fehlte dem Rath. Besonders fällt Ihre Ernennung gerade in eine Zeit, wo solche Männer nöthig sind, die weder einen ausschließlichen Hang zu Neuerungen haben, noch auch das liebe Alte so abgöttisch verehren oder verehrt wissen wollen, daß man alle Vernunft in diesem Köhlerglauben gefangen nehmen sollte. Besonders auch können Sie für die allgemeine Schweiz nützlich seyn, weil Ihr Wissen und Ihre Blicke (welches seltener ist, als man glaubt) auch über die Grenzen der Schweiz hinausgehen".

Wie schon angedeutet, gewinnt nun also mit dem Herbste 1805 unsere Correspondenz, als diejenige zwischen einem Zürcher Rathsherren und einem Winterthurer Stadtrath, einen etwas mehr, als nur privaten Anstrich. Das hatte schon am 2. October 1805 Hegner fein angedeutet: „Erlauben Sie mir Ihnen jetzt und von Zeit zu Zeit einige Nachrichten von hier aus mitzutheilen, im mindesten nicht, um etwas von Ihnen für Winterthur zu erhalten oder Sie zu gewinnen zu suchen — denn ich werde das Gute wie das Böse sagen und begehre auf der Welt Niemand zu gewinnen —, sondern weil ich glaube, eine kurze

historische Relation unserer kleinen Stadtangelegenheiten könne Ihnen in Ihrer Lage nicht ganz uninteressant seyn".

Hegner hatte sich bei seiner Wahl selbst gewissermaßen darauf gefreut, „ein bischen unter die Leute, die unser Schifchen lenken, zu kommen und mich mit ihrer Leitung auszusöhnen". Denn noch gar nicht lange vorher hatte er in unleugbarer Menschenverachtung am allerschärfsten gerade über Winterthur sich ausgesprochen, so daß der Zürcher gegen den Winterthurer die Sache für Winterthur hatte führen müssen. Nach der Insurrection von 1804 hatte Hegner in die Zukunft gar nicht mehr schauen wollen, weil ihm das Vaterland und immer voran Winterthur „in der Gestalt eines Verwesenden, an dem die Würmer nagen", erschien. Dem aber wurde eifrig von Zürich her widersprochen: „Gerade Winterthur ist nach meiner Ansicht unter den Töchtern des eidgenössischen Staatenbundes eine der blühendsten und gesundesten, voll physischer Kraft, aber mit noch zu wenig Welt und Erfahrung. Als ein groß gewachsenes junges Frauenzimmer glaubt sie bald ein Wort mitsprechen und Aufsehen erregen zu müssen, wird aber nur zu bald wieder blöde und muß sich nach der Hofmeisterin umsehen". Der Schreiber sieht bei sich selbst innerhalb seiner Mauern die Uebelstände genau so vorhanden, wie in Winterthur, und er erzählt, daß er selbst in seiner Jugend zu Zürich oft Nekrologe und Biographien verstorbener politischer Größen gelesen und dann geweint und gedacht habe: „Ach Gott, Du hast doch den Mann auch gekannt; aber so etwas hättest Du nie von ihm schreiben können: von alledem hattest Du nichts bemerkt"; oder er schreibt einmal: „Bei uns heißt es: gaudent equis, canibus, bei Ihnen: assem discunt in partes centum diducere". In einzelnen Fragen über Winterthur war dagegen Hegner von Anfang an gänzlich durch die Beistimmung des Freundes unterstützt. — So hatte derselbe in der Reise nach Paris mit ganz bestimmter Absicht die städtische Promenade von Langres hervorgehoben, um seinen Mitbürgern vorzuhalten, daß es eine Schande sei, in Winterthur nichts dergleichen zu besitzen. Er hatte dann, da der Stadtrath nichts thun

wollte, im Januar 1805 einigen angesehenen Kaufleuten den Wunsch dafür beizubringen verstanden, so daß, ähnlich wie in Schaffhausen und in St. Gallen, ein Einladungscircular für die Privatunternehmung in Bewegung gesetzt wurde, völlig so wie ein Memorial Hegner's zur Verlegung des Kirchhofs außer die Stadt schon einige Zeit bei den Acten des Gemeinderathes schlummerte. Allein die damals im Winter an den Freund gerichtete Bitte, im künftigen Sommer nicht etwa zu sehr zu erstaunen, wenn er „gleich vor dem Thore linker Hand einen antiken Tempel und elyscische Gefilde erblicken werde", war einstweilen noch sehr unnütz. Denn während man zu Schaffhausen mit hundert Subscribenten eine Anlage zu 28,000 Gulden zusammengebracht habe, seien hier nur 21 Namen mit bedingungsweisen Unterschriften zusammen gekommen: so erschallt bald die Klage. Doch bis 1808 war der Spazierplatz da, und nach des Zürchers Ansicht war er recht schön; daneben wuchsen in Winterthur städtische Bauten schnell und in einer „ein bedeutendes Ganzes gewährenden Weise" empor: „Wie beschämt uns Winterthur; dort ist immer alle Kraft auf einen Punct gerichtet".

Aber inzwischen hatte auch der Herr Gemeinderath und Friedensrichter, mehr als früher, sich als Winterthurer zu fühlen gelernt. So fand er bei dem Besuch einiger Höfe, welche dem Winterthurer Spital in Fischenthal zustanden, daß auch hier „einiger Conflict" mit Zürich vorliege, indem auf Ueberzütt, dessen Giebel Winterthur gehöre, ein von der Regierung für die Aufnahme ihres dortigen Landes abgeschickter Ingenieur im Risse sich geirrt habe: „Er hatte Langeweile, eilte wegzukommen, bekümmerte sich zuletzt nicht mehr um die Genauigkeit und nahm also mehrere Morgen Landes von dem unsrigen in seinem Riß auf; und nun behauptet der Herr Amtmann, es müsse nach diesem Riß gemarchet werden". Im gleichen Briefe jedoch wollte Hegner mit einer Frage nichts zu thun haben, die gegenüber der Finanzcommission, in welcher der Freund saß, für Winterthur brennend geworden war: „Die, welche unsern Stadtrath leiten, machen es wie die kaiserlichen Offiziere, und gehen hinter die Fronte, wenn es um einen Scharmützel

mit der furchtbaren Macht der Hauptstadt zu thun ist. Auf [illegible]An-
trag, mich nach Zürich zu begeben, antwortete ich, in Betracht, daß
ich nicht der Corporal seyn mochte, der sich für die im Hint[illegible]nd
herumbalgte, meine Connexion mit jenem Herrn sei nicht [illegible]ier
Natur". — Nur einmal, 1809, wollte, wie es scheint, wegen
kritischen Angelegenheit auch zwischen den beiden Freunden [illegible]t
sich erheben. Es handelte sich um den Ankauf der Orgel im
früheren Reichsstift Salmansweiler für die Winterthurer St[illegible]e.
Meyer von Knonau hatte schon zum voraus dazu bemerkt, da[illegible]
eine Orgel den Kirchengesang selbst nicht befördere, daß durch[illegible]e
aber die Kirchenmusik gewinne: „Ich selbst wollte bald wünsc[illegible]aß
auch wir zu Zürich in allen Kirchen vollständige Musik hätte[illegible]lte
es auch nur darum sein, damit unser artistisches Publicum nic[illegible]er
in der katholischen Kirche stäke und am Ende aus lauter Kun[illegible]
katholisch würde". Aber gerade diese Orgelangelegenheit bek[illegible]
peinlich finanzielle Seite, indem in einer Verfügung jener Fi[illegible]m-
mission von diesem hehren Instrumente als von einem „Luxukel"
geschrieben und Zoll von derselben gefordert wurde. Daß [illegible]un
diese Frage zu einer hohen politischen Angelegenheit aufbauschte, e[illegible]kte
lebhaft das Bedauern eines Briefes aus Zürich: „Wie kann [illegible]ter-
thur, diejenige Gemeinde, welche in unserer kleinen Kantonspo[illegible] den
Ausschlag geben könnte, ihre Kraft in solchen Kleinigkeiten ers[illegible]en".
Immerhin ging auch hier wieder der Scherz friedlich nebenh[illegible] Es
war das Kriegsjahr gegen Oesterreich, und Hegner'n wurde [illegible]oht,
daß die Kaiserlichen die Orgel wieder wegnähmen: „Der Abt v[illegible] Sal-
mansweiler soll die Zusicherung schon in der Tasche haben". [illegible]olche
kleine Neckereien flogen ja überhaupt stets in den Briefen hin [illegible] zu-
rück, und Hegner liebte sie zumeist gleich am Schlusse anzungen,
unmittelbar vor der Versicherung von Gruß und Freundscha[illegible] So
frug er am 23. Februar 1806: „Werden Sie und Ihre Herr Col-
legen nicht auch ein Kantonalfest über den Preßburger Fried ver-
anstalten?"

seine einmalige, ganz untergeordnete Frage aber, welche Hegner als Arthurer Stadtrath that, darf man ihm besonders dankbar sein, weil 'n Freund zu einer ansprechenden Darlegung dessen veranlaßte, was denselben beschäftigen könne. Im December 1806 frug nämlgner etwas wegen der Hintersäßgelder und fügte bei: „Verzeihe: ich weiß wohl, ich sollte mit dergleichen Fragen nicht an Sie :n; ich habe aber eben Niemand anders". Doch der Freund beruhn völlig: „Mein Glaube ist, daß gerade aus den kleineren Angeiten des Menschen die größern Interessen und die größern Ideeorgehen. Nur der denkt (so scheint es mir) und handelt kleinlr sich einzig mit alltäglichen Dingen abgiebt; aber wer alles Groß Kleine, wohlgemerkt, so bald es ihn angeht, mit gleicher Aufmkeit bedenkt und behandelt, der ist meines Bedünkens auf dem m Wege, Vielseitigkeit sich zu erwerben und numeros addiscere Mit dem nämlichen Interesse studire ich Hugo Grotius und Pentateuch, Voltaire und den heiligen Augustinus, copire ein unlese gewordenes Document unserer Archive, lehre mein größeres MädGeschichte oder Geographie, mein kleines Bübchen den Löffel zum de bringen, zanke mich mit einem Bauer, ob er mir Geld oder reide bringen soll, mache eine kleine Speculation auf Wein oder s anderem, zergliedere alle einzelnen Artikel der Monatsrechnung ner Frau, lasse mir mit Verwunderung vom Küchenmädchen erzähl wie man diese oder jene Speise zu Brugg oder Zurzach zubereitalte mit meinen langweiligsten Collegen Commissionen, projectire Gsbücher, von denen ich voraussehen kann, daß sie vermuthlich durchfn werden, höre endlich, wenn es sein muß, meinen klatschenden Basen. Das tägliche Leben ist für mich das Element der höheren Specuionen; alle Berufsarten kommen mir ungefähr gleich wichtig vor, verständige Bauer oft so klug, als der Philosophe, und die alte Mgd meiner Mutter, trotz aller albernen Gerüchte, welche sie ihr zuweil nach Hause bringt, insoferne, als sie mir jederzeit in Dingen ihrer phäre den besten Rath gab, als die verständigste aller Personen.

Einzig vor Pedantismus und Ziererei, vor schönen Seelen und Augendrehern laufe ich, wenn es zu lange dauert, davon".

Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß in diesen Jahren voll von welterschütternden Begebenheiten auch die allgemeinen Dinge ihren reichen Nachklang in diesen Briefen fanden, um so mehr, da ja auch die Schweiz durch ihre Stellung zu ihrem Mediator mit den europäischen Angelegenheiten so enge verknüpft war. Der Krieg von 1805 hatte Anfangs October Hegner sehr Schlimmes befürchten lassen: „Wann die Franzosen bei uns unten hereinkommen, so brechen die Oesterreicher oben herein; das ist jetzt, glaub ich, unsere Lage". Allein Napoleon's rascher Siegeslauf in das Herz des österreichischen Staates hinein zerstreute die Befürchtungen; schon am 10. November schrieb Hegner über die neu eingetretenen Ereignisse: „Bisher hat der Krieg eine günstige Wendung für uns genommen; aber die armen Schwaben dauern mich. Wie elend haben doch die Oestreicher ihre Sache angefangen, wie armselig gestritten und noch armseliger ihren Feldzug berechnet, so ganz ohne Rücksicht auf die Schnelligkeit und Tapferkeit und alles sich erlaubende Wagsamkeit des Gegners". Winterthur sah damals vorübergehend in seinen Mauern das Hauptquartier des Generals des eidgenössischen Aufgebots, von Wattenwyl, und Hegner lud mehrmals den Freund aus Zürich ein, einem der großen Concerte oder einer der Assembleen beizuwohnen, welche zu Ehren des Generals veranstaltet wurden. Man kann sich den Humoristen ganz vorzüglich vorstellen, wie er da in einem Briefe sich schildert: scheinbar theilnahmlos und langweilig in einer Ecke stehend, über die gesellschaftlichen Erfolge des Freundes sich freuend und dabei Alles im einzelnsten scharf beobachtend, den „Mangel an Ton, der mit der Eleganz des Anzugs in Widerspruch steht, und dann eine gutmüthige Geschwätzigkeit, eine Anhänglichkeitsbegierde bey unserm Frauenzimmer, einen zutraulichen freundlichen Beyfall". Dem gleichen Briefe sind die gedruckten „Kriegs-Artikel" vom 25. November des Jahres beigelegt, welche der Briefschreiber wie einen Schüleraufsatz unbarmherzig corrigirt. Da heißt es z. B. zu:

„Erster Artikel: Soll zum Tode verurtheilt werden: 1. 2.“ u. s. f. —: „Muß heißen: Es soll — sonst meint man, der erste Artikel soll zum Tode verurtheilt werden“; ein Paragraph hat die einfache Censur: „unter aller Critik“; sehr boshaft ist bei der Androhung von Ketten und Gassenlaufen, u. a. für solche, die sich im Dienste oder auf dem Marsche betrinken: „die Oberen ausgenommen“; zu dem Verbote, „auf eine unanständige Weise zu fluchen und zu schwören“, steht: „Giebt es auch eine anständige Weise?“ — Diese Randglossen des sonst so ernsthaften Mannes beweisen, daß diese ganze Rüstung schon, als noch rings um ihn her kriegerisches Wesen erklang, von ihm als Friedensspiel betrachtet wurde.

1806 aber brach nun unrettbar das alte deutsche Reich zusammen. Da schrieb Meyer von Knonau: „Verursachten die letzten Ereignisse im deutschen Reiche nicht auch bei Ihnen wehmüthige Empfindungen? Nicht sowohl um das heilige Römische Reich ist es schade; denn schon lange war theils nur sein Name vorhanden und theils das Gebäude selbst weder eine bequeme, noch sichere Wohnung; aber daß auch diese gothische Antiquität nur darum niedergerissen werden soll, damit übermüthige Ausländer Erholungslager und Lustplätze da aufstecken und ihre Willkühr ausüben können, das ist das Uebel. Mag der Deutsche noch so viele Fehler, die deutsche Cultur noch so wenig Originelles, der deutsche Charakter noch so wenig Bestimmtheit gehabt haben, es ist doch ein ungemeiner Verlust, wenn keine deutsche Nation mehr vorhanden ist“. Einer der nächsten Briefe Hegner's brachte dann ein interessantes Urtheil über Arndt's „Geist der Zeit“ als über eine Schrift, welche vortrefflich sei, jedoch auch vielfach zu große Anmaßung aufweise: „Hutten und Luther schweben diesen Männern zu viel vor; wenn aber die Beredtsamkeit zu Declamation wird, so ists mit ihrer bleibenden Wirkung zu Ende. Momentane Begeisterung lähmt wie ein Rausch; Erasmus wirkte mehr als Hutten“. — Auch die neuen Ereignisse des Jahres 1809, welche gleich 1805 eine schweizerische Truppenaufstellung mit sich brachten, mußten die Aufmerksamkeit fesseln: „Ja

wohl sind jetzt die Deutschen" — beantwortete Meyer von Knonau Ende December einen Brief Hegner's — „des âmes damnées, und auf Kant's herrlichem Tempel baute man Narrenhäuser; aber ich kann gleich selbst die Nation nicht verachten, sondern muß sie bedauern. A potiori verachte ich wohl die Berliner und die mit ihnen gleichgesinnten Preußen, welche auf Grundlage ihrer eigenen Schande speculiren, die Sachsen, weil sie nichts mehr zu thun wissen, als zu schmeicheln und zu kriechen, die Schriftsteller überhaupt wegen des gänzlichen Mangels an Selbständigkeit, des steten Nachbetens und Haschens nach neuen Paradoxa und sogar nach jedem neuen Worte. Aber was wollen wir doch von der Nation sagen? Wo und was war die deutsche Nation, wo ein Vereinigungspunct für sie? Deutschland, das zertheilte, mußte fallen; aber glauben Sie nicht, daß dasselbe, wenn ergriffen von dem gleichen Geiste, wie Frankreich, und gegangen durch alle Krisen jenes Landes, jetzt in seiner Lage die gleiche Rolle spielen würde? Wie schlagen sich nicht die Deutschen jetzt in Spanien, und wie schlugen sie sich an der Donau? Konnte man vernünftiger Weise erwarten, daß ganze Gegenden sogleich für einen Schill und einen Herzog von Braunschweig aufstehen würden? Oesterreich und Tirol haben, das eine für eine unüberlegte, das andere für eine mißbrauchte Sache, wenigstens eine große Kraft entwickelt, und diese Kraft schlummert noch an vielen Orten". Die Ereignisse in Schweden dagegen gaben den Anlaß zu der Bemerkung: „Die Charaktermänner sind bei uns über den Sturz ihres Oberpriesters Gustav IV. betreten. Ich ehre Alles, was Charakter heißt; aber Starrsinn ist nicht Charakter". — Im März 1813 dann, als jene 1809 geahnte Kraft erwachte, sagte zwar Meyer von Knonau, daß er „das dumme Politisiren", so wenig wie Hegner, leiden könne, daß es ihn vollends anekele, täglich zur Gewißheit erhoben zu sehen, was nur Wunsch oder Hoffnung sei: „Als Mensch aber freue ich mich der auferstandenen Nemesis und müßte mich ihrer noch freuen, wenn ich besorgen müßte, bei ihrem Hereinbrechen selbst darniedergetreten zu werden." Als darauf im April vor dem Beginn der großen Ereignisse

„das seichteste Gerücht den meisten Curs hatte", da die Zeitungen die Wahrheit nicht mehr kund machen durften, spottete er: „Selbst bei uns ist man schon so weit gekommen, daß man sich auf Briefe beruft, welche dieser oder jener deutsche Handwerksgeselle von Hause bekommt, um aus denselben nicht bloß den Stand der Armeen, sondern auch ihre Operationen zu beurtheilen". Nach der Schlacht bei Leipzig endlich heißt es in einem Briefe aus Zürich: „Die großen Weltbegebenheiten nehmen einen heroischen Gang an. Obgleich die Entwickelung höchst bedenklich werden kann, so vermag ich doch das Gefühl von Wohlbehagen über die Demüthigung der Menschenverächter nicht zu unterdrücken". Wenig tröstlich freilich gestalten sich die Dinge für die Schweiz; bei der Annäherung der Alliirten wird auch ihre Neutralität in Frage kommen: „Man wird viele Truppen aufbieten. Zwar tröstet unsere Magd, deren Bruder auch marschiren soll, wie ich sie sagen hörte, sich damit, daß die Schweizer davonlaufen werden, wenn Franzosen oder Deutsche kommen sollten". Ganz so schlimm kam es bekanntlich nicht; aber in ihrem Enderfolge gingen die Dinge, wie sie um Neujahr 1814 um Basel sich vollzogen, doch auf Aehnliches hinaus. — Dann hatte sich das Schicksal des Schlachtenkaisers, wie es schien, erfüllt; aber der Freund richtete aus Zürich am 29. April 1814 wieder nach Winterthur „an den weisen Mann" einige Fragen, zuerst: „Hat nicht Napoleon seinen Zeitgenossen in den Augen der Nachwelt große Schande gemacht? Denn was wird einst diese sagen, wenn sie liest, daß ein Mann, welcher so abtritt, einst allgemein gefürchtet wurde?" — dann jedoch vorzüglich: „Giebt Elba Europa Sicherheit? Wie bald ist der Mann, dem vielleicht große verborgene Schätze zu Gebote stehen, nach Constantinopel oder auf die französische Küste verschwunden? Wenn nun der neue König mit seinen Gefährten, welche schwerlich ganz in das neue französische System eingeweiht sind, anlangt und die letzteren sich auch an die Tafel setzen wollen, die Plätze aber bereits eingenommen sind, was soll daraus entstehen? Eigentlich haben die Franzosen nur Signatur und Farbe geändert. Wenn sie auch freier als

vorher sind, so ist doch zu Gährungen mancher Stoff vorhanden. Freilich haben, wenn die neue Constitution angenommen bleibt, Freiheit des Denkens, Freiheit des Handelns viel gewonnen. Selbst für den Religionszustand von Europa könnte etwas Gutes entstehen, weil nunmehr der Papst nicht mehr ecclesia pressa ist, mithin die Herzen der Weichgeschaffenen weniger rührt".

Ueberhaupt aber ist, man mag herausnehmen, was man will, in den Briefen, von der einen und von der anderen Seite, eine den Benützer derselben in Verlegenheit setzende Fülle vorzüglicher Einzelbemerkungen enthalten. Auch noch hieraus mögen einige Proben folgen.

Es unterhalten sich 1805 beide Briefschreiber über einzelne neue Bescheerungen der Mediation, mit denen sie nicht überall einverstanden sind. Meyer von Knonau berichtet vom Sonntagsmandat und vom Censurgesetz, meldet mit Vergnügen, gegen das letztere hätten auch einige „classische Aristokraten" gestimmt, wovon einer im Aerger zu ihm gesagt habe, daß es doch „ganz verdammt" wäre, „wenn Alles, was Menschenverstand habe, nur von den Patrioten vertheidigt werden müßte"; endlich wird ein Bonmot von Salomon Landolt angeführt: „Landvogt Landolt verglich in seiner unnachahmlichen Naivetät das letzthin herausgekommene Hundsmandat mit diesen beiden Gesetzen, weil bei keinem für die Execution gesorgt sei". Einen etwelchen Zweifel des Freundes über die Ersprießlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen bestätigt Hegner kurz darauf: „Nichts Positives konnte ich herausbringen, was sie auf der letzten Tagsatzung abgeschlossen haben, als einen Bettag". — Oder es wird, zumeist in Anschluß an eine Studie von Meyer von Knonau über die Poesie in der Mundart, von den neuen Aufsehen erregenden Gedichten Hebel's geredet. Derselbe sagt da: „Hebel habe ich selbst nicht ohne Vergnügen durchblättert; aber vor dem imitatorum stultum pecus ist es mir bange. Lieder des Volkes selbst, die aus seinem Kopfe hervorgehen, sind mir schätzbar, weil sie Abdrücke seines Geistes und Kriterien seiner Cultur sind; aber diejenigen, welche der Gebildetere ihm in den Mund legt, haben dieses Verdienst

nicht und können nur dann einen Werth haben, wenn sie wahre Meisterstücke sind, und dazu sind wenige hinreichend". — Darauf kommen einige Briefe nach einander auf den Briefwechsel von Gleim und im Zusammenhang damit auf Heinse, wobei Hegner in schonungsloser Weise den Dichter des Ardinghello beurtheilt: „Heinse ist nicht mein Mann, ein zu gesuchter Stylist aus der Kraftperiode, ein talentvoller wissenschaftlicher Kopf, der sich aber selbst seinen wahren Gesichtspunkt verrückte, um sein kaltes Docht an italiänischem Feuer anzuzünden. Seine Urtheile über Mahlerey sind alle schief und aus den Spähnen zusammengebaut, die Göthe und Winkelmann wegwarfen". — Es konnte nicht fehlen, daß auch von Johannes Müller, mit dessen Bruder Hegner enge befreundet war, so daß dann auch dieser äußerst feine Kopf mit dem Zürcher Correspondenten in Verkehr gebracht wurde, allerlei Urtheile gegeben werden. Beide Freunde bedauern herzlich den großen Schriftsteller wegen der Verkümmerung seiner letzten Jahre in dem „chaotischen Wirrwarr" des Königreichs Westfalen: „Die Verwirrung und der Geschäftsdrang müssen nach der Beschaffenheit der Staatsbestandtheile weit größer sein, als in unserer helvetischen Republik im Jahre 1798, und wer steht an der Spitze? Man lese nur das erste königliche Decret über die Ehrenstallmeisterwürde!" — so schrieb Meyer von Knonau 1808. Aber derselbe gehörte bei aller Anerkennung des Geschichtschreibers nicht zu denjenigen, welche sich durch dessen Kunst verblüffen und in das Schlepptau nehmen ließen. „Sie glauben kaum, wie tief die von vielen Tausenden angestaunten verderblichen Sätze Müller's, welche mit manchen seiner trefflichen Lehren und Bemerkungen gleiche Verehrung genießen, gewirkt haben, wie tief seine zu oft wiederkehrende Lehre, daß glänzende und große Thaten jeden Fehler verdecken, Wurzel geschlagen hat. Die Leichtigkeit, womit er über Bestechlichkeit, Verkäuflichkeit, berechnete Hingabe an das Ausland hinweggeht, so bald der Held ein entschlossener Krieger, kühner Parteimann oder geschickter Staatsvorsteher war, ist bereits bei denen, die Einfluß auf die Geschäfte haben, von großem Einfluß; noch weit mehr wird sie es auf

die jedem Modeton des schriftstellerischen Zeitalters treuherzig sich hingebende Jugend sein, wenn man nicht aus allen Kräften und ohne schmeichlerische Gefälligkeit und egoistische Rücksicht ausspricht, was gesagt werden muß".

In einem Briefe hat Hegner Gelegenheit, sich über den Reichthum der in Zürich erschienenen Litteratur auszusprechen*): „Es ist doch in Zürich eine ungeheure Büchermenge, mehr als in irgend einer Stadt in der Welt von der Größe. Die Reformatoren und ihre zwei nächsten Generationen haben durch ihren unbegreiflichen gelehrten Fleiß der Gelehrsamkeit in Zürich den Schwung gegeben, und da damals die Gelehrten weniger gelehrte (ich sage nicht geistliche) Prätension machten, genossen sie auch der Achtung der Obrigkeit. In den langweiligen Zeiten breiter ruhiger Staatskunst und sesquipedalischer Klugheitslangsamkeit verlor sich dieser gute Geist. Zimmermann, Bodmer und Breitinger weckten ihn wieder; aber die Revolution —! Doch was schreib ich Ihnen, was Sie besser wissen, als ich! Ich wollte, es schriebe Jemand die Geschichte der Gelehrsamkeit der Stadt Zürich; ich wollte, Sie hätten Zeit dazu, oder Sie und Füeßli gäben mir die Data". Kurz darauf bedauert Hegner, daß er nicht zur Künstlerversammlung nach Zofingen gehen konnte: „Ob ich gleich nicht glaube, daß viel Erhebliches daraus für die Kunst hervorgehen werde — denn die Mahlerkunst ist einsam und liebt keine räsonnirenden Zusammentritte —, so kann doch eine solche Vereinigung das Verdienst haben, welches das beste an der Schinznacher Gesellschaft war, jährlich einmal eine Gesellschaft gescheiter und lustiger Leute zusammenzubringen". — Sehr bemerkenswerth ist ein Seufzer des Zürcher Rathsherrn, welcher dem Winterthurer Friedensrichter Anfertigung von Tabellen zumuthen mußte, über die Statistik: „Ausführliche Tabellen sind jetzt einmal das Steckenpferd des Zeitalters; aber machen Sie sichs dabei so bequem, als Sie

*) Beinahe mit Hegner's Worten hat sich hierüber gegenüber dem Verfasser dieses Aufsatzes mehrmals ein anderer feiner Litteraturkenner, unser verstorbener Freund Mörikofer, ausgesprochen.

nur wollen. Jährlich einmal eine mechanische dumme Arbeit hat, wenn Sie wollen, für einen Mann, der sonst immer denkt, ihren formellen Nutzen. Wenn man wüßte, wie oberflächlich, falsch und willkürlich die Grundlagen zu vielen statistischen Angaben aufgenommen werden, man würde darüber erstaunen". — Auch Bemerkungen über Beobachtungen auf Reisen theilte man sich mitunter mit. So hatte Meyer von Knonau schon 1801 in der Urschweiz feststellen zu können geglaubt, einerseits, daß das dortige Völkchen sich wider Erwarten rasch von seinen Leiden erholt habe und auf seine ehemalige politische Existenz weniger Werth lege, als man von ihm vorgebe, und zwar vornehmlich, weil es unbefangen genug sei, die Rückkehr zu den lucrativen Vortheilen des vormaligen Zustandes unmöglich zu finden; andererseits aber hat er von Neuem erkannt, „daß unser Volk weit mehr Werth auf den Batzen legt, den man von ihm fordert, als auf die schönste Ausarbeitung des Freiheitssystemes, die ihm seine philosophischen Gesetzgeber schenken". Wieder von ihm ist 1804 die Beobachtung gemacht, in welchem Mißverhältnisse die große Natur der Thäler Grindelwald und Lauterbrunnen zu ihren „in der ausgezeichnetsten Prellerei und Habsucht ausgearteten Bewohnern" steht. Die Graubündner hält er in ihrer kräftigen Gewandtheit für „rohe Demanten"; dagegen liebt er, wie die Demokratie der kleinen Stände überhaupt, so die Appenzeller am wenigsten, in deren Ungebundenheit er nicht Freiheit sehen kann, so wenig als Republicanergeist in deren Insolenz und Trotz, feste Verfassung in ihrer Anarchie. 1813 sieht er zum ersten Mal das Linthwerk in seiner bis dahin gediehenen Vollendung: „Das Werk ist groß und schön; aber es wird einer ununterbrochenen strengen Aufsicht bedürfen: auch die leblose Natur muß keine Querstriche machen".

Ganz besonders aber ist noch der Hervorhebung würdig, was Hegner 1804 auf seinen Wunsch näherer Schilderung über Martin Usteri als Aufschluß erhielt. Hegner hatte ein Gedicht von Usteri, Heinrich der Schwarze, in einem Taschenalmanach gelesen, welches ihm in der leichten ungezwungenen Versification und der geschmackvollen

Darstellung unvergleichlich erschien, und von dem Künstler Usteri die Folge jener neun „sehr geistvollen“ Blätter, „die Muttertreue“ betitelt, gesehen, und er wollte nun einige Aufschlüsse „aus dem reichen Schatze der Menschenkenntniß“, die der Freund habe, über Usteri gewinnen. — Ihm wurde geschrieben: „Usteri und sein durch eine seltene Naivetät sich auszeichnender jüngerer Bruder Paul, der schon im 23. Jahre starb, waren von Jugend auf große Freunde alter Balladen und Ritterlieder, die sie beinahe alle auswendig wußten. Sie verbanden damit sehr viel Kunstsinn. Beide waren Zeichner schon durch bloßes natürliches Talent, das aber bei beiden, besonders beim ältern, ausgebildet wurde. Als ein fein gebauter, beinahe zärtlicher Knabe saß dieser mehr über den Büchern und besuchte, wenn ich mich nicht irre, noch die untersten Klassen des Gymnasiums. Seine Liebe für die Rittergeschichten und Ritterlieder brachte ihm eine besondere Vorliebe für das Studium der Cultur- und Kunstgeschichte der mittleren Zeiten bei. Schwerlich wird er durch viele unserer Zeitgenossen in Absicht auf Bekanntschaft mit Sitten, Gebräuchen, dem Costüme, der häuslichen Lebensweise der verflossenen Jahrhunderte, vornehmlich in unsern und den benachbarten Ländern, übertroffen. Außer Freund Hegner kenne ich Niemand bei uns, der mit den interessanteren zur Culturgeschichte jener Jahrhunderte gehörenden Werken so bekannt wäre, und ebenso kenne ich sonst Niemand, der so oft in jenen Schriften geblättert und gelesen und doch so viel Geschmack beibehalten und wirklich daraus genommen habe. Der sensus pulchri ist aber bei Usteri ganz zur Natur geworden. Ohne eben geckig zu sein, ist er in seinem Aeußern, selbst bei einfacher Kleidung, äußerst elegant. Seine Handschrift ist wie gestochen; seine Kaufmannsbücher sind kalligraphische Seltenheiten. Seine Manieren haben beinahe etwas Geziertes und seine Aeußerungen etwas Gesuchtes. Sein Styl ist voll von Ideen, bezeichnend, sententiös, wenn er will, voll des beißendsten Witzes, aber bisweilen gar zu witzig, und meistens wünschte man ihn weniger gekünstelt. Noch vor wenigen Jahren fehlte er nicht selten, nicht so fast gegen die Reinheit der Sprache, als gegen die Grammatik. Sinnbild-

liche Darstellungen und zahllose Carricaturen, besonders auf die Revolution, sind aus seinem Bleistift hervorgegangen. Von seinen ersten Knabenjahren her hatte er, ohne je ausschweifend zu sein, immer etwas zu lieben. Er liebelte etwa zehn bis fünfzehn Jahre mit einer Verwandten, einer Brünette, welche schön, aber ausdruckslos und geistig unbedeutend war. Stundenlang konnte er bei Mondenschein, oft an kalten stürmischen Winterabenden, in den Revieren ihrer Wohnung herumgehen und ihr Zimmerfenster von ferne belauschen, obschon er, als nahe verwandt, sie häufig sehen und sprechen konnte. Dann aber heirathete er eins der schönst gewachsenen Mädchen, eine Blonde, voll der seltensten Naivetät, so lange sie jung war. In den ersten zwei Jahren der Revolution war er Obereinnehmer; aber seine Handlungsgefährten wollten ihn nicht länger beide Geschäfte beisammen behalten lassen. Seine Handlungsgeschäfte sind schon von langem her ungünstig; aber von seiner Frau her hatte er ein ansehnliches Vermögen. Er ist heftiger und bitterer Aristokrat. Als Secretär der öffentlichen Bibliothek geißelte er im letzten Sommer in der Darstellung ihrer Schicksale während der letzten sieben Jahre die Revolution mit stachligen Dornen und stellte einige unserer bekanntesten Männer ziemlich grausam dem versammelten gelehrten Publicum zur Schau; doch waren sie glücklicher Weise abwesend. So viel über diesen talentvollen Mann, der unstreitig zu unseren merkwürdigen Leuten gehört". — Natürlich war Hegner für diese Darstellung sehr verbunden: „Ich wollte, Sie würden mir die ganze Stadt so mahlen; so wollte ich gewiß Zürich besser kennen, als mancher der darin gebohren und erzogen worden". Hegner schreibt da Usteri zu, daß sich Eleganz, Witz, Feinheit, Talent, Ausarbeitung, Kopf in allen seinen Producten zeigten; doch will er ihm damals, 1804, wenig wahre Poesie und Genie zuerkennen.

Endlich jedoch verstand es sich von selbst, daß neben allen diesen großen und kleinen Dingen stets die eigenen Arbeiten der beiden Männer hin und her verhandelt wurden. Es sind zuerst einige Reisebeschreibungen, zufällig in dieselben Gegenden des Berner Oberlandes, welche auch kurz

nach einander in der Monatschrift Isis 1805 erschienen*). Stets theilten sich zuerst die Freunde ihre Schilderungen in der Handschrift mit, und da gesteht einmal Hegner, daß er weit ärmer an guten Ausdrücken sei, als sein Correspondent es glaube, daß er sie immer nur mit Mühe finde und sich gerade jetzt die Freiheit erlaubte, für die Beschreibung des Staubbachs etwas aus der Darstellung des Anderen zu entnehmen, da ihm dieselbe in dieser „schönen Reisebeschreibung" besonders eingeleuchtet habe. Dieses Musterstück mag hier stehen: „Der Staubbach ist kein Wasserfall nach dem gewöhnlichen Sinn des Worts und mit einem Reichenbach oder Rheinsturz, einem Tosafall oder Pissevache so wenig zu vergleichen, als ein Nebeldunst mit einem stärkeren oder schwächeren Gewitterregen zu vergleichen ist. Aber für den alltäglichen Beobachter hat eben diese Verdünstung, eben dieses geisterähnliche Säuseln am abgeglätteten Fels, in welchem der Bach seine eigenthümliche Natur abzulegen und ein leichteres feineres Element zu werden scheint, einen unendlichen Reiz. Es ist die Apotheose der Najade, die eben ihren sichtbaren Körper abgelegt hat, um in die Geisterwelt überzugehen. Die wogende Masse, die sich oben stürmend über die Felswand hinauswälzt, um sich tobend und zerschmetternd in die Tiefe zu stürzen, wird erst zur gedehnten wolligen Flocke, dann zu Staub verwandelt und irrt, ein Spiel des leisesten Windes, an dem mächtigen Fels umher, flieht bald den Beobachter und bald hüllt sie ihn plötzlich

*) Als Hegner 1828 in Bd. IV. seiner „Gesammelten Schriften" dieses Stück von 1804 wieder abdrucken ließ, schickte er voran: „Damahls war Interlachen ein ruhiger ländlicher Ort, ein Aufenthalt für stille Freude an der großen Natur; gegenwärtig aber soll das Dorf und seine Umgebung zu einer glänzenden Niederlassung fremder, meist engländischen Familien geworden sein, wo Miethwohnungen mit zierlichem Hausgeräthe und Prunkbuden mit goldenen Inschriften prangen, so daß die alten herrlichen Baumgänge fast zu Pariser Boulevards geworden sind. Manchen ist das recht; viele finden die alte Einfalt besser. Wir bringen Euch ja Geld, sagen die Fremden. Sonst Nichts? fragen die Anderen". Aber auch schon 1804 hatte sich Hegner, gleich Meyer von Knonau, über das zudringliche Wesen der durch die Fremden verwöhnten Oberländer ausgesprochen.

wieder in ihren durchnässenden Staub". — Meyer von Knonau selbst aber kam stets wieder mit Vorliebe auf die immer mit Lust neu hervorgeholte Pariser Reise zurück. Als 1804 davon der dritte Band als letzter gekommen war — Hegner meinte: „Ich könnte noch Vieles erzählen; aber drey Bände in Einer Manier geschrieben sind schon mehr als genug" —, wollte es ihm mit vielen Anderen nicht gefallen, daß das wirklich so sein müsse. Der Freund glaubt da, gegenüber den zwei ersten Theilen, den Schriftsteller in ernsterer Stimmung vor sich zu sehen: die Laune sei schon ein wenig minder sichtbar, wenn auch nicht weniger fühlbar; aber stets haben die doch nicht ganz unrecht, welche Hegner'n fürchten: „Mag er sich immer „zum Frieden" schreiben, so ist er doch, wie die Gewaltigen alle, zum Kriege gerüstet". — Vorzüglich gefiel in Zürich ein als Neujahrsblatt für Zürich selbst, für die dortige Künstlergesellschaft zum Jahre 1807, durch Hegner geschriebenes Stück über einen vorzüglichen 1806 verstorbenen Winterthurer Maler, Johann Rudolf Schellenberg. Meyer von Knonau war bis dahin von dem Manne nicht gar viel bekannt; jetzt hatte er die interessante originelle Natur desselben, seine Beharrlichkeit und humoristische Laune, welche ihn durch widrige Schicksale hindurch zu der so glücklichen Fertigkeit erhoben, schätzen gelernt; aber er fügte auch besonders noch bei: „Was Sie zur Warnung der Väter und Kinder sagen, die sogleich einen Ruf der Musen wahrzunehmen wähnen, das hat insbesondere unser Zürich sich zu merken nöthig". Dann kommt er auf die Neujahrsstücke überhaupt, „denen man seit einigen Jahren nicht mehr die Aufschrift für die „vaterländische", sondern für die „vaterstädtische" Jugend giebt", auf die litterarische Bedeutung derselben: „Sie sind gewöhnlich langweilige Moralpredigten und Unterweisungen, so daß man sie nicht lesen kann. Als wenn man besorgte, der Leser schlummere ein oder merke den Sinn nicht, ruft man ihm immer zu: „Höre, lieber Jüngling!" oder: „Merke Dir, junger Freund!" Von diesem allem findet sich nun in Ihrem Leben und Charakteristik Schellenberg's freilich nichts; aber die Geschichte und die Moral

haben einen so klaren Sinn, daß man kein: Höre und kein: Merke nöthig hat".

Doch erst 1812 begann dann Hegner's wahrer Siegeszug mit seiner „Molkenkur". Auch jetzt kannte man in auserwählten zürcherischen Kreisen die Schöpfung schon in der Handschrift, und Meyer von Knonau schrieb, daß der Zürcher Humorist, David Heß, in seiner Miene einige Züge habe sehen lassen, „wie sie etwa an Leo X. mochten zu sehen sein, als Luther seine Thesen aufstellte". Die einzelnen Charaktere werden dann in den Zürcher Briefen mit Liebe eingehend studirt; der Druck soll sobald als möglich geschehen: „Dieses Ihr Kind wird manchen Erwachsenen ihre ganze Existenz rauben; es wird den Firniß abwaschen, der an ihnen klebt". Eine ganze Reihe von Anmerkungen wird durch den Ausruf abgeschlossen: „Hoch lebe der Verfasser der Molkenkur!" Als darauf im August 1812 das Buch selbst vorlag, waren alle Zürcher Leser, „welche wirklich eines Urtheils fähig sind", in ihrem Urtheile einstimmig; Meyer von Knonau glaubte die ausgezeichnete Wahrheit der Schilderungen ganz besonders daraus erkennen zu können, daß diejenigen, welche etwa von einigen Schärfen selbst sich getroffen fühlten, gerade hiervon schwiegen, dagegen dann wieder Anderes laut lobten, wodurch Andere gestreift wurden, und für den Verfasser Partei nahmen, wo der Andere für seinen Herd zu fechten anfing: — „Ein Frauenzimmer, für welches mehrere Stellen paßten, hörte ich sagen: Herr Hegner ist doch ein böser Mann".

Hegner hatte aber auch noch hier und da Andeutungen über andere Arbeiten gegeben, die er im Sinne oder schon in der Vorbereitung habe. 1812 schrieb ihm der Freund über solche Projecte: „Ungemein schade ist es und eine hohe Sünde gegen die Nachwelt ist es, wenn Sie irgend einen schriftstellerischen Gedanken unterdrücken. Wem hilft es, wenn Sie die Werke nur in Ihrem Kopfe schreiben? Alles Erhebliche werde dem Papier anvertraut; denn gerade Ihre Arbeiten und Ihre Gedanken sind von Zeit und Modegeschmack unabhängig und werden für jede künftige Generation hohen Werth haben. Ueberhaupt sollte man manches

den Zeitgenossen gar nicht mittheilen, weil es nur der Nachwelt wahr, kräftig und unverstellt gesagt werden kann; aber noch weniger soll man es unterdrücken, weil man es jenen nicht sagen kann". — Hegner besuchte Jahre hindurch, ehe es ihm später Gais wieder völlig anthat, immer mit neuer Vorliebe „sein liebes Geyrenbad"*) — nämlich dasjenige bei Turbenthal — und fühlte sich regelmäßig, wenn er von der Höhe bei Schlatt noch einmal das Thal von Winterthur überblickte und dann in die rauhe waldige Gegend sich verlor, wie in einer neuen Welt. So gedachte er einmal, 1804, eine Parodie seiner Pariser Reisebeschreibung unter dem Titel: „Auch ich war im Geyrenbad" zu schreiben: „Aber schon über meine Vaterstadt und die Glaukokrene habe ich so viel Papier überschrieben, daß ich das Uebrige auf künftiges Jahr verschob. Sie sehen, daß ich es mit meinen Schriften mache, wie Sie mit Ihren Besuchen, und solche immer verschiebe". Aber gleich im Anschlusse dar-

*) Ein auf den Namen Gyrenbad — zunächst zwar das bei Hinwil liegende Bad des Namens — bezüglicher Scherz im Gewande etymologischer Gelehrsamkeit möge hier Platz finden. Hegner schrieb als Udalricus Ignarus (sic nomen scribendum esse probabo in dissertatiuncula de Ignaris eruditis) folgende Entdeckungen an Meyer von Knonau (1801): In uno tantum, venia tua, abs te differo, in derivatione verbi Hünwil, quod ego a gallinis derivandum esse puto, et dicam, quare —: nosti, quod non longe abinde distat Balneum Vulturinum, quod a vulturibus, ut constat, nomen habet, qui gallinis vescuntur. Itaque sequentem syllogismum facio: — Ubi plures sunt vultures, debent etiam esse plures gallinæ, quæ illis victum præbeant — atqui in balneo vulturino, quod est in proximitate hünwil, erant multi vultures — ergo in hünwil, quod est in proximitate balnei vulturini, debebant esse multæ gallinæ. Attamen tuam derivationem ab Hunnis non vilipendeo, quia indoles et mores incolarum pro ea loquuntur. — Dann noch eine ähnlich schöne Erklärung für Winterthur: Scis, vir doctissime, muros oppidi Vitodurani irrigari a flumine Eulach: unde venit hoc verbum? Nonne cum magna verisimilitate derivari potest ab Eul (noctua) et A sive Ach, quod celtice Aquam sonat; quasi dicam Fontem Noctuarum, *Γλαυκοκρήνη*? Quid tibi videtur? Certe mihi nihil optatius esset, quippe quod oppidulo nostro apud exteros aliquam affinitatem cum celeberrima urbe Athenarum daret, ubi noctuæ in magna consideratione erant. Fateor quidem, noctuas a Vitoduranis nondum magni aestimari, qui adhuc more verorum Israelitarum magis vitulos aureos, quam noctuas colunt; sed hoc tempore de nihilo est desperandum.

an wird gemeldet, daß im Spätjahr ein neues Werk, eine Revolutionsgeschichte des Kantons Zürich, in dramatischer Form, begonnen werden solle, wozu schon ein guter Grund gelegt sei: „Es strömen mir Wahrheiten und Ironien zu, wenn ich nur daran denke. O wenn ich wollte böse seyn, wie manche armselige Lächerlichkeit könnte ich darstellen, worüber mancher, der sich jetzt in seiner Wichtigkeit sicher glaubt, erschrecken würde! Allein Gott bewahre mich davor; auch nur die Aeußerung dieses Gedankens müssen Sie mir verzeihen!" So ist denn auch wirklich dieses Werk so wenig zu Stande gekommen, als jenes. Dagegen dürfte das Revolutionsdrama doch in einiger Verbindung mit einem wirklich erschienenen Buche Hegner's stehen.

Wie der Verfasser erst weit später*) zu erkennen gab, hatte er schon 1798, als er als Kantonsrichter nach Zürich gekommen war, mitten im dortigen Parteitreiben während einer Krankheit, die ihn das Haus hüten ließ, den Versuch gemacht, seine Erfahrungen in die Geschichte eines jungen Landmannes einzukleiden. „Wer die ehemalige Schweiz kannte, weiß, daß es auch in den unteren Ständen Köpfe gab, die sich durch originelles Daseyn und unerwartete Geistesbildung auszeichneten": — dahin habe nun auch der Held der Geschichte, Salomon N. oder Saly der Holzhacker, gehört. Hegner ließ dann die Arbeit liegen; allein von Zeit zu Zeit taucht in dem Briefwechsel eine Spur davon auf. 1806 hatte er bei einem Besuche in Zürich dem Freunde von den „Thaten und Meinungen des Holzhackers" gesprochen. Darauf schrieb ihm Meyer von Knonau: „An der Schärfe der Art zweifle ich keinen Augenblick, und es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß Stämme, Stöcke und Klötze in Menge umherliegen, um einer gewandten und starken Hand volle Arbeit zu verschaffen. Aber der verzweifelte Versuch ist doch gefährlich. Ich kann mir denken, daß diese Stöcke und Klötze lebendig seien, selbst wenn der Holzhacker sie bisweilen, und zwar mit vollem Recht, für leblos ansieht". Hegner dankt

*) 1828 in der Vorrede zu Bd. I. der „Gesammelten Schriften".

für die Warnung: „Seyn Sie aber ohne Sorgen; der Holzhacker haut nichts um, worin ein lebendiger Athem ist, sondern zeigt nur auf faule Stämme oder läßt vielmehr Andere darauf weisen“. Dann aber ist wieder Jahre hindurch, nachdem Hegner nochmals baldige Zusendung eines Manuscriptes verheißen hatte, von dem Holzhacker nicht mehr die Rede; erst Ende 1813 freut sich Meyer von Knonau über Saly's Wiederauferstehung. 1814 kam endlich das Buch heraus, unter dem Titel: „Saly's Revoluzionstage“. Hegner schrieb später selbst darüber: „Ich wollte nur ein Bild der Zeit geben, Denkwürdigkeiten, nicht eine Geschichte. Das Buch geht nur soweit, bis die französischen Befreyer kamen, deren einziges Verdienst es war, daß sie in ihrer Zwingherrschaft keinen großen Unterschied zwischen Freunden und Feinden machten. Auch eine Fortsetzung hatte ich wohl im Sinne; aber das ging nicht. Mit dem Einrücken jener Heere wachten noch mehr feindselige Leidenschaften auf, List, Haß und Rache, Selbstsucht, Verfolgung und Gewaltthat, die ich nicht zu schildern vermochte, weil ihre grelle Wirklichkeit auch mit den mildesten Farben nicht zu decken gewesen wäre“. — Eine Fülle von Einzelheiten ist in diesem Lebensbild aus den ersten Wochen von 1798 gegeben, welche Hegner's Meisterschaft in der Charakteristik, in der Auffassung des Individuellen abermals darthun; aber als Ganzes ist das Buch nicht glücklich ausgefallen *).

Ueber „Saly's Revoluzionstage“ ist in unserem Briefwechsel nicht gesprochen, weil Hegner gerade im Jahre der Veröffentlichung nochmals nach Zürich kam. Schon im Mai 1814 hatte Meyer von Knonau mit deutlicher Beziehung geschrieben: „Wie schade ist es, wenn Männer, denen das Regieren und ein großer Wirkungskreis so gut anstehen würde, sich in kleine Behörden begeben, sich nur auf das Negative und auf Opposition beschränken!“ Gerade einen Monat später ist von Er-

*) Das hat denn auch der Verfasser selbst wohl gefühlt und deßwegen 1828 bei dem wiederholten Abdrucke „eine spätere Nachricht“ am Schlusse angefügt; allerdings empfing so das Ganze „ein gefälligeres Ende“, tritt, um mit dem nachher erwähnten Nekrologe zu reden, der canis ex machina, welcher in der ersten Redaction als Retter aus der Verlegenheit in die Geschichte eindringt, mehr zurück.

ziehungsrath Escher (dem späteren Escher von der Linth) gesprochen: „Wirken Sie darauf, daß er in einer der ersten Wahlen vom Großen Rathe selbst gewählt werde: Consul futurus. Sie, Er und Stadtpräsident Landolt sollten jetzt nach meinem Sinne in den Rath eintreten“. Wirklich wurde nun Hegner, ohne sein Zuthun, Mitglied des Kleinen Rathes; aber er blieb nur sehr kurze Zeit darin. Sein neuer Wirkungskreis befriedigte ihn nicht, und so nahm er von einer Erkrankung 1815 den Grund, wieder zurückzutreten. Schon im Januar dieses Jahres beginnen die Briefe wieder, indem Hegner in Winterthur krank lag; als derselbe dabei einmal über Schwäche seines Gedächtnisses klagte, schrieb ihm Meyer von Knonau, daß er den Umgebungen des Freundes deßwegen Glück wünsche und selbst unter denselben sein möchte: „Sie erzählen so wenig, nie etwas Ueberflüssiges, sprechen ja überhaupt nicht viel, so daß es ein wahrer Gewinn für Ihre Freunde ist, nun auch bisweilen eine Ihrer Aeußerungen zum zweiten Male zu hören“. Anfangs suchte man von Zürich her Hegner noch fest zu halten; aber wie der Freund dessen festen Willen erkannte, half er selbst dazu, ihm den Austritt zu erleichtern; nur warnte er ihn davor, zu sehr in die häusliche Ruhe zurückzukehren, da er bezweifelte, daß Hegner's Körper und Geist, insbesondere aber dessen Laune dabei gewinnen würden. Inzwischen waren dann aber auch die großen Ereignisse zu Ende gegangen. Am 13. August 1815 beschrieb ein Brief nach Winterthur die glänzende neue Beschwörung des Schweizerbundes und die dabei von dem anwesenden Erzherzog Johann ausgesprochene freundliche Bitte, daß doch die Schweizer bei der Einfachheit bleiben möchten, welche ihnen die Achtung des Auslandes am meisten versichere. Kurz nachher, am 12. October, hatte der Zürcher Freund die Ehre, noch ein kleines Bröcklein Weltgeschichte an seinem Landhause bei Engstringen vorbeipassiren zu sehen: „Ich ließ dem Kaiser Franz die Straße zurechte machen und sah ihn vom Stege unter unserem Gute dicht neben mir von Baden her vorüberfahren; er grüßte den Lehenmannsjungen und mich mit gleicher Aufmerksamkeit“.

Auch noch vom Jahr 1815 an nahm der Briefwechsel zwischen Hegner und Meyer von Knonau lange Zeit ununterbrochenen Fortgang. Aber wenn der Zürcher Freund einmal 1818 einen Brief Hegner's vermißte und sich denselben wieder ausbat, mit der Versicherung, daß er ungerne auch nur einen einzigen Brief hingeben würde, so liegt dagegen leider für uns hier die Sache so, daß nur die eine Hälfte der Correspondenz während mehrerer Jahre für uns erhalten ist. Dessen ungeachtet läßt sich natürlich der Zusammenhang des geistigen Verkehres in den Hauptzügen leicht weiter verfolgen.

Es sind vorzüglich litterarische Arbeiten, wissenschaftliche mit den Dingen des Tages allerdings vielfach sich berührende Fragen, welche in den Briefen hin und her verhandelt werden.

Schon 1806 hatte Hegner den Freund dringend aufgefordert, in der Blüthe seiner Kraft sich aus den Localschreibereien über juridische Gegenstände heraus und etwas Bleibendes, welches auf das Ganze wirke, zu machen, und auf eine bestimmtere Anfrage desselben rieth er, etwa den Zustand der zürcherischen Sitten nach dem burgundischen Kriege zu schildern: „Mit der Sachkenntniß, die Sie haben, und mit dem geläuterten Localitätsgeiste, welcher der Geschichte Wichtigkeit giebt, könnten Sie gewiß etwas Vorzügliches leisten; Füßli's Waldmann ist zu circumspect und allgemein darüber". Der Aufgeforderte freute sich über den Wink und gestand, daß gerade diese Periode ihn auch schon angezogen habe, „aber nicht um Waldmann als den Unterdrückten, sondern um ihn als zwar gewandten und nicht gemeinen Staatsmann, doch auch als den Mann zu schildern, der jedes Mittel verstand und ohne Aengstlichkeit benutzte, um den Staat und seine eigene Stellung zu Erreichung seiner eigenen Zwecke zu gebrauchen"; zuerst jedoch gedachte er eine Bearbeitung der Brunischen Revolution vorangehen zu lassen. — Erst Ende 1815 kam dann aber eine größere historische Arbeit von Meyer von Knonau zu Stande, „Kurze Geschichte der Schweiz", in sehr anspruchsloser Weise, sogar ohne Nennung des Verfassers, nur als neue Bearbeitung eines älteren Buches sich dar-

bietend. In einem Briefe an den Winterthurer Freund gab er selbst eine Andeutung über die Entstehung der Arbeit. Der Pfarrer Johann Rudolf Maurer nämlich hatte 1779 eine „Kurze Geschichte der Schweiz, für Anfänger" erscheinen lassen, welche gute Aufnahme gefunden hatte und wovon in der allerletzten Lebenszeit des 1805 verstorbenen Verfassers eine neue dritte Auflage erschienen war. Ueber diese früheren Auflagen nun und vorzüglich über die Geschichte der Reformationsepoche, worauf hier das Hauptgewicht zu legen ist, äußerte sich Meyer von Knonau eben in jenem Briefe folgendermaßen: „In den ersten Bearbeitungen sprach der jugendliche Ungestüm eines Pfaffenfeindes oft schmähend, und um die Wage wieder ein wenig stehend zu machen, malte der Verfasser die Ausartungen der Reformation so aus, daß die Reformation selbst zur wirklichen Revolution wird, was vor 1790 gleichgültig sein konnte, während jetzt die Sache sich ganz anders verhält. In der dritten Auflage von 1806 fiel Alles weg, was die Entstehung einer Reformation erklärte und rechtfertigte; alles übrige hingegen blieb. Kleine Knaben nannten die neue Auflage diejenige, in der man den Katholischen schmeichle, und sie gewöhnten sich, Zwingli, Haller, Oekolampad mit neueren Revolutionsmännern zu vergleichen. Das Zusammenhalten beider Ausgaben war vollends eine Quelle mannigfaltiger Vermuthungen und Vergleichungen". So war es eben sehr erwünscht erschienen, eine neue Ausgabe zu machen, und Meyer von Knonau hatte diese „Vierte vermehrte und verbesserte Auflage", von 1816, besorgt.

Die Behandlung der Reformation in diesem kleinen Handbuche gab nunmehr den Anlaß zu interessanten Aeußerungen des Bearbeiters gegenüber Hegner. Meyer von Knonau betont dabei, daß gerade gegenüber mannigfaltigen Umgriffen des gegenwärtigen Katholicismus die Reformation als Sache der Menschheit, als ein kühner Versuch, den Menschen der Gottheit selbst wieder zu nähern und Glauben und Moral mit einander zu verbinden, darzustellen sei, und das um so mehr in einem Lehrbuche, woraus Knaben die Geschichte ihres Landes kennen

lernen sollen, welche vielleicht nachher wenige oder keine großen Geschichtsbücher lesen. „Die meisten protestantischen Geschichtsschreiber“, fährt er fort, „sind heutzutage zu höflich oder zu furchtsam, um den Katholiken unangenehme Wahrheiten zu sagen, oder sie fürchten, falls sie das thun, von denselben nicht gekauft zu werden. Ich erinnere mich noch, wie Maurer's erste Ausgabe mein Herz erwärmte und mich mit Erbitterung gegen den Papismus erfüllte; aber er schimpfte. Ich schimpfe nicht, sondern bringe nichts als Thatsachen; allein auch ich könnte nie zugeben, daß ein Oberhaupt des Christenthums jemals nöthig gewesen sei, und auch ich bekenne mich zu dem Worte: Wir sind nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich schreibe für den Unterricht junger Protestanten. Reformationsgeschichte kann für Protestanten und Katholiken nicht aus einem Buche gelehrt werden, so wenig als deren Confessionen aus eben demselben Katechismus, und weil jetzt die meisten Bücher alle religiösen Divergenzen amalgamiren und verkleistern wollen, so muß man, wo es Zeit und Ort mit sich bringt, die Wahrheit offen sagen. Die Katholiken verachten uns wegen unserer Höflichkeit oder Demuth, und Johann von Müller, der das Brod des Churfürsten von Mainz und des deutschen Kaisers aß und nicht weniger zu Einsiedeln, St. Gallen, Luzern, Solothurn und überall ein lieber braver Mann sein wollte, gab nicht das letzte Beispiel hiervon“. In den bestimmtesten Worten, „schneidend und scharf“, ist darnach in diesem interessanten Glaubensbekenntniß an den Freund die protestantische Gesinnung des Schreibers dargelegt: „Feinde kann und muß meine Darstellung des katholischen Systems dem Büchlein und auch mir zuziehen, wenn es an streng katholischen Orten bekannt wird; aber das kann nicht anders sein. Wer die Wahrheit sagt, darf die Folgen derselben nicht scheuen. Sollten wir das, wofür unsere Väter Ruhe und Leben gewagt haben, nicht auch vertheidigen dürfen? Ich rufe dem Kriege nicht; aber wenn es um die Aufrechterhaltung des Protestantismus zu thun ist, ziehe ich heute wieder nach Cappel und falle mit Freuden für denselben, und den, der zu Hause bleibt, beneide ich nicht“.

Daß die Reformationsfeier von 1819 in dem Bekenner einer solchen Gesinnung große Theilnahme erregte, versteht sich von selbst. Allerdings hielt er als unbefangener Beobachter die neuen Eindrücke nicht für unvertilgbar; aber er versprach sich doch, weil sich die reformirte Kirche wieder als ein großes kräftiges Ganzes gezeigt habe, eine Wirkung auf die lebende Generation: „Während man Reformation bald nicht mehr für einen Buchhändlerartikel hielt, übertrifft nun der Absatz der durch das Fest geschaffenen Schriften alle Erwartung und ist die ganze Lesewelt in den Gegenstand hineingezogen. Denker und Forscher wurden beschäftigt, die Freunde reinerer Gottesverehrung erbaut und ermuthigt; die Modewelt entdeckte verwundert in der Reformation einen Gegenstand, welcher die beliebteren gangbar gewordenen religiösen Modeartikel hinter sich zurückließ. Der Katholicismus selbst mußte, ohne seine Verlegenheit darüber ganz verbergen zu können, unserer Ermannung überrascht zusehen". — Hegner war in allen diesen Dingen zurückhaltender, und so sehr seine eben damals 1818 neu erschienene kostbare „Berg-, Land- und Seereise" den Freund, besonders auch nach Stil und Sprache, entzückte und demselben den Anlaß zu einem dankbaren Briefe voll von feinen Anmerkungen gab, so hatte derselbe doch eben in diesem Briefe selbst, als „Zwinglianer", Einiges aus jenem Buche weggewünscht: „Ein Hegner arbeite nicht für den Nuntius und den Chorherrn Schneider, nicht für den Vicar Ganz und die Frau von Krübener". Ein Wort Wessenberg's schon aus dem Jahre 1805 wird dabei wieder angeführt: „Man soll nicht vergessen, daß wir wieder im fünfzehnten Jahrhundert sind". Immerhin war natürlich auch Hegner in der Beurtheilung weichlicher Gefühlsseligkeit, ungesunder Schwärmerei überall mit dem Freunde einverstanden. Ein neues Buch über die Gertrud von Wart, welches damals als vielbeliebte Lectüre zahlreiche Thränendrüsen in Contribution setzte, wurde nach seiner unwissenschaftlichen und den Geschmack verderbenden Weise gehörig beleuchtet, und ebenso haben Beide ein anderes neueres Product, wo ein Ton weibischer Empfindelei und kränkelnder Phantasie jedes edle hohe

Gefühl ersticke und niederschlage, anstatt des Handelns und der Festigkeit nur zu winseln lehre und in den Himmel verzücke, während die Vernunft erdrückt werde, als etwas höchst Verderbliches anerkannt.

Unterdessen war aber durch Hegner in den zwei Theilen von „Suschens Hochzeit" nach siebenjähriger Pause 1819 die „Molkenkur" abgeschlossen worden. Zwar hatte er keineswegs völlig in der Zwischenzeit geschwiegen. Neben trefflichen poetischen Beiträgen in die „Alpenrosen" und der schon genannten Reise nach dem Rigi war in Form eines Tagebuches ein Ausflug durch Schwaben nach München, vom Jahre 1816, beschrieben worden. Die Absicht, sich über Holbein zu orientiren, aber auch die vertiefte Kunstkenntniß gegenüber der früheren Pariser Reise, treten dabei deutlich hervor, und selbstverständlich mangelt es wieder nicht an zahlreichen kostbaren Bemerkungen*). Allein der Eindruck von „Suschens Hochzeit" ging nun allerdings weit darüber hinaus. Jene darin enthaltene, schon vorne erwähnte „Reise nach dem Aufgange" bewegte den Freund zu einer Danksagung, freilich ohne Vollmacht, doch in voller Zuversicht einer solchen, aus dem Herzen „aller vernünftigen Menschen": „Wenn ich in meinem Leben nur dieses geschrieben hätte, so würde ich stolz darauf sein, etwas Originelles und Classisches geschrieben zu haben. Ich bin ein grämlicher Leser, der sich freut, wenn ihm auf ganzen Blättern auch nur einzelne Stellen gefallen. Hier gefällt mir alles: kein Wörtchen, keine Anspielung, keine Schattirung ist bei mir verloren gegangen". Sehr hübsch ist auch sein lobendes Wort: „Die Gesellschaft guter edler Menschen, auch wenn sie nur in Romanen leben, versüßt uns die Bitterkeiten unseres eigenen Daseins" — und ebenso das Geständniß: „Jetzt muß ich anfangen, Ihnen Recht zu geben, daß Sie den Rathsherren-Beruf gegen denjenigen des Lehrers der Wahrheit vertauschten". Wo etwa einmal

*) Nur eine sei erwähnt: „Wenn man Frauen bey sich hat, die keinen Anspruch auf Kunstgefühl machen, so hält es schwer, eine Bildergallerie mit erforderlicher Muße zu betrachten; sie finden sich zu bald in der Stimmung, die weder Belustigung noch Rührung gewährt und die man im gemeinen Leben Langeweile nennt; sie wollen weiter, und der andächtige Beschauer geht seufzend mit".

Zürich etwas Angenehmes gesagt ist, hat das der Beurtheiler dankbar angemerkt; aber ebenso werden in beliebter Weise angebrachte Nadelstiche empfunden und wohl gebucht. Wie sehr jedoch endlich des Freundes ganzes Haus an „Suschens Hochzeit" theilnehme, sollte dem Verfasser noch eine weitere Frage darthun. Der ältere Knabe des Freundes, „ein wirklicher Bücherhäscher", fand in einer Geschichte des Rheinthals zur frohen Ueberraschung aller Hausgenossen eine Abbildung des Schlosses Grünenstein, auf welchem manche Scenen des Romanes spielen, und da sollte ihm der Vater durchaus zeigen, wo jene ganze Gesellschaft gewohnt habe oder doch hätte wohnen mögen: „Gewiß wird er Sie noch selbst fragen".

Doch auch Meyer von Knonau trat nun bald mit seiner Hauptleistung hervor, welche hinwieder Hegner's ungetheilteste Anerkennung fand. Aus seinen historischen Studien erwuchs 1826 ein erster Band vom „Handbuch" der Geschichte der „Schweizerischen Eidsgenossenschaft". Hegner war durch das Buch völlig überrascht: „Das heiß ich schweigen können! Keine Ahnung hatte ich von Ihrem großen Unternehmen. Noch habe ich erst in Ihrem Buche so ein wenig hin und her geguckt, aber mich doch schon so mancher Spezialität erfreut, die nur ein Staatskundiger, wie Sie, finden und herausheben konnte. Zschokke schrieb als Kosmopolit und für Kosmopoliten; sein Buch ist wie ein hübscher Spaziergang im Freyen. Sie schrieben als geborener Schweizer mit tiefer Kenntniß des Geistes aller schweizerischen Zeiten und der eidgenössisch-politischen Kreuz- und Querzüge. Ihr Buch wird im Stillen gelesen und benutzt werden, ein Haus- und Handbuch bleiben für ernste und gebildete Regenten und Freunde des Vaterlandes". Mit gleicher Freude wurde später, 1829, der zweite Band empfangen. Hegner beeilte sich damals, wo die Briefe schon seltener werden, so rasch wie möglich noch vor einem freudig erhofften Wiedersehen in Winterthur den Dank nach Zürich abzusenden, „damit Sie nicht etwa glauben möchten, ich habe mir durch bloße Mündlichkeit den Dank für die herrliche Gabe des Meisters erleichtern wollen".

Außerdem aber war die längste Zeit ein eifriger Tauschverkehr von Neujahrsblättern, ein Vierteljahrhundert hindurch von Winterthur nach Zürich, dazwischen, freilich nicht so regelmäßig, Gegengaben von Zürich nach Winterthur. Es war für Hegner sehr erwünscht, alljährlich im Texte zu Ansichten von bemerkenswerthen Oertlichkeiten aus der näheren und ferneren Umgebung von Winterthur allerlei Belehrungen und dazwischen auch wieder treffende Bemerkungen in weitere Kreise werfen zu können. Zwar wurde auf Neujahr 1828 zu der hübschen Ansicht des Klosters Rheinau nicht mit abgedruckt, was vorher in einem Briefe gestanden hatte: „In Eglisau sahen wir ein Vorloch, aber kein Salz, im Kloster Rheinau reiche Kunstsachen, aber keinen Gelehrten". Dagegen ließ Hegner zum Jahre 1820, unter einem Bilde des Klosters Töß, mit Vergnügen bei der Erwähnung der Brücke über den Tößfluß abdrucken, daß zwar Winterthur 1348 nach einem Verkommniß die Brücke fahrbar gebaut und seither mit großen Kosten unterhalten habe, wogegen der Stadt im Umkreise von zwei Stunden viele Gewerbs- und Handelsfreiheiten ausschließlich zugesichert gewesen seien: „Nunmehr aber, da alles dieses, nebst noch manchen die Stadt begünstigenden Rechten, hinweggefallen und das ganze Land von oben bis unten freyen Handel und Gewerb treibt, mithin ebenso viel, ja noch viel mehr der Straßen und Brücken bedarf, sollte nicht auch billiger Weise diese Last der Unterhaltung einer auf eine halbe Stunde entfernten Brücke von der in ganz andere Verhältnisse getretenen Stadt hinwegfallen, so wie die Unterhaltung der Steig auch nicht mehr auf der Grafschaft Kyburg allein liegt?" Da antwortet ihm der Zürcher Rathsherr: „Dem geschickten Vaterstadtsvertheidiger kann es nicht verdacht werden, wenn er auch hier für dieselbe einen Gang wagt. Die Vergleichung mit der Steig beweist, was unser armer Rathssaal, den Sie verachteten, an Ihnen verloren hat; denn die hier gebrauchte Wendung ist nicht nur eines gemeinen Rathsherrn, sondern eines tiefsinnigen Staatsrathes würdig und beurkundet den Diplomaten". Allerdings will dann aber der Brief Hegner's Beweisführung nicht als durchschlagend anerkennen.

— Einer besonderen Hervorhebung wurde in Zürich auch das Blatt von 1824 gewürdigt, wo Hegner bei der Beschreibung von Uster u. a. von dem Aabach spricht, der nicht nur zur Wässerung diene; „sondern er treibt nebst mehreren Wasserwerken auch vier mechanische Spinnereyen, die sich in diesem kleinen Bezirk angesetzt haben und, wie man von solchen Anstalten sagt, armen Kindern Brod geben, wobey jedoch nicht zu vergessen, daß die armen Kinder mit saurer Arbeit und blassen Wangen den Eigenthümern das Geld erwerben, womit sie jenes Brod kaufen". — Einmal war auch Meyer von Knonau selbst mittelbar eifriger Mitarbeiter eines Winterthurer Neujahrsblattes. Als nämlich Hegner auf Neujahr 1817 zur Schilderung des Schlosses Goldenberg eine Darstellung des Lebens des Landadels im 13. und 14. Jahrhundert wünschte, gab ihm sein geschichtskundiger Freund eine ganz vortreffliche culturgeschichtliche Zeichnung, vorzüglich über das Wirken der Burgfrauen, welche dann auch wirklich im Auszuge wörtlich benutzt wurde.

Allein allmälig vermindert sich nun die Zahl der Briefe; sie beschränkt sich seit 1830 fast ganz auf die Uebersendung des Neujahrsblattes aus Winterthur und den Dank für dasselbe aus Zürich. Allein die Gesinnung blieb dieselbe: „Vergessen Sie mich nicht", schrieb Hegner Ende 1832, „so wenig als ich Sie vergessen kann. Wir haben uns doch immer am besten verstanden". Schon 1829 war Hegner auch aus dem Großen Rathe ausgetreten: „Ich bin nun nichts öffentliches mehr, als Vorsteher einer kleinen Bibliothek, deren ich mich aber auch nicht mehr, wie ehedem, annehmen kann, weil die Füße nicht mehr recht schreiten wollen. Uebrigens befinde ich mich ganz wohl und bedarf noch der Bücher und der Menschen; aber es muß geräuschlos um mich zugehen, wenn ich glücklich seyn soll". Schon vorher einmal hatte er halb scherzhaft geäußert, er sei ein spinozistischer Christ, den die Kleinigkeiten des dogmatischen Unterschiedes der Confessionen wenig anfechten: „Ja, wenn ich außer meine bürgerlichen Verhältnisse treten könnte, so ging ich aus Liebe zur Einsamkeit vielleicht in ein Kloster,

insofern ich von Gebethen und Vigilien dispensirt werde". Daß dabei den Mann, welcher schon 1805 einmal geschrieben hatte: „Den Schweizerboten lese ich nicht; ich kann den sogenannten Volkston nicht leiden"—, die mit dem vierten Jahrzehnt einsetzende Zeit neuer Bewegungen noch mehr in die Einsamkeit drängte, ließ sich erwarten. Ganz und gar nicht wollten ihm die schon 1829 sich herandrängenden kosmopolitischen Ideen gefallen, und daß dem Volke durch Schulmeister der Fortschritt gebracht werden solle; leise spottet er daneben auch über die bevorstehende „Winterthurer Geigerkilbe", das will sagen, über das eidgenössische Musikfest. Sehr interessirt ihn aber, was ihm der Freund gleich vor der Julirevolution, am 24. Juni 1830, über die veränderte Luft im Großen Rathe erzählte: „Einzelne junge Leute" — heißt es da — „von denen ich schon vor kurzen Jahren bedauerte, daß sie bereits allzu berechnend seien, führen das große Wort. Ob bei allen dieser Republicanismus in zwanzig oder dreißig Jahren, oder wenn sie auf höhere Stellen übergegangen sind, noch fortdauere, oder wie er sich bewähren werde, wenn ihre kräftigen Töne einen ebenso kräftigen Löwen, der entweder noch schläft oder sich nur darüber wundert, bisweilen aber bereits zu blinzeln anfängt, aufwecken und dieser nach dem Vorspiele derselben auftreten will, das wird eine merkwürdige Aufgabe sein. Ich glaube, daß, wenn ich dies noch erleben sollte, ich weit weniger ein non putabam ausrufen würde, als manch einer dieser jüngeren Männer". Auch die Winterthurer werden nochmals gegenüber dem Winterthurer vertheidigt: „Sie müssen nicht glauben, Ihre Mitbürger achten nicht auf Sie; freilich thun sie es; aber sobald Sie sprechen, zieht sich alles zurück, etwa wie die Schuljugend, wenn der Herr Informator angeschritten kommt".

1834 kam aus Winterthur das letzte Neujahrsblatt. Schon vorher hatte Hegner einmal geschrieben: „Ich höre oft von Ihnen; ich denke noch öfters an Sie; aber ich spreche selten von Ihnen, weil man das Heilige der Freundschaft nicht der Welt preisgeben muß". Dann aber ist, abgesehen von einem freundschaftlichen Besuche Hegner's in Zürich im Sommer 1836, von der Herzlichkeit, die dabei, wie in den Zeiten des früheren öfteren Beisammenseins und Redewechsels, hervor-

trat, von unmittelbarem Verkehre längere Zeit nicht die Rede. Meyer von Knonau glaubte wahrgenommen zu haben, daß Hegner es vorziehe, dem häuslichen Kreise und für sich zu leben und daher auch Briefwechsel, die keinen bestimmten Zweck hätten, nicht fortzusetzen, und in dieser Ansicht wurde er noch mehr bestärkt, als er eine Aeußerung Hegner's vernahm, das Alter producire nicht mehr; an ein gänzliches Nichtproduciren zwar glaubte er nicht, immerhin so, daß die Worte ihm schienen sagen zu wollen, der Löwe habe sich in seine Ruhestätte, der Weltweise in sein Museum zurückgezogen, um ungestört zu sein. Da aber war, unerwartet genug, nochmals von Hegner eine werthvolle Kundgebung, in den „Beiträgen zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's", 1836, erschienen. Jetzt wollte der freudig berührte Freund nicht länger schweigen, sondern dafür danken, daß Hegner der Welt und der Wahrheit wieder ein Geschenk gebracht, Unwahrheiten berichtigt, Wahrheiten ausgesprochen und auf andere hingedeutet habe: „Lavater's Name" — schrieb er da an Hegner — „ist historisch, für eine gewisse Zeit welthistorisch geworden; man hat ihn als einen Heros, als einen Welterretter, man hat ihn aber auch als das Gegentheil von jenen und als einen geistigen Luftspringer geschildert. Jetzt tritt ein Mann auf, von dem man weiß, daß er den Maßstab jedes Verdienstes zu führen versteht, daß keine Schwäche, Thorheit oder Verstellung ihm leicht entgeht, der aber weiß, was leben und lebenlassen ist, der seinen Mann nicht nur im Festkleide, sondern auch im Hauskleide und in den intimsten Dingen gesehen und beobachtet hat; man weiß, daß dieser Beobachter, obgleich oft mit scharfen humoristischen Pfeilen bewaffnet, gegen Lavater's schwache Seiten milde, daß er kein Spötter oder Neologe ist. Man muß sich demnach überzeugen, daß dieser Schilderer nur sagt, was er sagen zu müssen glaubt, und was er der Wahrheit schuldig ist, und daß er über sein ganzes Gemälde gerne Licht und nicht gerne Schatten verbreitet".

Hegner war für diesen Gruß sehr dankbar: „Ihre gütige, ja lobende Aufnahme meiner Schrift" — schrieb er alsbald am 20.

September — „hat mich über die Maßen erfreut und that mir um so viel mehr wohl, da mich schon manches, was ich darüber gehört, gemerkt und gedacht habe, fast kleinmüthig gemacht. Einer solchen Aufmunterung bedurfte ich eben. Die blinden Anhänger Lavater's, welche den Seligen immer mit dem Heiligenschein sehen wollen, ungeachtet er nie zur geringsten Erfüllung seiner Glaubenserwartung kam, halten sich für beleidigt und achten, weil ihnen die Täuschung genommen wird, um so viel weniger auf das überwiegende Gute, Schöne, Reinmenschliche, was von ihm gesagt ist. Nur dem Nimbus bin ich gram, der keinem Menschen wohl ansteht. Wahrheit, erweisliche Wahrheit wollte ich geben, nicht Vergötterung, und sollte ich nicht auch von Schwachheit reden dürfen, wo so viel Kraft vorherrschet, nicht auch einiges dieser Art schonend berühren dürfen, von dem Manne, der sich so oft und stark als einen sündigen Menschen selbst darstellte, und wie manches hab ich weggelassen und übergangen!" — „Ihr alter Freund grüßt Sie von Herzensgrund".

Noch einmal schrieb dann Meyer von Knonau im folgenden Jahre 1837 aus der alten Fraumünsterabtei, wohin er seinem älteren Sohne bei der Uebernahme des Staatsarchives durch denselben gefolgt war. Freudig erzählt er von den geliebten neuen Kindern, den Gattinnen der Söhne, welche dieses Jahr ihm geschenkt habe. Er schildert in anmuthiger Weise seine neue Wohnung und fügt bei, daß im Innern der ehrwürdigen Gebäude als bescheidenes Gärtlein ein Friedhof liege: „Würde ich es nicht schon lange von selbst thun, so müßte dasselbe, da es auf mich wartet, an das schöne: Omnem crede diem tibi diluxisse supremum mich stets erinnern".

Um etwas mehr als anderthalb Jahre, bis zum 21. September 1841, überlebte Ludwig Meyer von Knonau seinen Freund, der am 3. Januar 1840 im einundachtzigsten Lebensjahre ihm im Tode vorangegangen war. Von einem unmittelbaren Verkehre liegen in den letzten Zeiten Zeugnisse nicht mehr vor. Dagegen ist über einen Artikel,

welcher am 8. Januar 1840 die Persönlichkeit Hegner's in einem öffentlichen Blatte Zürich's schilderte, nahezu mit Gewißheit zu sagen, daß er von Ludwig Meyer von Knonau ausgegangen sei. Nach einer kurzen Uebersicht des Lebens des Verstorbenen schließt er mit einer gedrängten Charakteristik desselben.

„Hegner gehörte nicht zu den Leuten, die aus Bücherschreiben und Vielschreiben schon frühzeitig einen Beruf machen*). Erst als die Fülle seines Geistes, seine feine Beobachtung der Menschen und eine rege Laune einen Schatz von Ideen in seinem Innern gesammelt hatten, die er nicht mehr zu verschließen vermochte und deren Zurückhaltung dem Vergraben reicher Kostbarkeiten gleich zu achten gewesen wäre, trat er in einer Reihe von Schriften auf, die sein hohes Talent beurkunden. — Im Umgange war er nicht wortreich, insbesondere wenn der Gesellschafter oder die Umgebungen ihn nicht ansprachen. Er ließ sich Dinge vorerzählen, die er zehnmal besser verstand, als der Erzählende, und es bedurfte einer besondern Veranlassung, um ihn zu bewegen, dieß den Andern fühlen zu lassen. So kühn und scharf seine Feder war, so bescheiden und sogar schüchtern war er im Umgange, so daß er in Verlegenheit war und sich entfernte, wenn Leute sich näherten, die sein Witz, selbst ein unschuldiger, früher verletzt hatte. So sehr er in manchen Fächern die Entwicklungen des menschlichen Geistes mit Glück verfolgte und dabei hoch über manche menschliche Schwäche und Thorheit hinweg sah, wich er dagegen vor großen Bewegungen und vor jedem Sturme zurück. Er griff gerne ein; aber das Durchgreifen scheute er. Er wäre im Reformationszeitalter ein Erasmus gewesen. — Das Kleinliche des Spießbürgerthums und das Einengende der alten zürcherischen Zunftverfassung machten ihm beides so verhaßt, daß er 1798, ungeachtet persönlicher Einbußen, dem Einsturze des alten Gebäudes nicht ungern zusah. So sehr ihn dann während der helvetischen Periode französischer

*) Gerade deßwegen ist es um so auffallender, daß ein so ganz inhaltloses Büchlein, wie die 1843 in Winterthur erschienenen „Erinnerungen an Hegner“ sind, das Gedächtniß Hegner's auffrischen sollte.

Uebermuth, einheimische demagogische Gemeinheit und gegenseitige niedrige Leidenschaften oft tief kränkten, so empörten ihn nicht weniger die Härten des Jahres 1804 und die Rückschritte von 1814. Geistige Ueberlegenheit und treffender Witz machten ihn in früheren Jahren zum Schrecken mancher seiner Mitbürger, die ihn als eine Geißel betrachteten und für keinen guten Winterthurer hielten; aber er war es in vollem Sinne, es mochte den Kanton oder Zürich gelten, dem er keine Suprematie und noch weniger Anmaßungen übersah. Mit Lächeln pflegte er das ἄστυ gerne anzuwenden, und manche Stelle seiner humoristischen Schriften zeugt hievon. Ungeachtet dieser Abneigung gegen veraltete Formen ehrte er dagegen ältere bescheidene Sitten und schweizerische Einfachheit. So reich seine Darstellungsgabe und so mächtig seine geistigen Waffen waren, hielt er, insbesondere als er älter geworden war, oft zurück, sprach vieles nicht aus, was er wußte, und hütete sich, tiefe Wunden zu schlagen. Er war wohlmeinend, aber selten vertraulich. Mit den politischen Gestaltungen des letzten Jahrzehnds konnte er sich nicht aussöhnen; aber sein Geist blieb heiter und ungeschwächt bis auf die letzten Wochen seines Lebens, das durch allmähliges Hinschwinden der physischen Kräfte sein Ziel fand, dem er ruhig entgegensah".

Was Meyer von Knonau 1820 nach dem Erscheinen des letzten Bändchens der „Molkenkur" an Hegner geschrieben hatte: „Sie gehören schon nicht mehr unserer Schweiz und unserem Zeitalter an" — dieses Wort möge wahr bleiben, oder — so müssen wir vielleicht bei dem so mannigfach überreizten Geschmacke unserer Zeit sagen — es möge wieder wahr werden.

Hans Konrad Werdmüller von Zürich,

genannt

„Rathsherr Mönch“.

Eine Convertitengeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Mitgetheilt von Dr. H. Werdmüller in Uster.

Wenn auch die obstehende Erzählung in ihren Hauptzügen den Freunden der Kirchengeschichte aus dem Leben des Herrn Antistes Breitinger bekannt geworden ist, so fand ich doch gerade in der von meinem seligen Vater verfaßten, auf genauestes Aktenstudium basirten Familiengeschichte die Biographie jenes Hrn. Rathsherrn Werdmüller so interessant und charakteristisch für Zeit und Sitten des 17. Jahrhunderts, daß ich dieselbe einer ausführlicheren Bearbeitung und Mittheilung werth hielt.

Die Akten und Dokumente, auf die sich die möglichst objektiv gehaltene Erzählung stützt, sind größtentheils noch im Familienarchiv aufbewahrt.

Der Held unserer Geschichte ist Hans Konrad Werdmüller von Zürich. Er war der Sohn des wohl angesehenen „Ysenkrämers“ Hans Heinrich beim goldenen Schwert, verlor aber diesen seinen trefflichen Vater schon in frühem Kindesalter durch einen traurigen Unfall. Die weitere Erziehung des stillen, sanften Knaben, sowie die Verwaltung des großen Vermögens und Handelsgeschäftes übernahm ein Oheim, der viel beschäftigte aber etwas barsche Pannervortrager und Rathsherr

Christof Werdmüller. Dieser bestimmte seinen Mündel zum Kaufmann, und sandte ihn darum 1621 schon mit 14 Jahren nach damaliger Sitte zur Erlernung des kaufmännischen Berufes und der französischen Sprache nach Lyon, der damaligen Hochschule der jungen zürcherischen Kaufleute. Mit dieser frühzeitigen Entfernung des Knaben aus dem elterlichen Hause scheint die Mutter, die inzwischen sich wieder mit Herrn Rathsherr Escher in Stadelhofen verehelicht hatte, nicht einverstanden gewesen zu sein; aber gerade der Umstand, daß die zärtliche Mutter ihren Liebling allzu abgeschlossen erzog, und seinem tiefen, kontemplativem Gemüthsleben allzu viel Vorschub gewährt hatte, bestimmte den derben Oheim um so eher, den zarten Knaben den Armen der Mutter frühzeitig zu entziehen und ihn auf eigene Füße in die Welt hinaus zu stellen.

In Lyon hatte der treu besorgte Vormund eine sonst streng geübte Vorsicht in Auswahl eines Logis für den Mündel nicht genugsam walten lassen, und so gelangte der junge Konrad in eine Familie, die streng katholisch war und in beständigem Verkehr mit der zahlreich vertretenen Klerisei stand; namentlich gingen die Glieder eines Minoritenklosters täglich im Hause aus und ein und hatten großen Einfluß auf die Bewohner desselben. Mit viel Klugheit suchten sie den jungen protestantischen Zürcher an sich zu ziehen, und um so eher, als sie hörten, daß er ein Waisenknabe sei, der ein reiches Erbe zu erwarten habe. Bei dem gemüthlichen, stillen Wesen des Knaben hatte ihre Absicht, die erst im Verfolg klar zu Tage trat, leider nur zu guten Erfolg.

In tiefster Stille wurde die Bekehrung betrieben und erst als der Knabe als Novizze in ihr Minoritenkloster trat, gelangte die Kunde davon durch junge schweizerische Kaufleute nach Zürich und erregte große Bestürzung und Aergerniß nicht nur bei der Familie, sondern auch bei Rath, Geistlichkeit und Bürgerschaft. In dem Glaubenseifrigen Zürich mochte man einen solchen Triumph der katholischen Kirche nicht gönnen und darum bot man Alles auf, den verführten, erst 16jährigen Jüngling den Händen seiner geistlichen Berather wieder zu entreißen. Als aber

alle, auch von dem Rath begünstigten und empfohlenen Mittel sich fruchtlos erwiesen, entschloß sich der energische Vormund, sich des bethörten Knaben durch Güte, List oder Gewalt wieder zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke suchte er einen Vertrauensmann, den er mit hinreichenden Geldmitteln und Vollmachten versehen nach Lyon senden könnte und glaubte bald einen solchen gefunden zu haben in der Person eines jungen Anverwandten, Namens Kaspar Schärer von St. Gallen. Der Umstand, daß dieser selbst Konvertit war, sollte, so hoffte man, ihn zum Unterhändler um so geschickter machen. Allein diese Wahl zeigte sich im Verfolge als eine durchaus verfehlte; denn Schärer erwies sich wol als ein gewandter, aber auch intriguanter Abentheurer, der das Zutrauen der Familie auf das Schmählichste mißbrauchte.

Im vollsten Vertrauen auf seine Welt- und Menschenkenntniß, auf seine Gewandtheit und Klugheit, voraus aber auf seine Treue und Redlichkeit wurde Schärer Ende April 1626, mit reichen Geldmitteln ausgerüstet, nach Lyon abgesandt, um den jungen Werdmüller aus dem Kloster auf irgend welche Weise zu entführen und heim zu bringen. Bereits am 6. Mai berichtet Schärer von seiner Ankunft in Lyon und seinem Besuche bei Vetter Konrad. „Ich begehre unumschränkte Voll- „macht, zu thun und zu handeln nach eigenem Ermessen", schreibt er. „Denn die Geistlichen traktieren nichts ohn gute Fundament". Er fordert darum zu Ausführung seiner Pläne 400 Lors. „Den Wagen, „so verrostet ist, muß man schmieren, so man ihn will machen gehen. „Ein wenig hilft nit unter Viele. Zudem muß es oft geschehen, um „willkomm zu syn".

Er stellt eine Menge von Schwierigkeiten vor, die dem Unternehmen hinderlich seien. Das Kloster liege, von einer Ringmauer umgeben, einsam auf einem hohen Berge. Der Weg dahin sei steil und sehr beschwerlich. Die größte Schwierigkeit liege aber in der frommen Beharrlichkeit des Knaben und seiner großen Liebe zum Klosterleben. „Der Knabe ist so andächtig im Orden, daß er zu meiner Verwun- „derung mächtig der Welt und deren Freuden abgestorben ist, also daß

„es mir viel Zeit wird wegnehmen, eb ich recht hinder ihn kann.“ Er stellt in Aussicht, daß er einige Klosterbrüder zu Erreichung seiner Absichten gewinnen könne; aber dazu sei viel Geld nöthig. Schließlich bemerkt er noch, der Knabe habe letzten Sonntag in Gesellschaft der Mönche und in tiefer Andacht einer Prozession beigewohnt; er sei bereits gut abgerichtet, aber auch stark gewachsen und bei der guten Klosterkost kräftig geworden — „also daß er Lybs und Seelen halber gut versorget ist“.

Den 16. Mai berichtet Schärer nach Zürich: Er habe den Vetter schon 3 mal besucht und es werde ihm, als einem Convertiten, großes Zutrauen geschenkt, so daß er ungehinderten Zutritt zu seinem Vetter habe. Er sei auch schon wiederholt in's Refektorium eingeladen worden, um mit den Fratern zu trinken. Der Pater Conrector habe ihn bei solchem Anlasse gefragt, was Mutter und Verwandte zu der Conversion sagten? Er habe ihnen bemerkt: Das mögen sie sich selbst denken und jedenfalls werde die Herausgabe des großen Vermögens des Novizzen auf große Schwierigkeiten stoßen. Die Mönche haben darauf erwiedert: Wenn der Knabe nur erst Profeß gethan, so müsse das Vermögen an das Kloster herausgegeben werden! Wollte man sich widersetzen, so werde Sr. Königl. Majestät dieses von der Regierung von Zürich verlangen auf eine Weise, daß es nicht werde verweigert werden können! Er habe übrigens das Zutrauen seines jungen Vetters in hohem Grade gewonnen und suche demselben vom wirklichen Eintritte in's Kloster abzubringen. Sei ihm (Schärer) dieß gelungen, so könne der Knabe ja doch Katholik bleiben und mit ihm irgendwo leben, wo es ihnen gefiele. Freilich wolle Konrad hievon nichts wissen und beharre auf der Ablegung des Ordensgelübdes. Denn er fürchte die Verlockungen der Welt und die Versuchungen zur Sünde und sage: „Es seige ihm „jetzt im Kloster, als ob er allbereit im Himmel wäre; also wohl seige „ihm jetzt! Was man uf der Welt für eine gemeine Sünd achte, das „seyge im Kloster eine grausame Sünd. Darum müßte er Gottes „Straf fürchten, wenn er der Eltern und Verwandten Willen über „Gottes Willen stellen wollte.“

Und doch lag diesen zunächst daran, den verirrten Sohn vom Eintritt in's Kloster abzuhalten, wohl in der bestimmten Hoffnung, daß, wenn er nur nicht ein bindendes Gelübde abgelegt hätte, er wohl wieder dem angestammten Glauben möchte gewonnen werden. Darum stimmten sie gerne den Vorschlägen Schärers bei und stellten einen Revers aus, daß er, wenn er nur nicht das Ordensgewand anziehe, ungehindert als Katholik seiner Ueberzeugung folgen und leben möge, wo es ihm beliebe. An Schärer wurden neue Vollmachten und Geldsendungen übermacht. — Allein bald sollte offenbar werden, wie arg Schärer das Zutrauen der Familie im Interesse der Gegenpartei mißbrauchte und mit raffinirter Hinterlist doppelten Judaslohn sich zu erwerben wußte. — Denn schon im Herbste desselben Jahres gelangte durch in Lyon sich aufhaltende Zürcher die schmerzliche Kunde in die Heimat, daß Konrad Werdmüller öffentlich vor dem Hochaltare der Minoriten-Kirche in Lyon feierlich Profeß gethan und den Klosternamen Joannes Babtista angenommen habe. (Das über diesen Akt auf Pergament geschriebene und vom Provincial de Lyon und von 7 höheren Ordensbrüdern unterzeichnete Attest befindet sich nebst den übrigen Aktenstücken noch wohl erhalten im Familienarchiv.)

Welch' tiefen Eindruck diese Nachricht auf die Verwandten in Zürich machte, ergiebt sich am Deutlichsten aus einem (ebenfalls noch vorhandenen) Schreiben der tief bekümmerten Mutter; sie schreibt: „Myn früntlicher Gruß mütterlicher Liebe und thrüw syge Dir mein herzliebes Kind jeder zyt zuvor — fürnemglich aber die gnad und barmherzigkeit Gottes senge mit Dir als mynem herz allerliebsten Schatz allezyt durch unseren lieben Herrn und Heiland Jesum Christum; und die rächte selige Erlüchtung wünschen ich Dir aber mein Kind als mynem eignen Fleisch und Blut uß mütterlichem ganz thrüwen Herzen bestmynem Vermögen — Amen! Dennoch hab ich nit können unterlaßen dir zu schryben, diewyl sich Gelegenheit mit Baschi Kitt zugetragen. Han doch noch das Vertrawen zu Dir, Du werdest ab Gott will das Schryben empfangen dürfen und dasselbig für Dich selbst läsen, damit Du

gſächeſt, daß ich Dyner noch gar nit vergäſſen hab, ſondern wüß myn lieb Fleiſch und Blut, daß Du mir all Stund und Augenblick nüt aus mynem Herzen kummeſt. Wüß auch, herzlieber Sun, daß ich Gott den Allmächtigen mit gebogenen Knieen nütt uf hören will zu bätten für Dich und wenn ich nümmen bäten kann, ſo wölle doch Gott der Allmächtige myne letzten Süfzer, die ich Dynethalben thue, auch noch erhören, und wird Dir durch unſeren lieben Herrn und Heiland ſyn gnad und heiliger Geiſt verliehen, damit Du die rechte Wahrheit könneſt verſtan, was er uns in ſynem Wort zu thun geheißen glauben. Der allmächtig gütige Gott wolle Dich wiederumb in ſyne Heerd führen, da ſyne geliebten Schaf hie in der zyt zu wahrem Glauben und dört zu der ewigen Freud funden werden. Ach myn herz allerliebſter Sun, ach min lieb Fleiſch und Blut — wüß daß das mynem müeterlichen Herzen zu ertragen nütt mehr möglich iſt! Wüß auch, daß es kein Wunder wär, wennſchon mir von großem Kumber dynetwegen myn Herz ich weiß nütt in wie vill Stuck zerbrochen würd, daß ich doch Dyner ſo gar muß beraubet ſin! Wüß auch, myn lieb Kind, daß ich Dir gar kein Schuld gebe, ſondern Dinem Herrn und Dinen fründen: die hand Dich dahin bracht und von denen wird Gott am jüngſten Gericht Dyn Blut forderen. Dann Du in Diner Kindheit von den Lüten biſt überylt und verführt worden; denn ich truw Dir hüt des tags, wenn Dir ein Bibel werden mag und Du dieſelbig yfrig lieſeſt und betrachteſt, ja wenn Du den böſen lüten nütt loſeſt, wie ſie Dir den läzen weg uslegen, wirſt Du auch wieder umbkheren und wieder zu mir und in Dyn geliebt Vaterland kommen, und es ſyg Dir heilig verſprochen, daß Du das alles nüt endgelten ſollſt und ſölle Dyn Hab und Gut alles bey einanderen bhalten werden, damit Du, wenn Du heimb kommſt, noch etwas habeſt. — Ach Du kannſt mir nüd glauben, wie ſchwer es mir fällt, daß Du ſo bald verſchickt werden ſollſt, daß wir nüt wüſſend, wohin Du kommſt. Darum bitte ich Dich um Gottes Willen, laß mich allzyt wüſſen, wohin Du reiſſeſt. Oder aber wenn Dich unſer Herr Gott zu ſynen Gnaden rüefte, daß

mir doch solches auch zu wüssen gethan werde: oder aber wenn ich zu den göttlichen Gnaden beruefen werden sollte, daß man es Dir auch könnte zu wüssen thun. Ich bitt Dich flehentlich, myn lieb Kind, g'wahr Dich doch myner bitt, damit mir doch myn Hertz ein wenig erlabet werde! — O Du myn lieber Sun, myn thüres Fleisch und Blut! Dich bevelche ich von grund mynes Herzens, din Lyb und Seel dem überschwänglichen Rychthum der Gnad des himmlischen Vaters. Der Herr Jesus, der guete Hirt, bringe Dich wieder zu der Heerd syner auserwählten Schafe, damit Du in syner waid erfunden werdest hie zytlich und dört ewigklich. Der heilige Geist erhalte in Dynem Herzen das Licht der sälig machenden Wahrheit und behüte Dich vor allem Betrug, damit Du im Glauben der rächten christlichen ungezweyfelt wahren Religion erkennen könnest und äntlich mit uns allen erreichen mögest die ewige Wahrheit. Das verlyche Dir die heilige hochgelobte Dreifaltigkeit Gott Vater Sun und heiliger Geist gebenedeiet und prysen in Ewigkeit! Amen. datum in Zürich den 25 März 1627

dyn trüwe und hochbekümberte Mueter alle Zyt die wyl ich lebe

Dorothea Aescherin.

Allein auch dieses bewegliche Schreiben der liebenden Mutter hatte auf den jungen Mönch keinen Einfluß. Im Gegentheil wurde derselbe nun bedrängt, als ein der Welt Abzusterbender, sein Testament zu machen, das denn auch in bester Form und in Gegenwart hochansehnlicher Zeugen in französischer Sprache durch einen königlichen Notar abgefaßt und mit dem Siegel des obersten Gerichtshofes von Lyon besiegelt wurde. In diesem Testamente wurde Schärer mit $^6/_8$ des Vermögens als Haupterbe und Testamentsexekutor bezeichnet, $^1/_8$ fällt an die Regierung Zürichs (wol nur um dieselbe zur Herausgabe des Vermögens geneigter zu machen) — $^1/_8$ wird theils für die Mutter, theils für verschiedene wohlthätige Zwecke bestimmt. Sechs Monate nach Ablegung des Professes soll das Testament durch den lieben Vetter Schärer vollzogen werden. Verschiedene Umstände und Winkelzüge — z. B. Uebertragung des 4. Theiles der Erbschaft an einen Mönch,

Claude Lorain — lassen vermuthen, daß Schärer wol nur der Strohmann, der die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, gewesen sei. Genau nach Verlauf der Frist von 6 Monaten berichtet Schärer den Inhalt des Testamentes an den Rath von Zürich und verlangt prompte Vollziehung desselben, laut Schreiben vom 20. April 1627. — Als dieses Schreiben dem Vormund und den nächsten Anverwandten Werdmüllers mitgetheilt wurde, protestirten diese mit aller Entschiedenheit gegen die Gültigkeit des Testamentes und zwar zunächst aus dem einfachen Grunde, daß der Testator als minorenn noch unter Vormundschaft stehe, mithin zur Abfassung eines Testamentes nicht berechtigt sei. Mit dieser Ansicht — kluger Weise mit vorsichtiger Beiseitelassung der Confessionsfrage — erklärte sich auch der Rath einverstanden, verweigerte die Herausgabe des Vermögens und verwies Schärer mit seinen vermeintlichen Ansprüchen als einer Privatsache auf den Zivilweg vor die Gerichtsschranken Zürichs. Offenbar vermied es der Rath mit Aengstlichkeit, die Frage zu einer konfessionellen zu machen, um nicht die katholischen Kantone oder die Kirche von Frankreich in den Handel zu ziehen. Schärer wagte indeß doch nicht, sich in Zürich zu stellen und anerbot der Familie gütliche Unterhandlungen, die sich Jahre lang hinauszogen und endlich nach vielen Umtrieben damit endeten, daß Schärer — auch gegen seine geistlichen Oberen perfid — das Testament gegen ein Douceur von 100 Dukaten der Familie einhändigte und für seine Person allen weitern Ansprüchen entsagte, nicht aber allfälligen Ansprüchen eines Dritten.

Inzwischen nahte der Mönch dem Alter der Volljährigkeit, das ihn zur eigenen Verwaltuug seines Vermögens berechtigte und auf diesen Zeitpunkt mochten auch die h. Väter gehofft haben.

Im Jähr 1634 unternahm der Mönch Johann Baptista in Begleitung zweier Ordensbrüder eine Reise nach Luzern, um die Hülfe des katholischen Vorortes behufs Auslieferung des Vermögens von der Regierung von Zürich zu erlangen. Allein Zürich antwortete auf eine dießfällige Anfrage Luzerns, daß der Kläger nach dem eidgenössischen

Rechte seine Klage vor den Gerichten seines Heimatortes geltend zu machen habe und lud, unter Zusicherung sicheren Geleites, die Mönche ein, selbst nach Zürich zu kommen. Allein dieß lag nicht in den Wünschen der Herren Patres, da sie wol nicht ohne Grund den Einfluß der Anverwandten auf ihren jungen Bruder besorgten. Da dieser Einladung keine Folge geleistet wurde und die Familie vorzüglich auf eine mündliche Besprechung mit ihrem jungen Anverwandten behufs dessen Wiedergewinnung hoffte, so stellte der Rath von Zürich auf das Ansuchen der Familie an den Rath von Bern das freundeidsgenössische Gesuch: Wenn die Mönche auf ihrer Heimreise durch das bernerische Gebiet kommen sollten, dieselben anzuhalten und den Einen derselben, den Hs. Konrad Werdmüller, jetzt J. Baptista genannt, nach Zürich bringen zu lassen. Bern entsprach willfährig. Es mochte indeß von dieser oberkeitlichen Maßnahme irgendwie Kunde nach Luzern gelangt sein — genug: die Mönche wichen der Gefahr aus und vermieden bei ihrer Rückreise das bernische Gebiet.

Die Reise in's Vaterland war indeß nicht spurlos an dem weichen Gemüthe des jungen Mönchs vorübergegangen. Die Sehnsucht nach der Mutter und theuren Anverwandten war neu erwacht, und so sehr nagte das Schweizerheimweh an seiner durch Fasten und Bußübungen geschwächten Gesundheit, daß dadurch, wahrscheinlich auch durch die Aussicht auf die beförderliche Herausgabe des großen Vermögens bei persönlicher Anwesenheit, die Oberen sich bestimmen ließen, seinen sehnlichen Wunsch, einmal wieder die Heimat zu besuchen, zu gewähren — aber nicht, ohne ihn zu diesem gefährlichen Besuche wohl vorzubereiten und seine Glaubensfestigkeit prüfen zu lassen. Zu dem Ende hin reiste J. Baptista nach dem Ermessen seiner Oberen selbst nach Rom, wo er durch seine wissenschaftliche Gründlichkeit in Vertheidigung katholischer Glaubensthesen und durch seinen glühenden Eifer sich bei Pabst und höherer Geistlichkeit die größte Zufriedenheit erwarb, namentlich als er eine strenge Prüfung vor dem römischen Inquisitions-Collegium so gut bestand, daß ihm ein päbstliches Brevet mit außerordentlichen Voll-

machten und Conzessionen eingehändigt wurde. In diesem wohlerhaltenen, in lateinischer Sprache auf Pergament geschriebenen Aktenstück heißt es:

Casparus Episcopus Albanus Borgia, Frater Desiderius Scaglia tituli sancti de cremona, Frater Desiderius Barborinus sct. Honophrii (nebst 5 anderen Unterschriften).

Durch die Gnade Gottes Cardinal-Diakonen S. R. C. in der ganzen Christenheit, General-Inquisitoren gegen die ketzerische Gottlosigkeit von dem h. apostolischen Stuhle besonders abgeordnet, dem in Christo geliebten Bruder Johann Baptista (s. n. Werdmüller) öffentlichen Priester des Minoritenordens, als Theologe in Frankreich sich aufhaltend, im Herrn ewiges Heil. Als in der Generalversammlung der h. römischen Generalinquisition, welche im apostolischen Palaste beim St. Peter in Gegenwart des h. Pabstes und uns ist gehalten worden, in Deinem Namen das Gesuch vorgebracht wurde, daß wir zum Heil der Seelen und zu Widerlegung der Ketzer und ihrer Irrthümer Dir die Bewilligung und Befähigung ertheilen möchten, einige verbotene Bücher zu lesen und zu behalten, sowie auch zurückkehrende Ketzer zu absolviren und wieder aufzunehmen, so haben Wir, die Mehrer und Vertheidiger des allein selig machenden Glaubens, nach der uns verliehenen apostolischen Würde, Dir die Erlaubniß und Vollmacht ertheilt, daß Du alle und jede ketzerischen Bücher, welche in dem römischen Verzeichnisse verdammt sind, mit Ausnahme derjenigen des Carolus Melindus und derjenigen des Nikolaus Machiavelli, zu obgenanntem Zwecke im Geheim und nur für Dich, allein befreit von Censur und Strafe, lesen und studiren mögest. Jedoch hast Du, wo Du Dich aufhalten mögest, sogleich dem katholischen Geistlichen des Ortes ein Verzeichniß genannter Bücher zuzustellen, damit im Fall Deines Todes die Bücher nicht in andere Hände kommen, sondern zur Vernichtung dem Feuer übergeben werden. Im Uebrigen ertheilen wir Dir die Machtvollkommenheit, daß Du alle und jede Personen, Laien und Cleriker, Regularen, Ketzer und Schismatiker, welche vom heiligen katholischen Glauben abgeirrt sind oder in Gegenden leben, wo die Ketzerei ungestraft geübt wird, und

aber reuend und demüthig die Wiederaussöhnung mit der Mutterkirche verlangen, von der Excomunikation, dem Interdikte und anderen kirchlichen Urtheilen, nachdem sie ihre Irrthümer gebeichtet, bereuet und werden abgeschworen haben, nach Auflegung der gewohnten heilsamen kirchlichen Buße, loszusprechen und in den Schoß der h. Mutterkirche wieder aufzunehmen sollst befugt sein. Und ebenso ertheilen wir Dir die Machtvollkommenheit, daß Du alle Bewohner ketzerischer Gegenden, welche die verbotenen ketzerischen Bücher wissentlich gelesen und behalten haben, auch die Hehler, Gönner und Vertheidiger derselben, sofern sie Reue geloben und sich fernerhin solcher Schwärmereien zu enthalten geloben, auf gleiche Weise von der Excommunikation und andern kirchlich-gerichtlichen Urtheilen in gewohnter kirchlicher Form lossprechen und befreien mögest. — Kraft diesem gegenwärtigen Briefe ertheilen wir Dir auf 5 Jahre Vollmacht und haben wir diese gegenwärtige Urkunde mit unseren Unterschriften und dem Siegel unserer heiligen Inquisition durch unseren Notar ausgestellt und bekräftigt. Gegeben in Rom in der Generalversammlung der h. Inquisition d. 30 März im Jahre unseres Herrn 1637 und im 12. Jahr des Pontificates des gegenwärtigen h. Pabstes (Urban III)."

Es geht aus obigem interessanten Aktenstücke wol deutlich hervor, daß dem jungen Mönche die Bekämpfung und Bekehrung der Ketzer förmlich zur Pflicht gemacht wurde und hoffte man dabei wohl namentlich, daß es ihm gelingen möchte, bei seinen angesehenen Anverwandten in dem ketzerischen Zürich Einfluß zu gewinnen. Auf diese Weise wol vorbereitet und ausgerüstet glaubten die h. Väter — trotz Abrathens von Seite des Nuntius in Luzern — es doch wagen zu dürfen, den jungen Mönch in seine Heimath reisen zu lassen.

So langte denn der ehrwürdige Pater Johann Baptista am 16. Juni 1637 in Zürich an, nachdem ihm von unseren gnädigen Herren sicheres Geleit war zugesichert worden. Er nahm seine Einkehr bei seinem Stiefvater, Herrn Rathsherrn Hans Caspar Escher in Stadelhofen, zeigte sich zum Aerger der Bürger und Geistlichkeit öffentlich in

den Straßen Zürichs in der ungewohnten Ordenstracht der Minoriten, und forderte durch sein rücksichtsloses Auftreten Alles zum Kampfe gegen sich heraus. Weder die Bitten und Thränen der Mutter, noch die Vorstellungen liebender Anverwandten hatten irgend welchen Einfluß auf seine Sinnesänderung. Im Gegentheil suchte er förmlich den Streit, namentlich mit Geistlichen, die er durch seine Dialektik und Redegewandtheit oft in die Enge trieb. Als letztes Mittel, den starren Mönchssinn zu brechen, wünschten die Anverwandten, daß er zu einer gründlichen Unterredung mit dem würdigen Vorsteher der zürcherischen Kirche, Herrn Antistes Breitinger, möchte zusammengebracht werden, in der Hoffnung, daß durch diesen hocherleuchteten Gottesmann der Verirrte wieder zur wahren evangelischen Erkenntniß möchte gebracht werden. J. Baptista war solche Unterredung ganz gelegen; hoffte er doch seinerseits, einen glänzenden Triumph für die katholische Heilslehre zu erringen. — Da Herr Antistes gerade zu jener Zeit die Kur in Baden gebrauchte, an welch streng katholischem Orte eine so wichtige Besprechung nicht wohl zu wagen war, so wurde eine Besprechung im Schlosse Regensberg verabredet, wo damals Junker Jost Zoller als Landvogt residirte. J. Baptista erschien zu der verabredeten Zusammenkunft (12. Juni) im Ordenskleid, begleitet von seinem Stiefvater Escher und seinem Oheim, Pannervortrager Werdmüller; Herrn Breitingers Begleiter waren Herr Hs. Jak. Wolf, Professor der hebräischen Sprache, und Herr Amtmann Heinrich Thomann. Ueber Form und Inhalt der Unterredung finden sich leider keine Angaben; nur wird darüber berichtet: „Das Gespräch währete von 7 des Morgens biß umb 11 „Uhren Mittags, volgends ab dem Essen im Bysyn aller ob erzellten „Herren in aller Fründschaft biß auf den Abend.“

Anfänglich schien es zum großen Leidwesen der Anverwandten, als ob auch diese Unterredung ganz erfolglos geblieben wäre. Allein wenige Wochen später — noch ehe Herr Breitinger seine Badekur vollendet hatte — unternahm der Mönch eine That, welche seine gänzliche Sinnesänderung bekundete. Eines Abends nämlich, zwischen Tag und Nacht,

prasselte eine hohe Feuerflamme zum Himmel herauf, die Thurmwächter bliesen die Feuerhörner, die Löschmannschaften eilten zur bezeichneten Brandstätte nach Stadelhofen zu Herrn Rathsherr Eschers Wohnhaus. Allein in diesem Hause fand sich keine Spur von Feuersgefahr; erst bei weiterem Nachforschen in den Hintergebäuden fand sich der Herd des Feuers: denn im Garten stand in bürgerlicher Kleidung der Mönch Baptista tief in Gedanken versunken vor dem brennenden Holzstoße. Auf diesem lag sein Mönchshabit, das er als Beweis seiner völligen Sinnesänderung dem Feuer übergab. — Groß war der Jubel der herbeigeeilten Bürger, als Werdmüller erklärte, daß er mit dem Mönchskleide auch seinen Mönchsnamen ablegen und den angestammten Glauben seiner Väter wieder annehmen werde. Von da an trat Werdmüller wirklich wieder zur Freude der ganzen Bürgerschaft und zum Triumphe der Geistlichkeit in die angestammten bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse zurück, überall mit freudiger Liebe und Theilnahme begrüßt.

Ob indeß des Herrn Antistes Breitingers Glaubens fester Einfluß allein diese gewaltige Sinnesänderung des jungen Mönches bewirkte, ist nicht in den Akten zu finden. Immerhin ist anzunehmen, daß dem ehrwürdigen Herr Antistes eine sehr einflußreiche Bundesgenossin zur Seite stand, in der lieblichen Person der schönen und geistvollen Anna Kellerinn, welche als Stieftochter des Vormundes wol öfters mit dem jungen Mönche in Berührung kam und ihn zu ernsten Betrachtungen über die Ungemüthlichkeit des Cölibates veranlaßt haben mochte. Gott Amors Pfeile waren scharf; sie durchdrangen die Eisrinde starrer Mönchstheologie und gar bald wurde Zürichs Bürgerschaft in frohes Erstaunen versetzt, als die Verlobung des glücklichen Paares bekannt wurde und schon im Oktober 1837 eine solenne Hochzeitfeier die Glücklichen vereinte. Große Sensation und Erbitterung erregte dieser Schritt des jungen Priesters in Lyon sowohl, als in der ganzen katholischen Schweiz und Nuntius und Bischöfe, Prälaten und Kleriker, vor allen aber die Kapuziner in Baden erhoben einen gewaltigen Lärm, so daß die Regierung von Zürich sich arger Beschimpfungen wegen an den

Rath von Baden wandte, was lange Verhandlungen zur Folge hatte. Auch der berüchtigte Schärer tauchte wieder auf und erneuerte seine Erbsansprüche, da er noch wichtige Dokumente bei Handen zu haben vorgab und mittelst Drohungen noch Jahre lang von dem friedliebenden Werdmüller Geld zu erpressen wußte. So schrieb er noch 1658 von Ems aus: „So Ihnen blieben thut, mich mit einer erklecklichen Summe „zu erfreuen, so wird ich ihnen alsdann etliche autentische Dokumente „wegen seines Testamentes und Confesses endlich lassen zukommen; an-„sonsten würde mich derselben ernstlich gegen Euch bedienen". Einige Monate später zog Schärer indeß mildere Saiten auf und versucht es mit eindringlicher Bitte: „Er wölle mir doch um Gottes Willen in „diesem mynem Alter mit einer erklecklichen Summe zu Hülfe kommen „und das Geld durch unsern Vetter, Herren Oberst Rahnen, mir lassen „zukommen" 2c.

Nachdem die Jugendzeit des Herrn Konrad Werdmüller eine so stürmische gewesen war, gestaltete sich sein späteres Leben um so fried-licher und ruhiger.

Nachdem er zu seinem väterlichen Glauben zurückgekehrt war und nicht ohne Schwierigkeiten die Herausgabe und Verwaltung seines großen Ver-mögens erlangt hatte, wobei sich sein friedliebender und nobler Charakter im schönsten Lichte zeigte, führte er mit seiner Gattin und einer einzigen Tochter, die sich später mit dem ältesten Sohne des ihm innig befreun-deten General Rudolf Werdmüller verehelichte, ein äußerst glückliches Familienleben. Auch an äußern Ehren fehlte es ihm nicht, und er ward, nachdem er verschiedene andere Ehrenstellen bekleidet hatte, 1656 in den kleinen Rath gewählt, was ihm den Titel „Rathsherr Mönch" eintrug, und heut zu Tage noch wird den Besuchern von Schloß Elgg das wohlerhaltene Bild des „Rathsherrn Mönch" nebst demjenigeu seiner Gemahlin als Merkwürdigkeit gezeigt.

An den bürgerlichen Unruhen und Kriegen jener Zeiten, in denen mehrere seiner Verwandten eine hervorragende Rolle spielten, nahm

der „Rathsherr Mönch“ keinen aktiven Theil; er blieb fortan ein Mann des Friedens und starb ein freundlicher, allgemein geachteter Greis in seinem 72. Lebensjahre. — Im St. Peter beigesetzt trägt sein Grabstein die Inschrift: „Ich leb, aber nicht ich, sondern in mir lebet Christus.“

Jos Ammann von Zürich.

1539—1591.

Ein Beitrag zu seiner Biographie.

Von Dr. C. H. Meyer-Zeller.

„Also macht jm fürwar der ehrliche, kunstryche und weitberühmte Joß Ammann von Zürich mit seiner hohen kunst und mit seinem reissen einen herrlichen, unsterblichen Namen, denn, wenn er schon mit Tod von diesem jammerthal abgeschieden, wird man doch seiner Kunst nicht vergeßen."

Dedication der neuen livischen Figuren von 1573.

Jos Ammann, der Maler, Zeichner für den Holzschnitt und Kupferstecher, war einer der fruchtbarsten Künstler der II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts und zugleich der erklärte Liebling seiner Zeit. Sicherlich hat auch seit ihm — höchstens allenfalls der Idyllendichter Salomon Geßner und Hans Caspar Lavater ausgenommen, kein zweiter Zürcher derselben Popularität im In- und Auslande sich zu erfreuen gehabt, wie er.

Geboren und erzogen wurde er in Zürich; aber von circa seinem 20. Altersjahr an bis zu seinem Tode lebte er im Auslande, in Nürnberg. Seine Hauptthätigkeit konzentrirte sich in Zeichnungen für den Holzschnitt und Kupferstich, die er für den Buch- und Kunsthandel, voraus für den Frankfurter Verleger Sigmund Feierabend lieferte, und mit diesen Arbeiten hauptsächlich hat er sich seinen Namen gemacht.

Aus den bisher über ihn veröffentlichten Untersuchungen ist in Kürze folgendes zu entnehmen.

Fast jede Buchhändlermesse brachte ein neues von ihm illustrirtes Werk auf den Büchermarkt und zwar meist gleichzeitig in verschiedenen Ausgaben, verschieden nach den Formaten und der Sprache des Textes — lateinische und deutsche Ausgaben. Jedes neue Werk wurde jeweilen vom Publikum freudig begrüßt, aber nicht weniger erhielten sich die alten fortdauernd in Gunst, was wir aus den immer wieder nothwendig werdenden, neuen Auflagen entnehmen, die sich bis weit in's XVII. Jahrhundert hinein fortsetzen, wohl ebenso lange als die Holzstöcke vorhanden und brauchbar waren.

Die behandelten Gegenstände waren von der manigfaltigsten Art.

Einzelne der von ihm illustrirten Werke hatten hauptsächlich für den deutschen Adel Interesse, wie das Turnierbuch, das eine Anzahl von Turnieren mit möglichster historischer Treue beschreibt und die Rüstungen und Wappen der Theilnehmer im Bilde wiedergibt, Frohnspergers Kriegsbuch mit seinen verschiedenen kriegerischen Szenen, Schlachten, Feldlagern, den militärischen Chargen u. s. w., das Jagdbuch, das Buch von der Gestütterei u. s. w.

Andere, wie das geistliche Trachtenbuch, die Separatausgaben der biblischen Figuren, mochten besonders für den geistlichen Stand berechnet sein. Die Mehrzahl wendet sich an das große, allgemeine Publikum. Dahin gehören einerseits von weltlichen Darstellungen zum Beispiel: der Reinecke Fuchs, das Frauentrachtenbuch, Eigentliche Beschreibung aller Stände auf Erden, das Thierbuch, die Türkenchronik (der Türk ist im XVI. Jahrhundert eine gewichtige, alle Welt interessirende Persönlichkeit) u. s. w., anderseits die Darstellungen aus der heiligen Geschichte, die illustrirten Bibeln u. drgl.

Ein Theil der Werke war von vorneherein darauf angelegt, angehenden Künstlern und den Kunsthandwerkern zur Anleitung und als Vorlage zu dienen; mehrfach wurden aber auch vom Verleger aus seinen illustrirten Verlagswerken Holzschnitte ausgewählt und ohne Text zum gleichen Zwecke separat ausgegeben.

Neben den Büchern mit Ammann'schen Illustrationen erschienen in Einzelnblättern oder Blattfolgen noch zahlreiche Holzschnitte und Radirungen desselben. Wir haben von ihm auch allegorische und mythologische Darstellungen, Illustrationen zu Klassikern; indessen ist die Zahl derartiger Gegenstände verhältnißmäßig gering. Ammann entnahm seine Aufgaben meist der Gegenwart, dem täglichen Leben und seinen Umgebungen. Dieser Anschluß an das Leben, an die Natur charakterisirt ihn unter den Künstlern seiner Zeit.

Wenn auch seine Hauptthätigkeit — wie bei der Masse der diesfälligen Produktionen nicht anders angenommen werden kann — in diesen Arbeiten für die vervielfältigende Kunst, m. a. W. für den Buch- und Kunsthandel aufgegangen sein muß*), so hat er doch außerdem auch für Privaten Arbeiten ausgeführt, Zeichnungen, Gemälde, welche also Unica blieben. Einzelne solcher Arbeiten sind bekannt; größer ist wohl die Zahl der unbekannten. Ueber den Umfang seiner Thätigkeit in dieser Richtung könnten einzig Aufzeichnungen des Meisters selbst erschöpfenden Aufschluß geben; für den spätern Forscher entzieht sie sich der Kontrole. Die Kunsthistoriker haben sich von jeher mit Vorliebe mit Ammann beschäftigt und ihm einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte eingeräumt. Man anerkennt seinen großen Fleiß, Vielseitigkeit, reiche Phantasie, frische Auffassung, Humor und Laune und markige Zeichnung.**) Insbesondere werden auch seine heraldischen Arbeiten von Kennern in Ehren gehalten, und soll sich aus ihnen ein Bild der schwungreichen und auf's feinste stylisirten Heraldik in ihrer letzten Blüthezeit gewinnen lassen, wie es auf keinem andern Weg sonst gefunden werden könne. Dabei wird wohl der fromme Wunsch ausgesprochen, es möchte Ammann's Thätigkeit und Talent nicht so ganz

*) Das beschreibende Verzeichniß Beckers bildet einen stattlichen Band von 235 Seiten.

**) Ammanns designs are more bold, and display more of the vigour of the older German Masters than those of his contemporary Virgil Solis. Jackson and Chatto, A Treatise on Wood Engraving Historical and practical. London 1839.

und gar im Dienste des Buchhandels aufgegangen sein, wobei er durch die überhäuften und dringenden Aufträge zu möglichst schnellem Arbeiten und damit zuweilen auch zu handwerksmäßigem Betrieb gezwungen wurde, da er alle Gaben besaß, um auch höhere künstlerische Aufgaben als diejenigen, welche ihm als Illustrator sich darboten, auf's würdigste zu lösen.

Damit, daß Ammann einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte eingeräumt erhalten hat, ist seine Bedeutung aber nicht erschöpft und abgeschlossen. Zahlreiche seiner Arbeiten bieten nämlich von kulturhistorischer Seite großes Interesse.

Aehnlich wie Matthäus Merian durch seine zahlreichen Abbildungen von Städten und Bauwerken, wie sie damals bestanden, der Geschichtsforschung einen großen Dienst erwiesen hat, da man sich ohne ihn von Vielem keinen richtigen Begriff machen könnte, erhielt uns Ammann für immer ein gutes Stück Leben seiner Zeit, das wir ohne seine Bilder uns kaum mehr vergegenwärtigen könnten.

Diese Bedeutung Ammann's für die Kulturgeschichte wurde kürzlich von Herrn von Hefner-Alteneck in einer Sektion der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zum Gegenstand eines besondern Vortrages gemacht und die Werke Ammanns den Historikern, insbesondere Kulturhistorikern als höchst bedeutsame Quelle zur Berücksichtigung empfohlen.

Wie die Verfasser der verschiedenen allgemeinen Künstlerlexika*) der mehr lokalen Künstlerlexika oder Kunstgeschichten der Schweiz und

*) a. Allgemeines Künstlerlexikon von J. R. Füßli 1779. Ausgabe von 1810.
b. Des allgemeinen Künstlerlexikons zweiter Theil, welcher die Fortsetzung und Ergänzung des ersten enthält von H. H. Füßli 1806—1820.
c. Neue Zusätze zu dem allgemeinen Künstlerlexikon von H. H. Füßli. I. Heft A. 1824.
d. Neues allgemeines Künstlerlexikon von Dr. Nagler 1835—1852.
e. Die Monogrammisten von Dr. Nagler. B. III. 1863.
f. Allgem. Künstlerlexikon von Dr. Jul. Meyer. I. Bd. 1872.
g. Allgem. Künstlerlexikon von Seubert. II. Auflage. 1. Lieferung. 1877.

Nürnbergs*) und das Hauptwerk über Jos Ammann von C. Becker,**) so weiß übrigens auch von Hefner-Alteneck außer den längst bekannten Angaben keine weitern Nachrichten über des Meisters Lebensverhältnisse zu produziren. Von Hefner schreibt:***)

Jost Ammann geboren zu Zürich 1539 aus einer angesehenen Familie stammend; von da zog er 1560 nach Nürnberg, wo er auch im März 1591 starb. Das ist Alles, was wir von seinen Lebensverhältnissen wissen.

Forschungen in den Zürcherischen (und Nürnbergischen) Archiven brachten uns indessen neulich Dokumente zur Kenntniß, welche ermöglichen, ein etwas ausgeführteres Bild des äußern Lebensganges des Künstlers zu entwerfen. Dasselbe legen wir in Nachstehendem vor:

1. Jugendzeit und angebliche Jugendarbeiten.

Der Vater unsers Künstlers, Johann Jakob Ammann, geboren 1500, einst Lieblingsschüler Glareanus, später an Zwingli und die Reformation sich anschließend, erhielt bei Gründung der zürcherischen Gelehrtenschule (des Collegium Carolinum) die Professur erst der griechischen, dann der lateinischen Sprache und der Logik an dieser Anstalt. Von seinen Vorgesetzten und Amtsgenossen hochgeschätzt, von seinen Schülern mit dauernder Anhänglichkeit geliebt, sie nach Kräften unterstützend, erwarb er sich u. a. das Verdienst, dem mittellosen Conrad Geßner, dem später so berühmten Gelehrten, durch unentgeltliche Auf-

*) a. Geschichte und Abbildung der besten Maler (später Künstler) in der Schweiz von J. Caspar Füßli 1755.

b. Historische Nachrichten von Nürnbergischen Mathematikern und Künstlern von Doppelmayr 1730.

**) Jobst Ammann, Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher, von C. Becker. Nebst Zusetzen von R. Weigel. Leipzig 1854.

***) Sitzungsberichte der philos.-philolog.-historischen Classe der königl. bayr. Academie der Wissenschaften zu München. 1878. II. Heft. Sitzung vom 2. März 1878.

nahme in seinen Haushalt drei sorgenfreie Studienjahre zu verschaffen. Von Ammann's Gattin Anna Meyer ist uns leider nur der bloße Name bekannt.

Diesen Eltern wurde neben 3 Töchtern und einem Sohne Josua, die uns für einmal nicht näher berühren, im Frühjahr 1539 unser Jos (Jodocus) geboren. Sein Taufpathe, nach dem er den Vornamen trägt, war Jos Kilchmeyer, Pathin Regula Zwingli*), die Tochter des Reformators Ulrich Zwingli, nachher Frau des Theologen Rudolf Gwalther.

Ueber Ammann's Knabenjahre ist uns nur ein Zeugniß, aber sehr bezeichnender Art übrig geblieben. Einer seiner Lehrer, der Archidiakon und Professor der Philosophie Otho Werdmüller, gab 1551 eine Erklärung der Hauptstücke des christlichen Glaubens heraus**) und widmete diese Schrift, deren Bearbeitung ihm Herzenssache gewesen, seinem damals zwölfjährigen Schüler Jos Ammann, den er dabei mit folgenden Worten anredet:

„Dem züchtigen und flyssigen Jüngling Josen Ammann wünscht Otho Werdmüller Gottes gnad und frid durch den Herren Jesum Christum. ——————— Ich hab aber dich min lieber Joß, under allen jungen ußerwelt, dem ich dieses büchli zuschryben und eignen. Dann ob du glych wenig jaren uff dir hast, kann ich doch nit anders weder alles guts von dir hoffen, das du dessen so ich hierin leeren, ein

*) Taufbuch der Pfarrei Großmünster, 13. Juni 1539. Jos, latein Jodocus. Im gewöhnlichen Leben bei uns ausgesprochen und wohl auch geschrieben Jost. Jobst, wie er in nürnbergischen Aktenstücken genannt wird — es kommt dieser Name in Nürnberg nicht selten vor — ist eine bei uns ungebräuchliche Form. Der Meister selbst schreibt sich auch nicht so, sondern Jost. Bei lateinischer Wiedergabe seines Namens wird er zuweilen auch Justus genannt.

**) Hauptsumma der waren Religion, das ist kurtze und nach dem Buchstaben gantz einfalte erklärung der zähen Gebotten Gottes, der Zwölff artiklen des ungezwyfleten Christenlichen Glaubens u. des heiligen Gebätts unseres Herren Jesu Christi, das Vater unser genannt, ouch der hochwirdigen Sacramenten, sampt andern Christenlichen Gebätten, durch Otho Werdmüller, diener der Kilchen Zürych. Getruckt zu Zürych by Christ. Froschouer MDLI.

recht bispel sin werdist andern jungen. Dann du hast ein lieben eerlichen vatter, dem du gefölgig und ghorsam bist, minen alten schulmeister herren und gfattern, der dich zu Gottesforcht, zu der leer und allen tugenden flyssig und wol erzücht. Wie er ouch zu andern jungen als ein schulherr, nach sinem ampt flyssige sorg trägt und deßhalb vil lobs und eeren wärt ist. Darumb ich dich, lieber Joß, darzu alle jungen und mine sün und töchtern umb Gottes eer und üwer heil willen (höher kann ich nit) bitten und vermanen, wellind üch uff erdtrich nichts hefftigers lassen angelägen sin, und keinen rychtagen*) oder andern dingen embsiger nachtrachten in lieb und leid, im läben und sterben, weder eben disen punkten, mit sölicher meinung wie es in diesem büchle grundtlich und klarlich gefasset ist. Hiemit jr üwerem himmelischen vatter das größt gefallen thun, dem ganzen vatterland wol erschießen, und üch selbs zu ewigem heil fürderen werdend. Der allmächtig Gott welle dich, sampt allen jungen und alten, mit sinem geist regieren und leiten umb unsers Herren Christi willen Amen."

Geben zu Zürich im Meyen MDLI.

Liegt in Werdmüller's Worten ein schönes Zeugniß für den jungen Ammann, so ist anzunehmen, daß auf seine Entwicklung Schule und Haus den vortheilhaftesten Einfluß ausübten. In letzterm gieng wohl nach der Berufs- oder Lebensstellung des Vaters, vorzugsweise das gelehrte Zürich ein und aus; wir können aber auch eine Reihe bestimmter Personen nennen, die daselbst verkehrten: Conrad Pellican und Rudolf Collinus, beide Collegen Hans Jakob Ammann's am Carolinum, Sebastianus Guldibeck (amicus et necessarius noster) ebenfalls ein Gelehrter und Inspektor Alumnorum, der bereits erwähnte Otho Werdmüller, Johannes Wolf, Pfarrer an der Prediger-, später Fraumünsterkirche und Professor der Theologie, Jörg Binder, Ludi moderator und Chorherr, Ulrich Funk, einer der thätigsten Anhänger Zwingli's, der nach Bern und Marburg auf die Religionsdisputationen

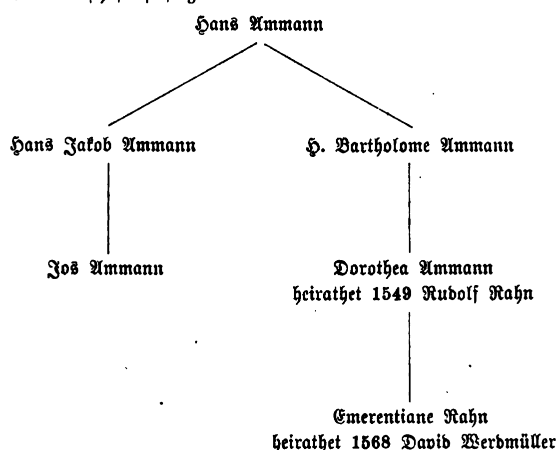
*) Dem Reichthum.

gesandt wurde, der Stadtarzt Dr. Christoph Clauser, Caspar Nasal, Mitglied des kleinen Raths. Ohne Zweifel dürfen wir für die erste Zeit auch Zwingli, für die spätere Bullinger hinzurechnen. Ammann's Geschwister verheiratheten sich alle vor dessen Abgang von Zürich. Anna 1550 mit dem uns nicht näher bekannten Friedrich Harnister, Küngolt 1551 mit Rudolf Funk, Ulrich's Sohn, nachheriger Pfarrer am Fraumünster, Barbara 1557 mit Burkhard Leemann, Pfarrer am Großmünster und nachherigen Antistes, der Bruder Josua Goldschmied heirathete 1558 Katharina Geßner. *)

Diese verschiedenen Namen können im Allgemeinen die geistige Athmosphäre bezeichnen, die im elterlichen Hause herrschte. Mit einem Theil der aufgezählten Freunde des Vaters kam Ammann selbst allerdings nicht mehr in Berührung.

---

*) Der Kaufmann David Werdmüller, von Ammann in einem seiner Briefe Schwager genannt, gehört dagegen nicht zur engern Familie. Er ist Schwager nur im Sinn des ältern weitern Sprachgebrauchs, verwandt durch Heirath, wonach man auch von weitläufigen Schwägern spricht. (Siehe Spaten deutscher Sprachschatz von 1696, Seite 1973.) Die Verwandtschaft ist folgende:



Daß Werdmüller Ammann ferner steht, als die Schwäger Funk und Leemann, ergibt sich auch aus Ammann's Briefen, nur die letztern, nicht der erstere werden gegrüßt und zur Hochzeit nach Nürnberg eingeladen.

Bei wem Ammann nach vollbrachter Schulzeit zur Erlernung seines künftigen künstlerischen Berufs in die Lehre gegeben wurde, darüber fehlt jede Nachricht. Mehrfach findet sich in Kunstgeschichten die Vermuthung ausgesprochen, daß er aus der Schule Hans Aspers und seiner Söhne hervorgegangen sei. Zu dieser Hypothese wäre man so viel wie gezwungen, wenn andere tüchtige zeitgenössische Maler in Zürich nicht bekannt wären. Hans Asper war aber nicht allein auf dem Platze. Außer ihm könnten ebenfalls in Betracht kommen:

Hans Thomann geboren 1525, gestorben 1567, thätig von 1549 an. Daß derselbe als Maler tüchtig war, beweist uns die an Chrysostomus Huober gerichtete Vorrede Conrad Geßner's zu descriptio montis fracti sive pilati von 1554: Nuper te quoque charissime Huobere Lucernae invisere volui una cum amicis nostris Petro Figulo lithotomo et Petro Boutino Avinionense pharmacopæo et Joanne Thoma pictore affine meo singulis in sua arte peritissimis juvenibus. Außerdem haben wir noch besonders das Epitheton „Künstler" ihm beigelegt gefunden. Ferner dürfte wohl auch an Jos Murer gedacht werden, der 1530 geboren, seit 1556 in Zürich thätig ist.

Jacob Clauser der Maler ist dagegen allerdings schon vor der in Frage kommenden Zeit nach Basel übergesiedelt, allwo ein Bildniß des Bonifacius Amerbach von seiner Hand in der öffentlichen Sammlung sich befindet. Es ist mithin nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wer Ammann's erster Lehrmeister im Berufe war. Die bisherige Annahme kann zwar richtig sein, aber sie beruht nicht auf zwingenden Gründen. Ebensowenig wie seinen Lehrmeister in Zürich kennt man Arbeiten Ammann's aus seiner Jugendzeit, resp. aus der Periode seines Aufenthaltes in Zürich, angenommen, daß solche mit dem Jahr 1560 abgeschlossen hat. Es spucken zwar solche Erstlingsarbeiten in der Literatur, aber es ist in der That nur ein Spuck. Einzelne der zum Besten gegebenen Hypothesen, oder geradezu Behauptungen können und sollen durch directen Gegenbeweis ein für alle Mal aus der Welt geschafft

werden, andere lassen sich, unserer Ansicht nach, durch Raisonnement allgemeiner Natur erledigen.

Um mit Ammann als Künstler im Flügelkleide zu beginnen, so hat Urbanus Wyß der Schreibkünstler 1549 einen libellus varia scribendarum litterarum genera complectens in Zürich herausgegeben, der zu einer gemeinsamen Arbeit der damals berühmten Künstler J. Ammann und Tob. Stimmer. gemacht worden ist.*) Auf der einen Seite wäre es schwer, sich einen Begriff zu machen von der Arbeitstheilung, die zwischen zwei hervorragenden Künstlern und einem Calligraphen Statt gefunden haben kann bei simpeln Schreibvorlagen, denn um anderes handelt es sich nicht. Auf der andern Seite waren aber diese angeblichen berühmten Künstler damals Jungen von zehn und fünfzehn Jahren.

Die Behauptung Breitkopf's schien indessen sich auf eine sehr positive Basis zu stützen, darauf nämlich, „daß auf dem Schlußblatte die bekannten Monogramme der erwähnten Meister sich vorfinden.“ Glücklicher Weise konnte dieses Opus auch hier in Zürich eingesehen werden und da hat sich dann das Räthsel gelöst. Auf dem letzten Blatt findet sich ein verschlungener Namenszug; sei es nun, daß der Raum nicht richtig bemessen war und darum die letzten Buchstaben etwas kleiner gehalten und hors de ligne gestellt werden mußten, sei es, daß dies eine kalligraphische Finesse vorstellt, richtig ist, daß ein J A und ein S T (in einander verschlungen) vor dem übrigen Corps der Buchstaben sich auszeichnen, aber schließlich müssen doch alle zusammen helfen, um die drei Worte complet zu machen:

Urbanus Wis MODJSTA d. h. Schreibkünstler.

Betraf die vorerwähnte Behauptung den 10jährigen, so die nun folgende den 15jährigen Ammann. Rudolf Weigel, dem wir in Sachen Kunstgeschichte nicht würdig sind die Schuhriemen aufzulösen, will laut

*) Wohl zuerst aufgebracht von Breitkopf Versuch den Ursprung u. s. w. und den Anfang der Holzschneidekunst zu erforschen 1784—1801 und daraus seither unzählige Male abgeschrieben.

Becker Ammann die Holzschnitte eines im Jahr 1554 bei Froschauer erschienenen Werks des bekannten Zürcher Steinschneider (Chirurgen) Jacob Rueff als früheste Arbeit zuschreiben. Ein 14/15jähriger Junge, der den anatomischen Atlas zu einem Werke de conceptu et generatione hominis zeichnet, ist eine Hypothese, die doch wohl nur ausgesprochen zu werden braucht, um auch schon gerichtet zu sein. Darüber, ob die Kunstweise, in der die Blätter ausgeführt sind, mit derjenigen Ammann's übereinstimme oder nicht, darein braucht man sich gar nicht erst zu vertiefen.

Genügt schon ein unbefangener Blick auf die den Menschen jederzeit gesetzten natürlichen Schranken, um diese oder andere derartige Hypothesen von vorneherein zu widerlegen, so scheint in diesem Spezialfall, wo es sich um einen Illustrator von Druckwerken handelt, noch eine besondere Unklarheit zu einer unhaltbaren Vermuthung geführt zu haben. Ist ein Meister einmal berühmt und gefeiert, dann, ex post, lenkt sich allmälig die Aufmerksamkeit des Kunsthistorikers, Kunstkenners, Sammlers zurück auf die Anfänge dieser Laufbahn; man interessirt sich für die ersten Regungen und Bestrebungen des Meisters und zieht dann auch die frühesten noch unvollkommenen Versuche desselben zu Ehren, und sucht solche von ihm, von Mitschülern, von Freunden und Verwandten erhältlich zu machen. Daher finden wir von vielen Künstlern Erstlingsarbeiten aus den Knabenjahren noch in verschiedenen Sammlungen. Ganz anders stellt sich die Sache, wenn in illustrirten Druckwerken, die in zarter Jugendzeit des Künstlers die Presse verlassen haben, Jugendarbeiten dieses Künstlers erkannt werden wollen. Zu seiner Zeit ging man ja den ersten Schülerproduktionen des damals noch Ungenannten und Unbekannten gewiß keineswegs nach, und Verleger und Autoren wandten sich doch wahrhaftig nicht an unfertige Schüler und Lehrlinge, um sich ihre Werke illustriren zu lassen; mit der Ordnung und Zucht von damals in den Gewerben wäre ohne Zweifel eine so frühreife Thätigkeit eines Schülers auch nicht verträglich gewesen. Aus diesem Grunde schon ist es gewiß mehr als un-

wahrscheinlich, daß in Froschauer'schen Drucken des Dezenniums 1550 bis 1560 Arbeiten Ammanns enthalten sein sollten.

Es läßt sich nun aber wenigstens von einem Theil der illustrirten Werke der Froschauer'schen Offizin, an die hauptsächlich gedacht wird und gedacht werden müßte, auch noch direkt nachweisen, daß das Erscheinen derselben in ihrer ersten Auflage in eine Zeit fällt, wo eine Betheiligung Ammanns ganz menschenunmöglich ist. So fällt Stumpfs Chronik in's Jahr 1547, Geßners Thierbücher 1553—1555. Die Froschauer'schen Bibelausgaben der 50er und 60er Jahre hinwieder, enthalten, soweit wir uns davon überzeugen konnten, dieselben Holzschnitte, die schon in den Auflagen der 30er und 40er Jahre vorkommen. Wenn im Dr. Jul. Meyer'schen Künstlerlexikon die positive Behauptung sich findet, daß Ammann für Froschauer gearbeitet habe und eine diesfällige Arbeit angeführt ist, so handelt es sich dabei keineswegs um eine Arbeit Ammann's aus seinen Jugendjahren, sondern um eine solche aus dem Jahre 1585.

2. Ammann's Weggang von Zürich.

Nach der Tradition ging Ammann im Jahr 1560 von Zürich weg nach Nürnberg, von wo er nie mehr dauernd in seine Heimath zurückkehrte.

Obiges Datum seines Wegganges ist nicht strikte zu erweisen. Im Jahr 1566 können wir ihn aber als in Nürnberg wohnend konstatiren und schon 1563 muß sich seine Verbindung mit dem Frankfurter Verleger, für den er in der Folge ununterbrochen von Nürnberg aus arbeitete, geknüpft haben. Anderseits herrscht absolutes Schweigen über Ammann in den hiesigen Quellen, obschon bei einem jungen Manne nach passirtem 20. Altersjahr mehrfach Chancen vorhanden sind, ihn in öffentlichen und halböffentlichen Dokumenten erwähnt zu finden. Wir denken hier an die Taufbücher, Rubrik „Pathen", an Mitgliederverzeichnisse von Gesellschaften u. s. w.

Im Großen und Ganzen muß daher die Tradition richtig sein; und es ist für uns ohne Belang, ob wir noch genauer nach Monat und Tag seinen Abgang bestimmen können oder nicht; auch wenn die Möglichkeit offen bleibt, daß es nicht das Jahr 1560 sondern 1559 oder 1561 gewesen, in welche dies Ereigniß fiel, leidet die historische Treue damit keine Noth.

Viel wichtiger als das Wissen des Tages der Abreise ist für uns die Kenntniß der Umstände, unter denen solche erfolgte, des Stadiums der Entwicklung Ammanns, in welches dieses Verlassen Zürichs fiel, m. a. W. die Deutung, die moralische Bedeutung des Faktums des Wegganges und hiezu haben wir das erforderliche Material.

Im XVI. Jahrhundert bildeten die Zünfte die Grundlage der ganzen, politischen, militärischen und wirthschaftlichen Organisation der Stadt und jeder Bethätigung am aktiven politischen Leben und jeder selbstständigen Betreibung eines Berufes mußte der Erwerb des Zunftrechtes vorangehen. Ein solcher hat nun seitens Ammann nie stattgefunden.

Wir können diese Behauptung allerdings nicht in der Art erhärten, daß wir nachweisen würden, sein Name fehle in den Mitgliederverzeichnissen der sämmtlichen Zünfte und der Constaffel, denn nur eine beschränkte Zahl von Zünften hat ihr altes Archiv bis auf die Gegenwart gerettet. Wir brauchen aber auch gar nicht so weit zu gehen. Auf der Weinleuten oder Meisenzunft fehlt er nachweisbar und dieses Faktum ist für uns gleichwerthig dem Fehlen in allen Zünftersverzeichnissen. Seine Qualität als Maler vorausgesetzt, war er auf der Meise zünftig. Als Reisser (Zeichner), Glasmaler, Formschneider, Kupferstecher war er an eine bestimmte Zunft nicht gebunden, konnte vielmehr frei wählen zwischen Constaffel und einer beliebigen Zunft. Aber wenn auch nicht de jure gezwungen, so sammelte sich doch de facto aus freier Wahl das Gros der Vertreter dieser freien Künste bei den Malern auf der Meise.

Ausnahmen kommen vor; aber in 90 von 100 Fällen beruhen solche darauf, daß ein junger Mann vorzieht, mit Vater und Bruder zusammen auf der hergebrachten Zunft zu verbleiben.

Die Meise ist nun gerade auch noch die Ammann'sche Familienzunft; wir treffen dort den Großvater, Vater und Bruder unsers Ammann. Ihn wies also der eigene Beruf sowohl, als das Herkommen in der Familie auf diese Zunft, an und wenn wir ihn nicht da finden, so kann dafür nur der Grund angenommen werden, daß er eben gar nicht in den Fall kam, in Zürich eine Zunft anzunehmen. Das Resultat hat in dieser Fassung kein Interesse für uns, wir dürfen es aber mit Fug und Recht in den für unser Thema bedeutungsvollern Satz umkleiden: Ammann hat sich in Zürich niemals etablirt, nie eine selbständige Thätigkeit begonnen.

Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Wenn wir fragen, was bezüglich der Dauer der Lehr- und Wanderjahre der Maler und Glasmaler und des Zeitpunkts der selbständigen Etablirung derselben zu Ammanns Zeit in Zürich die Regel war, so geben darüber nachstehende Zahlenzusammenstellungen Auskunft:

Die nachbenannten Maler stehen, nachdem sie ausgelernt haben, von der Wanderschaft zurückgekehrt sind und in die Zunft eintreten, im Alter von:

Der Maler	Dietrich Meyer	22	Jahren
" "	Rudolf Meyer	23	"
" "	Conrad Meyer	25	"
	Christoph Murer	28	"

Bei Erwerb des Meisterrechts bei den Glasmalern nach vollbrachter Wanderschaft sind alt:

Jörg Brennwald	25	Jahre	Hs. Jac. Berger	23	Jahre
Hs. Jac. Nüscheler II	26	"	Hs. Jac. Nüscheler I.	29	"
Oswald Nüscheler	24	"	Hs. Casp. Diebold	26	"
Christ. Nüscheler	23	"	Hs. Casp. Nüscheler	25	"

Wenn Ammann im Jahr 1560 von Zürich wegging, so war er 20 Jahre alt wenn er in der ersten, 21 Jahre wenn er in der zweiten Hälfte des Jahres ging, also in einem Alter bedeutend unter dem Durchschnitt, der sich aus den angeführten Zahlen ergibt.

Aus dem Vorstehenden ziehen wir das Resultat:

1. daß Ammann von Zürich fortging, ohne je daselbst sich etablirt zu haben, daß vielmehr
2. der Weggang in die Zeit seiner Studien, seiner Ausbildung fiel, er auf die Wanderschaft ging.

Es ist hienach die Auffassung des Faktums seines Wegganges in dem Sinne, als ob der Künstler nach vergeblichen Versuchen sich in Zürich einen lohnenden Wirkungskreis zu schaffen, eines Tages sein Atelier geschlossen, den Staub von den Füßen geschüttelt und seiner Vaterstadt auf Nimmerwiedersehen den Rücken gekehrt hätte, eine unrichtige, und es kann wenigstens von diesem Faktum nicht der Ausgang genommen werden für die Reflexion, die H. H. Füßli in den neuen Zusätzen zum allgem. Künstlerlexikon daran knüpft*). Ammann hatte damals augenscheinlich weder die Absicht dauernd im Ausland sich niederzulassen, noch eine Ahnung davon, daß er für immer von seiner Heimat scheide. Mit unserer Auffassung stimmt überein, einmal daß Ammann keineswegs etwa 1560, sondern erst viel später sein Bürgerrecht aufgegeben hat, sodann daß wir noch während einiger Jahre von Ammann'schen Arbeiten nichts hören. Ein vereinzeltes Blatt trägt die Jahrzahl 1562, aber erst von 1564 an treffen wir ihn in größerer und von da an nicht unterbrochener Thätigkeit.

Es ist bekannt, daß die Künstler des XVI. Jahrhunderts technisch vielseitiger sich ausbildeten, als später Regel wurde.

Lassen wir Maler, die zugleich Ingenieure, Bildhauer, die zugleich Architekten waren, beiseite, so finden wir immerhin einen und denselben Mann befähigt zu zeichnen für den Holzschnitt, in Oel und al fresco zu malen, Glasgemälde zu fertigen und in Kupfer zu stechen. Manche üben ihr ganzes Leben lang alle diese Thätigkeiten neben einander, mancher läßt einzelne Branchen im Verlauf fallen, und konzentrirt sich

---

*) „Aus diesem Beispiel erhellet, daß man damals in der Schweiz sein Glück noch wenig mit der Kunst gemacht hat.“

auf den einen oder andern Zweig. Ein Dritter praktizirt in einem Zweige überhaupt gar nicht, wenngleich er darin Meister geworden ist.

Für alle diese Gruppen haben wir Beispiele an Zürcher Künstlern. Neben besonderer Vorliebe macht der Grad, in dem an gegebenem Ort und zu gegebener Zeit die eine oder andere Thätigkeit Ehre und Brot bringt, seinen Einfluß geltend und wohl auch Zufälligkeiten wirken mit, die Richtung zu bestimmen, in welcher schließlich der Meister seinen hauptsächlichen Beruf findet. Darüber muß uns auch bei Ammann erst die Zukunft belehren.

3. Eröffnung der Carriere im Ausland.

An der Schwelle der zweiten, die ganze selbständige künstlerische Thätigkeit Ammann's umfassenden Periode, ist zweier Männer ausführlicher zu gedenken, von denen die Carriere Ammann's, wie sie uns vorliegt, zum großen Theil abhing. Der eine derselben ist der Verleger Sigmund Feierabend in Frankfurt a. M.

Feierabend — „aller ehrlichen, nützlichen und guten Künsten liebhaber" — etablirte sich um das Jahr 1560 in Frankfurt, und schwang sich im Verlauf zu einem der ersten deutschen Buchhändler seiner Zeit auf.

Er war in seiner Jugend „etliche Jar lang der Reisser- Mahler- und Formschneiderkunst nachgezogen," „hatte sich von Jugend auf in Italia bei berühmten Künstlern verhalten"; daß er ein gelernter Formschneider war, sich selbst so nannte und von andern so genannt wurde, entnehmen wir dem Frankfurter Trauungsbuch. *)

---

*) 1559. Montag den 14. August: Feierabent Sigmundt von Heidelberg, Formschneider, und Magdalena weylant des achtbaren und hochgelartten Herren Augustini Borkhawers der Medicyn Doctor seligen Tochter." — Gef. Mitth. des Stellvertreters des Frankfurter-Standesbeamten.

Wie der Zürcher-Verleger, Christoph Froschauer, es sich zur Lebensaufgabe machte, der Reformation zu dienen und die Werke Zwingli's und seiner Nachfolger in die weitesten Kreise einzubürgern, oder wie z. B. ein Oporinus in Basel dem Humanismus sich zur Disposition stellte, eine Klassiker-Edition der andern folgen ließ, und aus aller Herren Länder Gelehrte als Korrektoren in seine Dienste nahm, so stellte sich Feierabend, da er sich als Verleger etablirte, das Programm: Die Kunst zu fördern, soweit dies auf dem Wege des Buchhandels geschehen kann.

Resümiren wir aus den Titeln und insbesondere aus den Vorreden und Dedikationen seiner Verlagswerke die Aufgaben, die er sich stellte, so ergibt sich, daß er in honorem artis künstlerische Leistungen veranlassen und den Liebhabern der Kunst zur Disposition stellen will. Bald nach Beginn seiner Thätigkeit sehen wir denn auch, wie die Interessenten an ihn sich wenden, wenn die Herausgabe eines Werkes gewünscht wird, dem zahlreiche artistische Beigaben unerläßlich sind. (Siehe die Vorrede zum Turnierbuch von 1566.)

Er hat sich zu Gemüthe geführt, wie die Illustration in ihrem Wesen und nach ihrer Wortbedeutung berufen und geeignet ist, das Verständniß der Texte zu erleichtern, und wie demnach mit dieser Unterstützung ein Buch weit größern Kreisen erschlossen und für dieselben nutzbar gemacht werden kann, als ohne dies der Fall wäre.

Er hat an sich selbst erfahren, „was an umfänglichen Lehrjahren gelegen" und was für einen Werth gute Muster und Vorbilder für den Anfänger in der Kunst besitzen, wie solche ihn zu fördern geeignet sind, und in dem relativen Mangel an solchen in Deutschland „daß man uns in der Jugend nicht viel gute Studien vorgiebt" findet er eine Hauptursache, wenn sein Vaterland zur Zeit in der Kunst hinter Italien und Belgien zurücksteht. Er denkt daher auf Mittel und Wege zur Besserung der Lage und läßt „zur Anleitung und Förderung fürneme Stück reißen und auf's Beste so immer möglich schneiden."

Endlich erkannte er die hohe Bedeutung, welche für das Kunsthandwerk Vorlagen haben, welche von wirklichen Künstlern entworfen sind, und er macht's sich zur Aufgabe, solche zu schaffen und allgemein leicht zugänglich zu machen. Mehrmals, wenn er Sammlungen von Holzschnitten aus seinen Verlagswerken separat ohne Text herausgibt, empfiehlt er seine Publikation ausdrücklich der Beachtung seitens der Kunsthandwerker.

Am ausführlichsten drückt Feierabend die Gedanken, die seine ganze buchhändlerische Thätigkeit leiteten, in der Dedikation des Werkes Enchiridion artis pingendi fingendi et sculpendi (1578) an den Frankfurter Patrizier Joh. August von Holzhusen aus.*) Obwohl dieselbe in mehrfacher Beziehung von Interesse und die lateinische Ausgabe des Kunst- und Lehrbüchleins im Gegensatz zur deutschen allem Anschein nach selten ist,**) müssen wir auf deren Wiedergabe in Anbetracht der Länge und der fremden Sprache verzichten.

Dies der Verleger und sein Programm, für dessen Unternehmungen wir Ammann sehr bald thätig finden werden.

Die zweite in Betracht kommende Persönlichkeit ist Virgil Solis, Maler, Kupferstecher und Formschneider in Nürnberg, geboren 1514, ein zu seiner Zeit sehr beliebter und berühmter Künstler, dessen Arbeiten auch heute noch geschätzt sind.

In Zusammenhang sind die beiden Kunstgenossen Ammann und Solis von jeher gebracht worden; die Thatsache, auf die man sich hiebei stützt, hat aber nicht die Tragweite und Bedeutung, die man ihr beizulegen pflegt. So sagt (wie andere vor ihm) Becker: „Ammann scheint hier (in Nürnberg) in nähere Verbindung mit dem ebenfalls

*) Im eignen Besitz.

**) Becker, der Verfasser des Hauptwerkes über Ammann, hat sie nicht selbst zu Gesicht bekommen, sondern erwähnt sie nur auf eine Angabe Weigels hin und fügt bei: Sonst den Kunstschriftstellern ganz unbekannt.

als Kupferstecher und Formschneider ausgezeichneten Nürnberger Virgil Solis getreten zu sein, da er mit demselben mehrmals gemeinschaftlich für Buchhändler arbeitete, wie die im Jahr 1576 erschienenen Bildnisse der Könige von Frankreich bekunden, wozu Ammann eine Anzahl radirter Blätter lieferte."

Aehnlich äußern sich auch andere, seit dieser Zeit erschienene Werke, so das Künstlerlexikon von Dr. Jul. Meyer und Nagler's Monogrammisten III. Bd.

Um sich über die Verbindung, in der Ammann zu Solis gestanden haben soll und gestanden haben kann, Rechenschaft zu geben, ist voraus nöthig, über das Todesjahr Solis sich schlüssig zu machen. Es herrscht in diesem Punkt ein gewisses Schwanken. Wir ersehen aus dem XVII. Bd. von Nagler's Künstlerlexikon, der 1847 erschien, daß zwei Ansichten bestehen, die eine, daß der Tod von Solis in's Jahr 1562, die andere, daß er später, in die Jahre 1576 oder 1577, zu verlegen sei. Der zitirte Autor hält die letztere Annahme für unrichtig, indem er als entscheidend für das Todesjahr 1562 einen zeitgenössischen, von Balthasar Jenichen herrührenden Holzschnitt mit dem Bildniß des Solis anruft, dessen Inschrift unter Anderm folgende Zeilen enthält:

„Da ich war in meinem 48 Jahr,
Und 62 die Jahrzahl Christi war,
Fordert mich Gott ab dieser Welt,
Bin nun unter die Seligen gzelt."

In der Mehrzahl der Fälle und insbesondere wo es sich nur um eine kurze Notiz über Solis handelt, wird denn auch als Todesjahr 1562 angegeben. In ausführlichen Darstellungen aber, wo insbesondere auch auf das von Becker zitirte Werk eingetreten werden muß, wird der Autor über das Todesdatum unsicher; man übergeht stillschweigend die Annahme des Todes im Jahr 1562. Becker läßt sich auf bestimmte Angaben gar nicht ein. Der vollständige Titel des von ihm angeführten Werkes lautet:

„Effigies regum Francorum omnium ad vivum, quantum fieri potuit expressæ. Cælatoribus Virgilio Solis Noriber. et Justo Ammann Tigurino, Noribergæ 1576. In officina Catherinæ Theodorici Gerlachii relictæ viduæ 4⁰."

Man nimmt an, daß diese Ausgabe von 1576 die erste sei, denn von frühern Editionen ist nichts bekannt geworden, und es gewinnen von daher immer wieder die Zweifel an dem Todesdatum von Solis 1562 neue Nahrung.

Die Hoffnung, daß aus der Vorrede des Werks selbst Aufschluß zu erholen sei über die Art von dessen Entstehung, und die nähern Verumständungen, unter denen sich die Arbeiten beider Meister in demselben zusammen fanden, hat sich nicht erfüllt. Das Werk ist in hier in öffentlichen Bibliotheken nicht vorhanden, es beziehen sich die nachstehenden Angaben auf die in der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden befindlichen Exemplare.*)

„In der lateinischen Ausgabe von 1576 sind die beiden Künstler nur auf dem Titel genannt, in der Vorrede kommen ihre Namen nicht vor. Der übrige Text beschäftigt sich nur mit der Geschichte der französischen Könige. In der kurzen deutschen Vorrede der deutschen Ausgabe von 1598 (nicht 1589 wie Andresen angibt) sind die Künstler „der ausbündige Künstner (!) und Reisser Virgilius Solis von Nürnberg und der sinnreiche und überflüßige (überaus fruchtbare) Maler Jost Ammann von Zürich" zwar erwähnt, doch über ihr Verhältniß zu einander nichts gesagt."

Ist also aus diesem illustrirten Werke keine Klarheit über die Frage nach dem Verhältniß zwischen beiden Künstlern zu gewinnen, so sind wir dagegen in der Lage zu dem schon von Nagler produzirten Beweis für das Todesdatum 1562, einen unsers Wissens noch nicht geltend gemachten Beweis von gleicher Stärke dafür beizu-

*) Wir verdanken sie durch gütige Vermittlung des Herrn Bildhauer B. von Meyenburg in Dresden der Gefälligkeit des Hrn. Dr. A. von Eye.

bringen, daß Solis 1563 todt ist und zwar durch folgendes Werk: „**Joh. Posthii Germershemii tetrasticha in Ovidii Metam. lib. XV. quibus accesserunt Vergilii Solis figuræ elegantiss. et jam primum in lucem editæ.**

Impressum Francofurti apud Georgium Corvinum, Sigismundum Feyerabent, et hæredes Wigandi Galli MDLXIII*). Da heißt es am Schluß der deutschen „Vorred in den Ovidium“:

„Auff daß nun solchs auch würd bekannt,
Dem gemeinen Mann im Teutschen Land,
Malern und Goldschmidt zuvor auß,
Auch Bildhauwern, und wer darauß
Etwas zu seinem nutz möcht lehren,
Hat Sigmund Feierabent zu ehren,
Dise Figuren zu wegen bracht,
Welche Vergilius gemacht,
(Weil er noch lebt) Solis genannt,
Der durch sein Kunst ist weit bekannt“ u. s. w.

Nach alledem kann also ein Zweifel nicht bestehen, daß Solis 1562 gestorben ist. Daraus ergibt sich denn für uns weiter, daß eine Verbindung zwischen Solis und Ammann, eine persönliche Berührung der beiden Künstler, soweit sie überhaupt stattgefunden, jedenfalls nur auf einen Zeitraum von höchstens 2 Jahren, 1560—1562, sich beschränkte und von einem gemeinsamen Arbeiten bis in die 70er Jahre hinein, keine Rede sein kann, mögen nun die mehrfach erwähnten Effigies zu Stande gekommen sein, wie sie wollen. Becker hat in der angeführten Stelle von einem mehrfachen Zusammenarbeiten gesprochen, selbst aber nur diesen einen Fall zitirt. In Gedanken lagen ihm wohl noch Frankfurter-Bibelausgaben, die neben einander Solis'sche und Ammann'sche Holzschnitte aufweisen. Beide hatten eben für den gleichen Verleger

---

*) Auf der Stadtbibliothek Zürich befindet sich das aus dem Besitz des Malers Dietrich Meyer stammende Exemplar dieses Werks.

gearbeitet, der seine Stöcke kombiniren konnte, wie ihm gut dünkte, und beim Abgang von solchen aus Ammann'schen Serien die Lücken mit Stöcken aus frühern Suiten Solis ergänzen mochte.

Ob Ammann, als er um 1560 Nürnberg zum Zielpunkt wählte, darauf ausging, bei und unter Virgil Solis zu arbeiten und sich weiter auszubilden, und ob ein solches Verhältniß von Schüler und Lehrer in der That Platz griff, darüber fehlen Nachrichten.

Wenn Solis nicht im Leben und in der Stellung als Lehrer Ammann gefördert haben sollte, so eröffnete dagegen jedenfalls sein frühzeitiges Abtreten vom Schauplatz dem letztern den Weg zu einer raschen Carriere. Sig. Feierabend hatte sich bei Beginn seiner buchhändlerischeu Unternehmungen um 1560 Solis als artistischen Mitarbeiter auserlesen, und es hätte diese Verbindung wohl ebensolange Bestand haben können, wie später diejenige mit Ammann, wenn nicht der frühzeitige Tod des erst 48jährigen Künstlers eben schon im dritten Jahr, 1562, das Verhältniß gelöst hätte. In Folge dessen war Feierabend neuerdings veranlaßt, eine tüchtige künstlerische Kraft für seinen Verlag zu suchen und zu gewinnen.

Die geschäftliche Verbindung, die Solis mit Feierabend unterhalten hatte, ging nun gleichsam wie ein Erbe bei dessen Tod auf Ammann über. Wie, wann, wo Feierabend mit Ammann bekannt wurde und ihn engagirte, das Alles entzieht sich unserer Betrachtung.

Die frühesten bekannten Verlagswerke Feierabends, welche Ammann'sche Arbeiten bringen, datiren von 1564 und da in diesem einen Jahr — wir wissen nicht wie früh in demselben — schon nicht weniger als drei dergleichen und zum Theile voluminöse Werke gedruckt und in Handel gebracht wurden, so muß Ammann schon 1563 sich an die Arbeit gemacht haben, um die diesfälligen Zeichnungen zu liefern; es ist daher sein Engagement mindestens in eben dieses Jahr 1563 zurückzuversetzen.

Die Verbindung Ammann's mit Feierabend war eine solche für das ganze Leben. Sie dauerte ununterbrochen bis zu dem ziemlich

gleichzeitigen Tode der beiden Männer. Feierabend starb im April 1590; Ammann im März 1591.

Das Geschick; welches die beiden Männer zusammenführte, bestimmte auch über Ammann's ganze künstlerische Entwicklung und Thätigkeit. Es scheint wohl in einzelnen Fällen aus eigener Initiative Vorwürfe sich gewählt und seine Produkte Feierabend in Verlag gegeben zu haben, im Wesentlichen aber war es Feierabend, der ihm die Themata stellte und dessen Aufträge waren sehr zahlreich — Ammann so zu sagen von ihm in Beschlag genommen.

Ob dies Verhältniß für den Künstler Ammann ein wahres Glück gewesen sei oder nicht, lassen wir dahin gestellt.

4. Der Aufenthalt und das Leben in Nürnberg.*)

Wenn nach dem Vorstehenden es lediglich Tradition bleiben muß, daß Ammann schon im Jahr 1560 in Nürnberg eintraf, so wissen wir auch über den Ort seines Aufenthalts während der nächstfolgenden Jahre nichts urkundlich bestimmtes. Das früheste Datum, unter dem wir ihn ausdrücklich in Nürnberg finden, ist das Jahr 1566. Diese Jahrzahl steht nach Angabe Beckers auf einer Radirung in Frohnspergers Kriegsbuch mit Ammann's Monogramm und der Legende „in Nürnberg."

---

*) Zur folgenden Skizze von Ammann's Leben in Nürnberg lieferten das Material:

a. Seine eigenen Werke, soweit sie uns mit Personen bekannt machen, für welche oder auch mit welchen Ammann arbeitete.

b. Einzelne Nachrichten, die sich in zürcherischen, offiziellen Dokumenten und solche, die sich im Archiv der ehem. Reichsstadt Nürnberg haben auffinden lassen. Letztere sind das Ergebniß einer Recherche, welche der Vorstand des königl. bayr. Reichsarchivs, Herr von Löher, im königl. Kreisarchiv Nürnberg (dem das alte Stadtarchiv einverleibt ist) zu unsern Gunsten anstellen zu lassen die Güte hatte.

c. Endlich, was den Leser am meisten interessiren wird, einige Briefe Ammann's selbst aus den Jahren 1587, 1590, 1591, die ersten Zeilen, die von Ammann bekannt werden. Der Zürcher-Gelehrte J. J. Simmler hatte vor ungefähr hundert Jahren diese Briefe in Zürich gesehen und ein Resume bez. Citat in seine große, jetzt auf der

Was über Ammann's Leben in Nürnberg beizubringen ist, theilen wir in fünf Abschnitte:

Verkehr,
Verbindung mit Zürich,
Familienkreis,
Umfang der Thätigkeit,
Ende.

1. Verkehr.

Ueber die Personen, mit denen Ammann in Verbindung stand, geben uns einzelne seiner Arbeiten Aufschluß. Wir zählen jene in Nachstehendem auf:

Hans Sachs, der Meistersänger.

Mit diesem zur Zeit von Ammanns Aufenthalt in Nürnberg daselbst hochangesehenen Mann, einem der geistigen Mittelpunkte und der treibenden Kräfte der Stadt*), finden wir Ammann in mehrfacher Beziehung.

Er illustrirte des Dichters Werk: Eigentliche Beschreibung aller Stände auf Erden, hoher und niedriger, Geistlicher und Weltlicher,

Stadtbibliothek Zürich befindliche Sammlung Indices Rerum Saeculi XVI aufgenommen. Leider stimmte aber die dabei gegebene Bezeichnung des Standorts der Originale Ep. (istolarum) Tom 45 in Histor. eccles. Tig. weder mit den Katalogen der Stadtbibliothek und der Bibliothek der Kantonallehranstalten noch mit der Registratur des Zürch. Staatsarchives, so daß bis vor Kurzem die Hoffnung gering war, die Briefe in extenso mittheilen zu können. Schließlich gelang es aber doch Herrn Staatsarchivar Dr. Strickler, sie im Staatsarchiv aufzufinden. Die amtliche Korrespondenz des Adressaten Burkhart Leemann, Pfarrer am Großmünster und Antistes der zürcher. Geistlichkeit, gehörte von Rechtswegen in das Archiv des Antistitiums, welches an's Staatsarchiv überging. Mit den amtlichen Schreiben haben sich nun, wie es scheint, auch Privatkorrespondenzen vermischt und sind uns so diese Briefe erhalten worden. Dieselben finden sich zur Zeit unter der Registratur: Personalia.

*) Bekanntlich hat Göthe den durch die gelehrten Dichter und Literarhistoriker des 17. und 18. Jahrhunderts ungerechter Weise ganz hintangesetzten, ausgezeichneten Mann zuerst wieder zu verdienten Ehren gebracht.

aller Künsten, Handwerken und Händlen u. s. w. Vom Größten bis zum Kleinsten, auch von irem Ursprung, Erfindung und Gebräuchen. Durch den weitberümpten Hans Sachsen gantz fleißig beschrieben und in teutsche Reimen gefaßet, sehr nutzbarlich und lustig zu lesen, und auch mit kunstreichen Figuren, deren gleichen zuvor niemals gesehen, allen Ständen so in diesem Buch begriffen, zu ehren und wolgefallen, allen Künstlern aber, als Malern, Goldschmieden u. s. w. zu sonderlichem Dienst in Druck verfertiget.

Gedruckt zu Frankfurt am Mayn bei Georg Raben, in Verlegung: Sig. Feierabends 1568.

Ein Werk, welches als die bedeutsamste Behandlung dieses Gegenstandes ausgezeichnet wird.*)

Die über 100 Holzschnitte, die es enthält, sind erweislich Ammann's Arbeit, wenngleich sein Name auf dem Titel nicht vorkommt.

Die Holzstöcke wurden später durch den in Frankfurt niedergelassenen Basler Verleger und Kupferstecher Mathäus Merian, von einem Rechtsnachfolger Feierabends erworben, und 1641 zur Illustration eines ähnlichen Werkes d. h. der von ihm herausgegebenen deutschen Bearbeitung von Thomas Garzonis Piazza Universale, d. h. Allgemeiner Schauplatz, Markt und Zusammenkunft aller Professionen, Künsten, Geschäften, Händeln und Handwerken u. s. w. verwendet.

Es kommen im Uebrigen unstreitig Fälle vor, wo der Verleger Feierabend Zeichnungen einem Dritten zur Beifügung eines Textes, oder Texte zur Beifügung von Illustrationen übermittelte, ohne daß Künstler und Explikator je persönlich in Kontakt kamen. Hier ist dies nicht anzunehmen, da beide in der gleichen Stadt wohnten, und betr. den ganz konkret zu haltenden Text entschieden mit einander sich in's Einvernehmen setzen mußten.

---

*) „**This is perhaps the most curious and interesting series of cuts exhibiting the various ranks and employments of men, that ever was published.**“ In dem schon zit. Werk von Jackson & Chatto.

Nach Becker sind ferner ein Theil der im Frohnsperger'schen Kriegsbuch befindlichen Ammann'schen Holzschnitte mit Gedichten von Hans Sachs begleitet, erschienen.

Endlich wird Ammann ein Kupferstich, Porträt des Hans Sachs, zugeschrieben.

Unter den Künstlern, denen bisher Holzschnitte zu den Sachs'schen Flugblättern zugeschrieben worden sind, findet sich Ammann zwar nicht erwähnt, gleichwohl kann er füglich auch hierin thätig gewesen sein.

Wenzel Jamitzer,

ein berühmter Goldschmid, Zeichner, Mathematiker, gab 1568 ein Werk über Perspektive (Perspectiva corporum regularium etc.) heraus, welches großes Aufsehen erregte, und sogar den Pariser Mathematiker und Philosophen Pierre Ramus zu einer eignen Reise nach Nürnberg veranlaßte. Für den Stich der Figuren — das Werk enthält außer Vorrede und Dedikation keinen Text — wurde laut dem Vorbericht Ammann's Hülfe in Anspruch genommen:

„Wil derneben ich, freundlicher, lieber Leser gebetten haben, ob vielleicht in berührtem meinem Werke, (welches ich erstlich alles selbst mit meiner schweren Hand gestellt und gemacht, und darnach durch den künstlichen Jost Ammann von Zürich, auß demselben in's Kupfer reyßen hab lassen) bisweilen ein Lini verzogen worden wär, so wollest Du doch solchs nach deiner Güte und Freundlichkeit zum Besten deuten, und nit als ein Mangel der Kunst, sondern meinem Alter und der eyl so das Werk erfordert hat, zumeßen."

Die Fugger in Augsburg.

1578 erschien anonym und ohne Druckort das Buch: „Wie und wa (!) man ein Gestütt von gutten edeln Kriegsroßen aufrichten und underhalten, die jungen von einem jar zu dem andern erziehen soll u. s. w. Als Verfasser gilt Marx Fugger und das Werk als Privat-

druck (Ebert allg. bibliographisches Lexikon); die Holzschnitte werden Ammann zugeschrieben.

Später erschien das Werk im Verlag von Feierabend in Frankfurt.

Die Annahme eines Privatdrucks ist nicht unwahrscheinlich, da sich die Fugger, wie wir ohnedies wissen, diesen Luxus erlaubten. So kennen wir z. B. die **Editio princeps von Polemonis, Himerii et aliorum quorundam declamationes**, welche 1567 **excudebat Henr. Stephanus, illustris viri Huldrichi Fuggeri typographus.**

Paul Praun.

Paul Praun geb. 1548 † 1616 interessirt uns in doppelter Richtung. In der Familie Praun galt die Tradition, daß sie abstamme von dem ersten zürcherischen Bürgermeister Rudolf Brun. Für dieses Thema interessirte sich nun insbesondere auch Paul Praun, und wenn ihm das Schicksal einen Zürcher in den Weg führte, interpellirte er ihn in dieser Angelegenheit. Als einmal der Zürcher Glasmaler Jakob Sprüngli, mit dem er befreundet war (dieser schenkte ihm sechs Glasgemälde in seine Sammlung), in Nürnberg war, erkundigte er sich bei diesem angelegentlich darüber, ob und was in Zürich über die Brun'sche Familiengeschichte bekannt sei. Sprüngli gab nach seiner Rückkunft von dem Anliegen seines Freundes J. J. Fries Kenntniß, und dieser sah sich dann veranlaßt, „Eine Verzeichnuß und Beschreibung von dem alten Geschlecht der Brunen, sonderlich von dem ersten Bürgermeister der Statt Zürich" zu verfassen, und dem Edeln, Ehrenfesten Junker Paul Brunen in Nürnberg zu dediciren.*)

Ferner gründete Paul Praun jenes im Verlauf so berühmt gewordene Kunstkabinet, welches ca. 200 Jahre lang als Praun-sches Familienfideicommiß eine Zierde Nürnbergs ausmachte, schließlich

*) Die Schrift erschien 1599 in Zürich im Druck.

aber zerstreut wurde. In beiden Beziehungen wird Praun auch auf Ammann aufmerksam gewesen sein, und wirklich führt von Murr in seiner Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in des h. R. Reichs freien Stadt Nürnberg 1778 bei Besprechung des von Praun'schen Museums Ammann unter den Künstlern an, welche mit ihren Werken die Sammlung vermehrten. In der speziellen Beschreibung der einzelnen Bestandtheile des Museums nennt er jedoch, Seite 477, nur ein Werk desselben.

„Ein Feuerwerk auf dem hiesigen (Nürnberger) Schloßplatz auf Papier."

Ohne Zweifel die Repräsentation des Feuerwerks, welches den 8. Juni 1570 zu Ehren der Anwesenheit Maximilians des II. in Nürnberg abgebrannt wurde. Dasselbe erschien auch in einem Kupferstich (Becker 201). Ein Exemplar der von ihm verfertigten Abbildung dieses Feuerwerks überreichte Ammann auch dem Rath von Nürnberg, der unterm 26. Juni 1570 eine Gegenverehrung (worin bestehend unbekannt) dekretirte.

Die Tucher.

In der St. Lorenzkirche in Nürnberg wurde im Jahr 1481 von der Patrizierfamilie Tucher ein gemaltes Fenster gestiftet. Nach Mittheilungen aus dem Tucher'schen Familienarchiv*) fanden 1590/91 und 1626 Erneuerungen desselben statt und bei der erstern war J. Ammann durch Lieferung von Cartons thätig. Es geht dies aus nachfolgender Aufzeichnung im genannten Archiv hervor:

In Hertegen Tuchers zweiter Stiftungsrechnung, geschlossen ult. Mai 1591, findet sich der Eintrag: 1590 mehr ist das Tucher'sche Fenster in der Kirche zu St. Lorenzen erneuert worden, das hat cost wie unterschiedlich folgt: Erstlich den 19. Oct. 1590 dem Jobst Am-

*) Wir verdanken die diesfälligen Mittheilungen der Güte des I. Direktors des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Herrn A. Essenwein.

mann Mahler zalt für 14 stuckh Visirung abzureißen und anderes so er dazu gemacht, für alles 10 Gulden.*)

Joachim (II) und Philipp Camerarius.

Aus den Biographien Conrad Geßners (1516—1565) und Caspar Wolfs (1532—1601) wissen wir, daß des ersteren gelehrter Nachlaß, insbesondere auch die Vorarbeiten und Sammlungen zu botanischen Werken, bei dessen Tod an letztern übergiengen und als Wolf auch nicht zur Herausgabe gelangte, ein Verkauf derselben an den Naturforscher und Stadtarzt von Nürnberg, Dr. Joachim Camerarius, stattfand. Camerarius, der ebenfalls nicht zur Herausgabe der Geßner'schen Opera botanica kam**), scheint dagegen in seinen Ausgaben des Matthiolus-schen Kräuterbuches Zeichnungen oder Holzstöcke benutzt zu haben, welche Geßner durch Zürcher Künstler hatte anfertigen lassen.

In der vom Februar 1586 datirten Vorrede dieses Kräuterbuches erwähnt er (nach Becker), daß er aus Geßners Nachlaß herstammende Figuren benutzt habe, die theils schon geschnitten, theils gerissen gewesen seien, und auf Verlangen seiner Freunde habe er den erforderlichen Rest „welcher gleichwohl noch eine ziemliche Anzahl gewesen" zur neuen Ausgabe des Kräuterbuches anfertigen lassen.

---

*) Auch der Name eines zweiten Zürchers wird mit diesem Fenster in Verbindung gesetzt; es trägt dasselbe seit den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts auch die Bezeichnung Sprüngli-Fenster, da sich auf demselben zweimal der Name Jakob Sprüngli Zürich vorfindet. Es ist nicht wohl daran zu zweifeln, daß damit der Zürcher Glasmaler Jakob Sprüngli gemeint ist, von dem wir (wie oben erwähnt) ohnedies wissen, daß er für Nürnberg arbeitete und persönlich dahin kam. Da bei seinem Namen auf dem Fenster die Jahrzahl 1601 vorkommt, so denkt man an eine durch ihn damals vorgenommene Erneuerung desselben. Leider konnte indessen bei den Forschungen im von Tucher'schen Familienarchiv hierüber nichts aufgefunden werden. Einer Erneuerung im Jahr 1601 wird gar nicht gedacht, und bei den Erneuerungen von 1590/91 und 1626, wo die beschäftigten Glasmaler genannt werden, geschieht Sprüngli's nicht Erwähnung. Bei der erstern Restauration ist Hans Stein Glaßmahler allhie auf dem Lorentzenplatz thätig, es werden ihm für seine Arbeit 134 fl. bezahlt. Der Zusammenhang Sprüngli's mit diesem Fenster bleibt daher für einmal noch unaufgeklärt.

**) Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts gab Schmiedel dieselben heraus.

Die Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich hiefür an Ammann gewendet, zumal die Holzschnitte seines Werkes sich großen Rufes unter den Botanikern erfreuen und Ammann auch sonst zu Joachim, wie zu dessen Bruder Philipp Camerarius, dem Nürnberger Rathskonsulenten und Pro-Kanzler der nürnbergischen Akademie Altdorf, in Beziehungen stand. Nach des letztern Erfindungen fertigte Ammann die Zeichnungen für die ersten der Prämienmedaillen an, welche die Curatoren der Gelehrtenschule in Altdorf von 1577 an prägen ließen.*)

Tobias Stimmer, Maler von Schaffhausen, wohnhaft in Straßburg.

Der 1580 von Feierabend in kl. quart herausgegebene zweite Theil des Lehr- und Kunstbüchlein trägt nach zwei uns vorliegenden Exemplaren**) den Titel: Der Ander Theil deß neuwen Kunstbuchs, in welchem Reissen und Mahlen zu lehrnen, Allen Kunstliebhabenden zu nutz an tag geben, Durch die kunstreichen und weitberühmten Jost Ammon und Tobias Stimmer. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, in Verlegung S. Feierabendts MDLXXX. Im einen Exemplar fehlt die Schlußschrift, im andern steht: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn durch Johan Spies, in Verlegung Sigmund Feierabents MDLXXX.***)

---

*) Der Medailleur Valentin Maler stellte die Münzen nach Ammann's Zeichnungen her. Will Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf 1795. S. 13.

**) Im Besitze der Stadtbibliothek Zürich und des Herrn Zeller-Dolder.

***) Nicht den von Becker angegebenen Titel: Der Ander Theil deß neuwen Kunstbuchs, in welchem Reissen und Mahlen zu lehrnen, Allen Kunstliebenden zu nutz an tag geben, durch den kunstreichen und weitberühmten Jost Amman, wohnhafft zu Nürnberg. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, in Verlegung Sigmund Feyerabends 1580. Am Schlusse: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johan Spies, in Verlegung Sigmundt Feyerabends 1580 4°. Wenn Becker, was wohl nicht der Fall ist, denn er zitirt dazu Weigel Nr. 17906 a, wirklich mit eigenen Augen den Titel gesehen hätte, den er anführt, so müßten zwei verschiedene, wenn auch gleichzeitige Ausgaben existiren. Auffallend ist, daß in dem von uns gegebenen Titel des II. Theils der Vorname Jost das Geschlecht Ammon lautet, während im Kunstbüchlein I. Theil von 1578 Jos Amman steht.

Die Kombination der beiden Namen Ammann und Stimmer auf dem Titel dieses Werkes könnte zur Annahme eines Verkehres zwischen ihnen führen. Allein es ist dieselbe doch nicht genügend einen persönlichen Zusammenhang solcher Art zu erweisen, denn wir wissen einerseits, daß Stimmer auch in Frankfurt thätig war, und insbesondere auch Zeichnungen für Feierabend geliefert hat, vor Ammann's Zeit, anderseits, daß die Holzschnitte Ammann's im Kunstbüchlein wenigstens in der Hauptzahl keineswegs zuerst und eigens für diese Publikation geschaffen wurden, sondern aus frühern Werken entlehnt sind. Es handelt sich daher bei diesem Kunstbuch Zweiter Theil nicht sowohl um ein gemeinsames Werk, zu dessen Herausgabe Ammann und Stimmer sich verbanden, als um eine durch Feierabend vorgenommene Zusammenstellung von Stöcken in seinem Besitz ohne Zuthun der seinerzeitigen Zeichner.

2. Verbindung mit Zürich.

Bis zum Jahr 1577, also während 17jähriger Abwesenheit von Zürich, hatte Ammann immer noch das zürcherische Bürgerrecht beibehalten, und schreibt sich denn auch bis zu jenem Jahr v. Z. (von Zürich) Bürger Zürich, Tigurinus. Es ergiebt sich hieraus deutlich, daß es beim Weggange von Zürich 1560 keineswegs im Plane Ammann's lag, seine Heimat definitiv aufzugeben, sondern er vielmehr damals und noch lange nachher eine schließliche Rückkehr nach Hause voraussah.

Daß man ihm in Nürnberg auch ohne vorangegangenen Bürgerrechtserwerb freien Handel und Wandel ließ, bekundet eine besondere Rücksichtnahme für ihn, immerhin scheint der Rath von Zeit zu Zeit die Wünschbarkeit einer Beendigung dieses exzeptionellen Verhältnisses angedeutet zu haben, und am 17. Januar 1577 beschloß derselbe „Jobsten Ammann Maler noch also bis auf nächst künftig Ostern sitzen zu lassen, doch daß er hintzwischen seinem erpieten nachkomme und sich alßdann deß Bürgerrechtes halber on längern Verzug erkläre.“ In Zürich waren in diesen 17 Jahren manche Bande, die Ammann mit

seiner Vaterstadt verknüpften, gelöst worden. Die Familie war von Haus aus klein, und seine nächsten Blutsverwandten waren in der Zwischenzeit fast alle weggestorben.

Der Vater starb 1573, die Mutter muß schon lange vorher todt gewesen sein. Von den Geschwistern starb der Bruder Josua, der Goldschmid schon 1564; von den Schwestern war Anna (Frau Harnister) jedenfalls schon 1573 todt, Barbara, die Frau des Antistes Leemann, starb Ende 1575 oder Anfang 1576. Nur die Schwester Küngolt, die Frau von Pfarrer Rudolf Funk, könnte – da wir ihr Todesdatum nicht gefunden haben — möglicher Weise 1577 noch am Leben gewesen sein. Sonst wissen wir nur noch von Vettern und Neffen. Die Pest von 1611 raffte die letzten Glieder der Ammannschen Branche weg, zu der unser Meister gehörte. In Nürnberg hinwieder hatte Ammann sich eingelebt und ein reiches Arbeitsfeld und Freunde und Gönner gefunden, auch seinen eigenen Hausstand gegründet.

Unter diesen Verhältnissen kam es zur Aufgabe des Zürcher- und zur Annahme des Nürnberger Bürgerrechtes. Diesfalls enthalten zwei zürcherische offizielle Aktenstücke eine Notiz: Das Stadtschreiber Manuale von 1577 1. Mai: (Staatsarchiv) „Von Joßen Ammann hand myn Herren nach der Stadt Recht syn Burgkrecht ufgenommen"; das Zürcher Bürgerbuch: (Stadtarchiv) „Jost Ammann Herrn Hans Jakob Ammanns sel. ehlicher Sohn hat syn Burgrecht ufgeben und geschworen, und sind nach der Statt Rechten sine Tröster (Bürgen) M. Burkhard Leemann und Marx Rollenbutz den 6. Mai 1577."

Am 14. Juli gleichen Jahres beschloß denn der Rath von Nürnberg:

„Jobsten Ammann Maler und Kupferstückreißer soll man zu Bürger annemmen, und dieweil er mit seiner Kunst so berümbt und trefflich ime das Bürgerrecht schenken."

Von da an nennt er sich Jos Ammann von Zürich, Bürger zu Nürnberg.

Daß er von Zeit zu Zeit seine Vaterstadt besuchte, läßt sich nicht direkte erweisen, aber wahrscheinlich machen. Es ist nach Maßgabe des Wortlautes betreffend seinen Bürgerrechtsverzicht „und hat geschworen" anzunehmen, daß er damals in Zürich persönlich anwesend war; und in seinem Briefe vom Dezember 1590 ist ausdrücklich von dem verheißenen Besuch in Zürich die Rede, der nun wegen eingetretener Hindernisse vorerst noch unterbleiben müsse. Ebenso wurde hinwieder Ammann von Zürcher Bekannten oder durch solche empfohlene Zürcher aufgesucht und junge Zürcher an ihn gewiesen. Als Beispiele finden wir in den Briefen erwähnt, Hans Wolf und den Sohn von Sebastian Schmid.

Nur in einem sehr weiten Sinn, kann als ein Zeichen des Verkehrs mit Zürich, die nach Nagler für den Zürcher Drucker Froschauer gelieferte Vignette bez. Titelblatt angezogen werden, und auch nur als indirektes Zeichen von Heimatsliebe könnte man sich darauf berufen, daß in Ammann's Frauentrachtenbuch an schweizerischen Süjets außer der Frau von Basel lediglich die Jungfrau von Zürich vorkommt.

Die Verse zu diesem Bild hat er selbst nicht gemacht und auch kaum inspirirt, sonst wäre daraus auf seine große Anhänglichkeit und Verehrung für seine Mitbürgerinnen zu schließen. Immerhin wollen wir unsern Mitbürgerinnen den Tribut, der Zürich's damaligen Schönen gezollt wird, nicht vorenthalten, dergleichen liest man nicht alle Tage gedruckt:

„In Zürich, in dem Schweizerland
Das weit und breit ist wol bekannt,
Sind auch wol proporcionirt,
Die Jungfrauwen und schön geziert,
Da leuchtet Tugent und Frombkeit,
Ehr, Zucht und alle Bescheidenheit,
Wil jetzt nichts sagen von dem Kleid
Das ist auch gut und wolbereit."

Die drei uns erhaltenen Briefe Ammann's sind alle an seinen Schwager (Schwestermann) den Pfarrer Leeman am Großmünster, der sich nebenbei sehr um Sonnenuhren und Kalenderwesen interessirte, gerichtet.

Ammann plaudert darin über seine und seiner Verwandten in Zürich häusliche Verhältnisse, spricht mit dem Schwager über dessen Lieblingsthema, die Uhren, erzählt von Erdbeben die in Nürnberg gespürt wurden, und kannegießert über die Gründe der bestehenden Theurung. Bezüglich seiner Beschäftigung entnehmen wir denselben, daß er im Jahr 1590 eine Zeit lang bei einem englischen Grafen in Altdorf verweilte, um ihn im Reissen zu unterrichten, und daß er den Winter 1586/87 theilweise in Würzburg verbracht habe, was auf eine noch unbekannte, dort ausgeführte Arbeit schließen läßt.

Wir lassen die beiden ersten Briefe nachstehend im Wortlaut folgen:

Adresse: Dem Erwürdigen und Wolgelerten hern M. Burkartt Leeman Diener der Kirchen zu Zürych, Meinem günstigen lieben hern schwager zu eygenen Handen

Jnn

Zürych.

Laus Deo Adij*) 1 Mai A 1587 Jnn Nürnberg.

Meine geneigte willige Dienst, Sampt aller wolfart, seigendt Dir jeder zeitt zuvor, Günstiger freundtlicher lieber Her Schwager. Dein Schreiben habe ich mitt großen Freuden empfangen, aber vil mer euwer aller wolfart hertzlich gern gehört. Für mich und die meinigen dank ich dem Almechtigen Gott, der verley Seini Genadt zu beider Seitts lenger.

Die 5 fl. habe ich auch mit dem Briff empfangen. Günstiger her schwager ich hab dir um verschine Weinachten zugeschriben (wie ich

*) Jn der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wird vielfach in deutschen Briefen die Datirung mit der dem Jtalienischen entnommenen Formel A di = vom, am Tag begonnen. Geschrieben wird bald Adi, bald Adj, Adii, Addi.

aber verstehe, ist es dir nicht zukomen) nemlich wie ich mich widrum verheuwratt hab, und dich daneben zu meinen Hochtzeit Ehren Sampt h. schwager Funken gebetten und geladen hab. Weil ich aber so lang kein schreyben von dir empfangen hab ich nicht gewüßt noch erfaren können, ob es wol oder übel bei euch stehe. Bin ich auch diesen Winter nicht vil hie, sonder zu Wirtzburg gewest, das ich auch also nicht widrum geschriben hab. Mein jetzige Hausfrow ist auch zu Nürmberg daheim, Ein Wittfrow hat ein kindt, ist nicht zu alt noch jung mit nam Elisabet Malerin, mit deren ich gar wol (und sonders das sy meine Kindli lieb hatt) gantz wol zufriden bin und sonst in alem irem thun. Gott dem Almechtigen sei lob und Dank. Neuwer Zeittung und ander Sachen halb hab ich nichts wichtigs uff diß Mal, Aber mit aller erst will ich dir mit langer glegenheit weiteres zuschreiben, bitt mölst das selbs gegen mir auch thun. Die Theurung ist bey unß auch groß, sonder dem armen handwerkeren, den die Hendell ser stecken weil das Niderlandt und Frankreich verschloßen und Krieg haben, sonst man alles sampt gnug zu kaufen was man (be) darff.

Neuw Zeitung ist hie nichts ausgangen, so hab ich dise Meß auch nichts ausghen lassen, Möcht sich schicken, das ich dir mit nechstem schreiben waß mitschicken köndt. Sonst in Eyll auff diß mal nicht. Bevelch euch alle hiemit dem Schutz des Almechtigen. Grüße mir deine liebe Haußfrouw und kinder, her schwager Funken, Vetter Hans Jakob und hiemit in Summa alle. Es läßt dich und alle mein Haußfrouw und Kinder auch fleyßig und fründtlich widergrüßen.

Datum ut sup. in Nürmberg.

dein alzeitt dienstwilliger
lieber schwager
Jost Ammann, Rysser.

Adresse: Dem würdigen und wolgelerten Hern M. Burckart Leemann Diener des Worts Gottes zu Zürych, Meinem insonders Günstigen Hern Schwager zu selbs Handen

Inn

Zürych.

Auf der Adresse, linke Ecke unten, steht auch noch: 30 Dezember 1590, wohl eine Notiz des Empfängers betr. Eingang des Briefes.

Laus Deo Adij 6 Decembis Jn Nürmberg A° 1590

Meine willige Dienst, sampt Wünschung Aller wolfart sein dir jeder Zeit zuvor, sonders günstiger lieber Her Schwager. Dein schreiben des Datum ist den 13 Novembris hab ich empfangen, darin dein Gesundtheit mit freuden verstanden, für mich und die meinigen dank ich Gott, der geb sein Genad lenger Amen. Allein mit herzlichem mittleiden hab ich vernommen die leidige Zeittung von wegen deines lieben Sons und meines lieben Vettern. Gott (sei) unß Allen gnedig und verleihe dir Gedult und Trost. Den Jungen so mit im umkommen hab ich wol kennt, sein Vatter von den alten geschlechten und der 7 Hern des gheimen Raths allhie gewest und burgvogt &c. welcher nüwlich vor Aller heilichtag mit menklich großer Klag gestorben ist, sein Nam ist gewest H. Bartholome Pömer.*)

Was Vetter Hans Jakob anlangt, hab ich auß deinem schreyben das erste mal erfaren, das im sein Hausfrow gestorben ist, und er sich wider zum andern mal verheurat hat,**) weil ich aber nicht muß

*) Wir kennen die angedeutete Katastrophe nicht. Unter Leeman Burkhard enthalten die hiesigen Geschlechterbücher nur die Notiz, daß ein Sohn desselben in der Limmat ertrunken sei (ohne Zeitbezeichnung). Unter Barth. Pömer † 25. Okt. 1590 war in Biedermanns Geschlechtsregistern des Nürnbergischen Patriziats, wo dessen ganze Deszendenz aufgeführt wird, kein Aufschluß zu finden. Weitläufige Nachforschungen lohnten sich nicht für unsern Zweck.

**) Hans Jakob ist der Sohn von Jos Ammanns verstorbenem Bruder Josua dem Goldschmid, welcher drei Male, mit Susanna Clauser, Dorothea Hab und Katharina Peter verheirathet war. 1611 beerbten diesen Vetter Hans Jakob, die Töchter Jos Ammanns.

(Muße) zu schreiben zu im gehabt biß malß wollst ime, ist mein bitt, von wegen mein vil glück und heil wünschen.

Ferners günstiger her Schwager, müß das ich dir lieber vorlengst auff dein forig schreyben geantwort, wan mich nicht hendel und Zufel, Irig und hinderlich gemacht hetten, so hab ich mein schreyben imer auff M. Hans Wolfen gespart, der mir aber zu eylens auffgewest ist, und ich ein Zeitt her zu Altorff bey einem Englischen Grafen gewest und in einwenig underweißen müßen im Reissen; ein freiher ziemlich betagter und weyt erfarner her gar schlechtes bruchs und hoffhaltens rc. und das mich im allermeisten hierin ir gemacht und gehindert, dan ich mit mein stiefkindern ein Recht gehabt und vil müy zank und unkosten und versäumnuß gehabt, dan waß ich vor 4 Jaren erhalten, ist mir durch list der Vormündter und schreyben wider abgeschochen worden, und hangt noch also. Davon wer vill zu schreyben, hoff zu Gott er werd mein unbil Rechen.

Es hat sich vergangen wuchen wie auch vor 2 Monat ungefar ein Erdbiben erzeigt doch one schaden, und ist ein ziemlich große doch nur ein geytz-theurung bey (uns) und solchs ist der oberkeitt schuldt.

Des Überschickten Gelds halb so du mir durch hern schwager Davit Werdmüller*) verschafft hast nemlich in Euwer münz und werung 368 fl, welchs ich hie in h. schwager Werdmüllers namen empfangen und in hiesiger münz gemacht hendt 158 fl. und ettliche kreutzer, und also 23 fl. daran verlieren müssen durch werel, welches ich wol weiß anderst nicht sein kan, und darob niemand kein schuldt hat, und quittire für mich und die meinen, daß dieß obgemelte Sum empfangen hab Anno 90 in Nürmberg. Wann du mir weiters etwas schicken wilt So bitt ich fründlich wolst solchs auff erstes thon, Wan es auff Lichtmeß sein kont wers mir ein großer Dienst. Bitt fründtlich mein ingedenk zu sein und nicht lang auffzien. Und wan du kanst auff S Gallen zu an Gold herschicken, dan es schlagt bei uns auch auff, darf so gar vil

*) Die Verwandtschaft Ammanns und Werdmüllers ist an früherer Stelle angegeben.

nicht daran verlieren. Ich hett dir gern was geschickt so fürcht ich es möcht im einschlagen zerbrochen werden, würt dir lieb sein. Schicke dir hiemit auch etwas von Urenwerk, welches (sc. dessen Autor) also allhie ein schreiber und meiner burger schreiber ist, ein glerter man und trefflicher Astronomus der wunderlich Instrument erdenkt*). Ich hab im diene Büchly**) von jedem ein Exemplar geschenkt, gefallen im gar wol, Er würt bald wider etwas lassen außghen, will ich dir auch schicken auff erst.

Wan du ferner dan Willens bist deine Sonnenuhren zu zieren laßen will ichs gern thon, das ich aber meins Verheißen dies jars nicht komen sindt obgemelte mein Hendel und Anfechtung ursach verhoff ich gnug. Bitt freundtlich mir dein nüw Instrument***) so es außgen wirt eins lassen zukomen. Herr bastion schmids seligen son, ein scherer, ist nicht zu mir komen, aber zeiger diß briffs hatt mir dein schreyben überantwort. Der wirt dir das zubringen, wie ich dir oben verhan (? verjehen, verheißen), nemlich des Vatters seligen hölzen becher, der wirt sein halb bester lieber sein, wie er fürwar wol gemacht ist, man acht es nur ein gespött. Bitt daneben so offt in ansichst oder drauß drinkst meiner in meinem dienst fleyßiger zu sein, uud also hiemit vorlieb nemen.

Hiemit in eill. Es lost und mein Weib und Kinder dich (und) deine haußfrow freundtlich grüßen.

Datum ut supra

Dein dienstwilliger schwager Alzeitt
Joßt Ammann. Rysser.

*) Wir glaubten aus Nürnberg sofort Aufschluß erhalten zu können über die Persönlichkeit, die hier erwähnt ist, diese Vermuthung bestätigte sich aber nicht. Weitläufige Nachsuchungen waren für unsern Zweck nicht geboten.

**) Wir kennen von Leeman: Sonnenuhren zu ryssen nach mancherlei Art, sy seyend ligend, auffrecht, schreg wie sy wöllind, mit allen iren stunden u. s. w. — nüwlich beschriben und an Tag geben durch M. Burckhart Lehmann dienern der Kilchen zu Zürych. Getruckt zu Zürych in der Froschou 1589.

***) Bekannt ist nur ein erst 1606 in Basel herausgegebenes Werk Leemans: Instrumentum Instrumentorum Horologiorum Sciotericorum.

Zu diesem Briefe gehört das folgende Schreiben.

Adresse: Dem Erengeachten und fürnemen Hern Hans Wolffen, Burger zu Zürych meinem besonders günstigen Hern und freundt, zu selbs handen,

Zürych.

Laus Deo Adij 25 Decembis A° 90 in Nürmberg.

Miene willige dienst zuvor günstiger freundt und Her Wolff. min freundtlich bitt ist an euch dieß briffly laßen meinem Hern schwager Leeman zustellen, solchs widerum in ander weg zu verschulden bin ich geneigt, damit was euch lieb ist.

Datum in großer eill ut supra.

Euer dienstwilliger Alzeitt
Jost Ammann.

Auf dem Schreiben ist Ammann's Petschaft abgedruckt, das noch zu erwähnende Wappen mit den 3 Sternen enthaltend.

3. Familienverhältnisse.*)

Was Ammann's eigenen Familienkreis betrifft, so war er zweimal verheirathet. Ueber die Persönlichkeit der ersten Frau sind wir ganz im Ungewissen, wir erfahren überall nur aus einem seiner Briefe, daß er 1586 sich neuerdings wieder verheirathet habe und zwar mit einer Wittwe Elisabeth Maler, einer Nürnbergerin, und daß er von seiner ersten Frau zwei Kinder in diese zweite Ehe brachte, sie eines (an einem andern Ort spricht er im Plural von seinen Stiefkindern).

Diese zweite Ehe blieb kinderlos, bei seinem Tode hinterließ er nur zwei Töchter, Anna und Barbara Ammann.

Ueber die hinterlassene Familie geben uns Aufschluß:

*) Die zürcherischen Ehebücher und Taufbücher, die allerdings am wenigsten in Betracht kommen konnten, enthalten keine bezüglichen Einträge; aus den Nürnbergischen war ein Aufschluß nicht zu erhalten.

I. Den 20. Mai 1591 hat die Wittib den Inventarium angezaigt. Vermag in Allem 894 fl. 3 h. 4 den.

An Gegenschulden darunter auch der Kinder erster ehe mütterlich und der Wittib zugebracht gut begriffen 556 fl.

Den Rest lautter 338 fl. 3 heller 13 dem Peter Meisel Buchbinder dem ainen vormund des Ammann's kindern zugestellt.

(Mittheilung aus dem Kreisarchiv Nürnberg.)

II. Gegenseitiges Testament von Hans Jakob Ammann und Katharina Peter vom 17. Februar 1606. Gemächtsbücher Band 22 im Staatsarchiv Zürich. Gest. V. 352 pag. 159/160.

Auf den Fall, daß seine eigenen zwei Söhne ohne Leibeserben vor der Frau sterben, soll das Vermögen: uff Jr Absterben synen nächsten Erben welliches in der zyt Joßt Ammanns seines Vatters seligen Bruders Töchtern zu Nürnberg sygend oder wer im fal das best Recht darzu haben würde, heimbfallen.

III. Zürcher Seckelamtsrechnung (Staatsarchiv) von 1611/12 Einnahmen vom Pfundschilling (Abgabe auf Vermögen das außer Landes geht) „275 ℔ gabend Anna und Barbara, die Ammanninnen, Herrn Josten Ammann zu Nürnberg ehl. Töchtern; Ererbtend von Herrn Hans Jakob Ammann dem schryber irem Vettern seligen 2750 ℔, zu Abzug.“

Nach alle dem fällt die aus H. Füßlis Neuen Zusätzen zum allgemeinen Künstlerlexikon auch in Beckers Werk übergegangene Conjectur, daß der Buchhändler Johan Wilhelm Ammann, der im Jahr 1661 in Frankfurt thätig war, ein Nachkomme unsers Meisters gewesen sein möchte, dahin.

4. Umfang der Thätigkeit.

Eine Aufzählung der Arbeiten Ammanns als solcher liegt ganz außer den Rahmen unserer Arbeit, und ebenso wenig betrachten wir als unsere Aufgabe dem Leser eine Auswahl der am meisten geschätzten Ammann'schen Arbeiten vorzuführen; für alles das ist von anderer Seite schon gesorgt und verweisen wir auf die einschlägige Literatur.

Wir beschränken uns darauf, die Gebiete, in denen Ammann thätig war, nach den Titelaturen zu bemessen, die er sich selbst gibt und die ihm von Dritten in Schrift- und Druckwerken seiner Zeit beigelegt werden.

In zwei schon erwähnten Nürnberger Rathsbeschlüssen wird er benennt, das eine Mal Maler, das andere Mal Maler und Kupferstückreißer, im Todtenbuch von St. Sebaldus heißt er Kunstreißer, in zwei seiner Briefe unterzeichnet er sich selbst mit Reysser. In lateinischen Ausgaben Ammann'scher Werke heißt er pictor.

Reißen statt zeichnen nennen wir auch heute noch die Thätigkeit des Dessinateurs oder Broderiezeichners, wenn er Arabesken oder Namenszüge auf Stoff vorzeichnet; außerdem sind uns damit zusammenhängende Ausdrücke, wie Reißbrett, Reißfeder, Grundriß u. s. w. noch geläufig.

In dem Werke: „Eigentliche Beschreibung aller Stände u. s. w.", wozu Ammann die Holzschnitte, Hans Sachs die Verse lieferte, führt sich der Reisser folgendermaßen ein:

Ich bin ein Reisser früh und spet,
Ich entwerff auf ein Linden Brett
Bildnuß von Menschen oder Thier,
Auch Gewächs mancherlei Manier.

Künstlich, daß nit ist auszusprechen,
Auch kann ich dieß in Kupfer stechen.

Die angeführten Bezeichnungen stimmen mit dem, was man von Ammann'schen Arbeiten wirklich kennt, überein. Veranlaßt dadurch, daß Glasgemälde von ihm noch nie konstatirt worden sind, haben sich schon, aber nur leise Zweifel geltend gemacht, ob ihm denn wirklich die Qualifikation als Glasmaler, mit welcher er seit Sandrart ebenfalls aufgeführt wird, auch in der That zukomme. Daß er in keiner der Quellen, in denen er unsers Wissens genannt ist, mit dieser Bezeichnung erscheint, spricht gegen die Angabe Sandrarts; ebenso und in verstärktem Maße das erwähnte Verhältniß zu dem Tucher'schen

gemalten Fenster in der St. Lorenzkirche in Nürnberg, wo Ammann wol den Carton liefert, aber ein dritter Glasmaler das Fenster selbst ausführte.

Wer Cartons liefert für Glasgemälde, der wird aber nicht Glasmaler genannt, sondern Zeichner oder Maler. Zum Glasmaler gehört die Manipulation mit dem Glase selbst. Dafür finden wir den Beweis von anderem abgesehen in der schon zitirten „Eigentlichen Beschreibung aller Stände.“ Dort heißt es vom Glasmaler:

„Einen Glaßmaler heißt man mich,
In die Gläser kann schmelzen ich,
Bildwerk, manch herrliche Person,
Adelich Frauwen und Mann,
Sampt iren Kindern abgebildt,
Und ires Geschlechtes Wappen und Schilt.
Daß man erkennen kann dabei,
Wann dieß Geschlecht herkommen sei.“

Man kann sich disponirt fühlen, zum Gegenbeweis uns ein halbes Dutzend Zürcher Künstler zu benennen, die nie eine gemalte Scheibe selbst gemacht haben, wohl aber Cartons zu Glasgemälden lieferten und die eben doch in offiziellen und privaten Aktenstücken Glasmaler genannt werden. Es ist das kein Gegenbeweis; sie heißen nicht Glasmaler der Cartons wegen, sondern führen den Titel, weil und nachdem sie bei den Glasmalern Meister geworden sind — gleichviel ob sie in praxi die Glasmalerei ausübten oder nicht.

Man hat Ammann auch zum Schriftsteller machen wollen. Nach Naglers Künstlerlexikon B. I. pag. 91/92 sollte er 1578 ein Buch von der Dicht-, Maler- und Bildhauerkunst herausgegeben haben, welches in der Folge unter dem Titel: Artis pingendi enchiridion nochmals aufgelegt worden sei; das 1877 in zweiter Auflage erschienene allgemeine Künstlerlexikon von Seubert wiederholt diese Nachricht neuerdings. Der Angabe kann nur eine nicht zutreffende Uebersetzung des lateinischen Titels: Enchiridion artis pingendi, fingendi et sculpendi zu Grunde

liegen. Dieses Werk enthält aber wie die deutsche Ausgabe mit dem Titel Lehr- und Kunstbuch außer der Vorreden Feierabends auch nicht eine Zeile Text.

Ammanns Briefe verrathen auch nicht einen Schriftsteller.

Unter den Formschneidern, die nach Ammanns Vorzeichnungen die Holzstöcke schnitten, führen unter andern einer das Monogramm L F, ein zweiter das Monogramm C S, und man hat davon gesprochen, daß dadurch die Zürcher Formschneider Ludwig Fryg und Christoph Schwytzer bezeichnet sein dürften. Man weiß über diese Persönlichkeiten sehr wenig, aber immerhin haben zwei Zürcher Formschneider dieses Namens in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts erwiesener Maßen existirt. Die Hypothese beruht augenscheinlich auf keinen weiterm Fundamente, als darauf, daß eben die Monogramme auf die Initialen der genannten Namen passen, während hinwieder andere eventuell ebenfalls mögliche Träger derselben nicht bekannt sind. An sich hätte es nichts unwahrscheinliches, daß Ammann Formschneider unter seinen Landsleuten nachgezogen habe, doch müßten wir uns solche immerhin eher in Frankfurt unmittelbar unter Feierabend plazirt als in Nürnberg wohnhaft denken.

Zu dieser Hypothese ist für einmal nichts beizubringen. In den Frankfurter Tauf- und Ehebüchern kommen laut den diesfälligen Registern die fraglichen beiden Namen nicht vor. Gegen die Existenz der beiden Männer in Frankfurt, falls sie ledige Leute waren, ist damit noch nichts erwiesen.

Die Art, wie Ammann seine Arbeiten bezeichnete, berührt uns an unserm Ort nicht, wir beschränken uns diesfalls auf eine einzige Bemerkung.

Der von Becker z. B. auf pag. 32 abgebildete Wappenschild mit den 3 Sternen ist das Ammann'sche Wappen, wie wir es sowohl im Zürcher Wappenbuch von Dietrich Meyer von 1605 und im Wappen-

buch der Stadt Zürich von Egli von 1860, als auch auf dem Petschaft, mit dem einer der Briefe Ammanns gesiegelt ist, finden. Es beruht das Wappen auf dem Wappenbrief, welchen der Römische König Maximilian 1487 dem Zürcher Stadtschreiber Ludwig Ammann und dessen Brüdern Hans und Ulrich für sich und ihre ehlichen Leibeserben ertheilte. Ludwig und Ulrich waren die Großonkel, Hans der Großvater unsers Künstlers. *)

5. Das Ende.

Als Todesjahr Ammanns wird seit längster Zeit das Jahr 1591 angegeben, als Todestag bald der 15., bald der 17. März. Die Quelle für diese Angabe war unsers Wissens niemals angegeben worden.

Die Recherche in Nürnberg ergab, daß sich daselbst ein Todtenbuch de 1589—1591 erhalten hat, mit folgendem Eintrag: „Pfarr Sebaldi 17. Martii anno 1591 starb der ersame Jobst Ammann Kunstreißer under der Vestinen der obern Schmidgassen." **) Diese Nachricht bringt auch von Hefner-Alteneck in dem zitirten Vortrag.

Der letzte Brief Ammanns betrifft so persönliche Angelegenheiten, ist so sehr das Gegentheil von berechnet für die Oeffentlichkeit, daß wir fast Bedenken tragen, ihn abdrucken zu lassen. Indessen wird dadurch Ammanns Krankheit um die Zeit des angenommenen Todesdatums konstatirt, eine Vermuthung über die Todesursache an die Hand gegeben, und Ammann erscheint dabei neuerdings wieder als ein so guter treu-

---

*) Eine Kopie dieses Wappenbriefes findet sich in J. Fr. Meiß Lexicon geographico-heraldico-stemmatographicum urbis et agri Tigurini. Band I. Stadtbibliothek Z. Manuscr. E. 85. pag. 73 ff.

**) Wir wissen nicht, ob dieses Todtenbuch mehr eine Art Chronik, oder aber ein amtliches chronologisches Verzeichniß ist. Das III. Heft der Nürnbergischen Künstler, geschildert vom Verein Nürnbergischer Künstler und Kunstfreunde 1828 — ein den Neujahrsblättern der Zürcher. Künstlergesellschaft nachgebildetes Unternehmen — nennt das Todtenregister des Sebaldipfarramts „ein zum Theil höchst unleserliches und unvollständiges Buch." Die von den Geistlichen geführten Todtenbücher enthalten übrigens wohl weniger das Datum des Todes selbst, als vielmehr den Tag, an welchem die durch einen Todesfall veranlaßten pfarramtlichen Funktionen stattfanden.

herziger Mann, daß wir glauben, die Veröffentlichung doch bewerkstelligen zu dürfen. Auch kann der Brief, falls irgend einmal aus Nürnbergischen Akten über die begleitenden Umstände nähere Aufschlüsse gegeben würden, als Ergänzung dienen.*)

Dem Erwirdigen und Wolgelerten Hern M. Burkart Leman, diener der Kirchen zu Zürich, meinem günstigen Hern Schwagern zu selbs eygenen Handen.

Zürych.

Auff Münsterhoff
zu erfragen.

Auf der Adresse steht noch das Datum:

15 Martij 1591 (wahrsch. das Datum des Empfangs).

Laus Deo Semper Adij 8. Martij **A⁰ 91**

Günstiger her schwager. Ich wer des bottens neu zu schicken vil lieber überhoben gewest wo nich (?) ich dazu nicht gethrungen, das ich auff teglich schreiben und bitten nichts erhalten kan bei euch, sonder und darneben andre miens mangel vernomen, aber ob es euch zu hertzen ghehe, weiß ich nicht. Darum sobald und der Bott zeigere diß brieffs ankumpt wölt in von stund an abfertigen, dan man muß im ein tag 15 Kr. geben, wolt im auch ein wenig zerung geben. Wolst das Geld wol einmachen und dem Boten geben, er wirt mir gewüß liefern, denn man inn in dem fal gar vil brauchet, und ist im zu trauwen. Warlich warlich H. schwager die umstendt da man ein so wol blagt und sonders von mein hern, des Inventirens hab (halb) außsten muß. Bott zeigern diß Brieffß würt dir alles weitlöffiger erklären. Was nun den übrigen rest und Summa zusammen machen wirdt wolst mir überschicken auff aller erste. Du weist günstiger her schwager, das die zeit darin du mich solt bezalt haben wol 2 mal um ist.

---

*) Der Brief verräth deutlich die Krankheit des Verfassers; er ist betreffend Form und Orthographie inkorrekt, betreffend Schrift zuweilen geradezu unleserlich und nicht in allen Theilen verständlich.

Dises alles schreyb ich nicht auß unwil, sondern ein ander ein wenig zu vermanen.

Sollen und wollend doch eins wie anders liebe schweger und gutt freundt bleiben, und was wir einander zugesagt gegen einander mitt Gottes hülff beweisen. Ich hab ettwas von D. Camerario mein Magens halb eingenomen, das setzt mir hart zu, das ich nit vil zu schreiben weiß.

Her schwager ich bitt auch wolst mir ein kurze neben Abfertigung des Botts der noch bleibenden Sum ein kurtze Außzug schicken, mich darin zu ersehen von wegen ettlicher Ursachen.

Thu dich hiemit dem Almechtigen Gott bevelchen Sampt deiner lieben Hausfrow und Kinder. Amen.

Datum, Nürmberg ut supra.

Dein freundlicher lieber schwager

Jost Amman.

Die steigende Beliebtheit Ammanns und den Wachsthum seines Ruhmes spiegeln die Epitheta ornantia wieder, die ihm in den Feierabend'schen Verlagswerken beigelegt werden.

Während er 1564 noch einfach als kunstverständig und wolerfahren beim Publikum eingeführt wird, darf er schon 1571 der sinn- und kunstreiche und weitberühmte Jost Ammann von Zürich genannt werden.

1588 machte ihn Janus Henricus Scroterus de Gustrow, Megapolitanus Eques et Poeta Laureatus Cæsareus (Janus Heinrich Schröter von Gustrow kaiserlich coronirter Poet) zum Gegenstand eines Lobgedichtes das dem seltensten der Ammann'schen Werke, dem Kartenspielbuch, beigedruckt ist*), allerdings ist dabei nicht zu übersehen,

*) Die Mittheilung desselben aus dem in der königl. bayr. Hof- und Staatsbibliothek in München befindlichen Exemplar verdanken wir der Güte des Herrn Prof. Dr. Halm, Vorstand der Bibliothek. Es lautet wie folgt:

daß dieses Gedicht kaum ein spontaner Erguß des Dichters ist, sondern ohne Zweifel auf Bestellung des Verlegers zu Stande kam, und daß Vorgänger und Zeitgenossen Ammanns sich ähnlicher Lorbeeren zu rühmen gehabt haben.

Gedicht in Jodoci Ammanni Charta lusoria fol. P. 3. Ejusdem Scroteri Carmen, in laudem Jodoci Ammanni, huius Chartæ inventoris ad candidum lectorem.

Mollia longinqui iactent sua vellera Seres,
Hesperidum sua mala nemus; sua thura Sabaei;
Aethïopes celebrent sua Cinnama; Persidis ora
Divitibus gemmis, fulvoque superbiat auro.
Dotibus ingenii felix, memorabilis arte,
Artificumque manu, ac monumentis clara venustis
Urbs pars Germani nequaquam ingloria regni
Noricaberga ingens, multa quam flavus arena
Et facili mediam Pegnesus flumine scindit,
Tantum omnes superat, quantum Jovis inclytus ales
Omne avium genus, aut quantum mens vivida corpus
Mortale, et quantum Croesi bona splendida Virtus:
Namque ut Agaenorei cum surgunt cornua Tauri
Vere novo Sylvæ, frondes, ager omnis, et arva
Luxuriant, ridentque novi per gramina flores;
Sic Urbs Noricidum doctæ studiosa Minervæ,
Palladiisque bonis, quibus usque addicta, perenne
Quamvis jamdudum meruit per secula nomen,
Nunc tamen arte sacra magis aucta, magisque secundo
Artificum studio, sic undique floret, ut ipsi
Obijciant frustra invisas fera fata tenebras.
Usque adeo formis sibi rerum et acumine totam
Obligat Europam, populos trahit, excitat omnes,
Ut demirari artifices, et honesta feracis
Ingenii monumenta velint, adamare labores,
Sed tuus inprimis, quo se Respublica cive
Noricidum jactat, IODOCE AMMANNE, per omnem
Tentoniam splendescit honos, splendescit acumen
Ingenii, et cultæ landata industria dextræ.
Dædala monstravit tibi se natura, secundo
Ingenio lætata tuo, tibi semper apertas
Ostendit pictura fores, tibi porrigit omnes
Divitias, penorisque sui penetralia pandit.

Wie in der Adoptivheimat Nürnberg und überhaupt draußen im Reiche wurde Ammann auch in der alten Vaterstadt als bedeutender

Scilicet egregio quantum Romana Poësis
Virgilio, et Graiæ Smyrnæo carmine Musæ;
Tantum equidem illustris vere illustrata labore
Est pictura tuo. Tu splendida frontibus ora,
Tu pectus nitidum, tu brachia vivida membra
Fingis; et umbrati fallunt mortalia vultus
Lumina; posse loqui credas, solemque videre;
Nec tabulis hærere pedes, sed vera putantur
Figere, et alterno vestigia linquere gressu:
Tam pulcros animi motus ostendit imago
Arte, AMMANME, tua, ut vivis æquare carentes
Vita, et mortales valeat deludere sensus.
Quid te prisca iuuat, quamnis laudabilis, ætas,
Artifices memorare tuos? Quid signa Myronis
Lysippique vides? Quid te suspendit Apellis
Gratia? Protogenis tabulas, et zensidis uuas,
Parrhasii quid cernis aves? melioribus astris
Utimur, ingeniis modo sint sua præmia, priscos
Posteritas euincet avos; Polycletica virtus
Marmora praxitelis, statuæque Euphranoris æuvo
Omnia sordebunt nostro, priscumque IODOCI
Artibus AMMANNI perdent collata decorem.
Unus hic æthereo deponere Numina coelo
Unus hic inferno stygium reuocare colubrum,
Et monstrare oculis, dictu mirabile, nostris,
Quod natura nequit, potis est. Mortalibus ergo
Sensibus exponas superos, cœloque sereno
Deduceno nobis, AMMANNE, ostende Tonantem;
Phidiacumque Jouem confictaque numina vero
Vince Deo. Quod si meritis tua præmia Virtus
Non habet æqua, nihil pendas; mortalia Virtus
Vera supergrediens sua præmia quærit in astris.
At vos, quorum animos clarorum industria tangit
Arificum, quibus aut picturæ incumbere mens est
Unica, Noricidi certa hæc Theôremata Apellis,
HEVSLERI*) prælo totum vulgata per orbem,

*) Der Nürnberger Buchhändler Heusler ist der Verleger des Kartenspielbuchs.

Künstler anerkannt und bei gegebenem Anlaße rühmend seiner Erwähnung gethan. So führt die von den Zürcher-Gelehrten Conrad Geßner gegründete, Josias Simmler und J. J. Fries fortgesetzte, in Zürich herausgekommene „Universal-Bibliothek" in der Ausgabe von 1574 den Landsmann Ammann als Maler ersten Ranges auf („absolutissimus pictor")*), und nennt von seinen Werken die „Biblischen Figuren" und die „sehr schönen Zeichnungen" in dem früher erwähnten Jamitzer'schen Werke (Extant etiam quinque corpora Platonica ex optica disciplina variis rationibus pulcherrime depicta). Die Ausgabe von 1583 nennt außerdem noch zwei weitere Werke und schließt den Artikel mit:

Consulite AMMANNI, qui quo se grammata ductu
Producant, qua mensura, quove ordine, tum qua
Lege Geometricis stent omnia corpora formis,
Ante oculos ponit, normamque sequentibus infert,
Quam merito cuncti, quibus haud aduersa resistunt
Numina, mirari debent, et laude perenni
Tollere, ceu qua nil quicquam præclarius alto
Ingenio fieri, aut traduci in lumina possit.
Vos quoque, qui chartæ ludis læto omine honestis
Defessas studio mentes, defessa labore
Pectora, et ingenium, quod longa negotia frangunt,
Instaurare iterum cupitis (gratissima namque
Alma quies secum portat medicamina fessis,
Attonitasque animi reparant licita ocia vires)
Huc este, hic vobis rapido divertere ab æstu
Curarum; hic oculis, hic pectore ludere fas sit
Maximus interpres legum lusisse lapillis
Scævola narratur, curasque fugasse Fritillo.
Scipio Littoreas et Lælius anxius oras,
Et Caietani tractum maris urbe relicta
Sæpe peragrabant, ubi circum littora conchas
Fluctibus eiectas manibus legisse feruntur.

FINIS.

*) Nach Heinecke zitirt von Becker, Anhang S. 226, sollte man annehmen, der absolutissimus pictor komme in einem Büchertitel vor, es ist aber eher anzunehmen, daß auf Simmler fußend und ihn mißverstehend Heinecke eine Ausgabe der biblischen Figuren mit diesem Titel irrthümlich als vorhanden annahm, denn andere Autoren kennen eine solche nicht.

„Der Künstler blühet zur Zeit in Nürnberg.“ (Hoc tempore floret Norimbergæ.) Nicht zwar zu Ammanns Lebzeiten (dazu war unser Lokalpoet zu jung) aber bald nach seinem Tode feierte ihn der Zürcher Hans Ulrich Grob in seinen „Lobgedichten auf Ausgezeichnete Zürcher“ *) folgendermaßen:

Inter pictores veterum ut monumenta loquuntur,
Nemo celebrato major Apelle fuit:
Inter pictores sed temporis hujus Ammanno
Ingenio nullus major et arte fuit.

oder in deutscher Uebersetzung etwa wie folgt:

Unter den Malern der Alten, wie das ihre Schriften bezeugen,
Gieng mit Ruhme gekrönt allen Apelles voran:
Unter den Malern jedoch, deren unsere Zeit sich erfreuet,
Gehet an Kunst und an Geist allen nun Amman voran.

Erinnern wir uns an die Worte, die D. Werdmüller an den ungen Ammann gerichtet hat, an die herzliche Zuneigung, die darin sich ausspricht, vergegenwärtigen wir uns das trauliche Geplauder Ammanns mit seinem Schwager Leemann in den ersten Briefen, seine milde Ermahnung im dritten Brief, als dieser durch seine Saumseligkeit ihn augenscheinlich in peinliche Verlegenheit gebracht hat, beachten wir die freudige Anerkennung, die er seiner zweiten Frau zollt, „weil sie seine Kindli lieb hat“, und betrachten wir Ammann — wenn, wie zu vermuthen, der Reisser in einem seiner Werke sein Selbstporträt ist — in seinem Arbeitszimmer mit dem Strauß frischer Blumen vor ihm auf dem Tisch, so erscheint dies Alles als Illustration zu dem Beiworte, das ihm neben allen seinen Ehrentiteln als Künstler gegeben wird, „der ehrliche Jost Ammann“.

So sehen wir denn also die Hoffnungen D. Werdmüller's an Ammann auf's schönste in Erfüllung gegangen.

*) Viri literis illustres urbis Tigurinæ cives, variæ conditionis. Die Originalhandschrift dieser Gedichte auf der Stadtbibliothek Zürich. Das Gedicht befindet sich im Bande, welcher den Titel trägt Joh. Huld. Grobii Tig. Pœmata quæ scripsit annis 1597, 1598. 1599. pag. 71.

Zürcher Chronik.

Das Jahr 1877.

Von **Conrad Nüscheler**, stud. jur.

Januar 1 Herr Prof. Dr. Oswald Heer in Zürich wird von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zum korrespondirenden Mitglied ernannt.

Das Bezirksgefängniß in Horgen beherbergt am Neujahrstag keinen einzigen Gefangenen.

2 Die verschiedenen gelehrten und wohlthätigen Gesellschaften Zürich's publiziren in üblicher Weise ihre Neujahrsstücke. Vide Literaturverzeichniß des vorjährigen Taschenbuches.

6 Der Regierungsrath lehnt eine Petition des Vereins gegen Impfzwang, um Niedersetzung einer gemischten Kommission zur Prüfung der Impffrage, ab.

11 Im Hotel Baur: Oeffentlicher Vortrag von Prof. Rambert: André Chénier † 1794.

12 Der Verwaltungsrath der Nordostbahn beschließt auf Antrag der Direktion, eine Kommission niederzusetzen, welche die in Aussicht gestellten Vorlagen über Sistirung von Bauten, Einnahmen-Vermehrung und Ausgaben-Verminderung zu begutachten, sowie über die finanzielle Situation des Unternehmens Untersuchung zu pflegen und binnen 4 Wochen über alle diese Punkte Anträge zu bringen hat. — Wahl dieser Kommission.

13 Der Regierungsrath bezahlt an die Nationalbahn eine Subventionsrate von 245,000 Fr. aus.

In der Tonhalle Zürich: Konzert des berühmten Violinisten Prof. Joachim aus Berlin.

14 Eine Versammlung von 120 Metzgermeistern des Kantons Zürich verweigert für die Zukunft die Zahlung von Fleischschaugebühren.

Januar 17 In Folge eines Aufrufes und nach gründlicher Prüfung und Besprechung beschließt eine zahlreiche Versammlung auf dem Zunfthause zur „Waag", eine Petition in's Werk zu setzen, in welcher der Stadtrath eingeladen wird, der traurigen Finanzlage wegen den Börsenbau und die damit zusammenhängenden Projekte einstweilen zu verschieben.

18 Im Hotel Baur: Oeffentlicher Vortrag von Professor Dr. Lunge: Ueber Ventilation.

Für Erwerbung des literarischen Nachlasses von H. Georg Nägeli wird vom Regierungsrath und Stadtrath zusammen die Summe von Fr. 3000 bewilligt.

19 Das Gründungs-Komite der rechtsufrigen Seebahn, in Verbindung mit Gemeinde-Abgeordneten, beschließt, auf den Wunsch der Nordostbahn um Anknüpfung von Unterhandlungen betreffend die Situation des Unternehmens nicht einzutreten, sondern mit allen Mitteln die Erfüllung des abgeschlossenen Vertrages zu verlangen.

21 In der Tonhalle Zürich: Aufführung des Oratoriums „Arminius" von Max Bruch, unter der Direktion des Komponisten.

23 Der Stadtrath von Zürich beschließt: Der Eingabe einer Anzahl von Einwohnern, welche das Gesuch stellen, daß die Abtragung des Baugartens einstweilen nicht vorgenommen werde, kann keine Folge geleistet, noch dieselbe vor die Gemeinde gebracht werden.

Zugleich werden die Arbeiten für Schleifung des Baugartens und Abtragung des Kratzthurms in Akkord vergeben.

25 Im Hotel Baur: Oeffentlicher Vortrag von Prof. Arduini: **La Leteratura poetica dell' Italia contemporanea.**

29 Monatsversammlung der Sektion Zürich des „eidgenössischen Vereins". Vortrag von Herrn Direktor Bachofner: „Die Ueberladung der Schulen mit Unterrichtsstoff."

Februar 1 Im Hotel Baur: Oeffentlicher Vortrag von Dr. Choffat: **La Paléontologie, son but, son utilité, sa méthode.**

Der große Stadtrath genehmigt, mit unbedeutenden Abänderungen, die Vorlagen des engern Stadtrathes, betreffend die Voranschläge pro 1877, die Bestellung der Gesundheits-Kommission, die Verordnung betreffend das Begräbnißwesen und einige bauliche Projekte.

Februar 4 Ersatzwahl in den Kantonsrath für den zurücktretenden Herrn Dr. Eugen Escher. — Resultatlos. — Am meisten Stimmen erhielten die Herren: Baumeister F. Locher 667, Dr. Fr. Meili 436 und Dr. Honegger 416.

7 Der Regierungsrath erklärt gegen die Verfassung der sogenannten christkatholischen Kirche der Schweiz und die Funktionen des Herrn Herzog als Bischof derselben keine Einwendung zu erheben.

Der zürcherische Thierschutzverein feiert sein 25-jähriges Bestehen.

8 Im Hotel Baur: Oeffentlicher Vortrag von Prof. Dilthey: Ueber Apuleius von Madama und seinen Roman: Verwandlungen.

Nachdem das vom Initiativkomite für Erstellung einer Privat-Reitanstalt in Aussicht genommene Minimal-Kosten-Kapital von Fr. 100,000 gezeichnet und ein günstiger Bauplatz im St. Jakobquartier angekauft worden, konstituirt sich die Gesellschaft unter dem Namen: „Zürcherische Privat-Reitanstalt zu St. Jakob" und genehmigt die ihr vom Komite vorgelegten Statuten.

9 In Halle stirbt, in Folge einer Augen-Operation, der Zürcher Dr. Salomon Hirzel, bekannt als Buchhändler in Leipzig und Besitzer einer reichhaltigen und berühmten Göthe-Bibliothek. Er erreichte das Alter von 73 Jahren.

10 Der Regierungsrath beschließt, einer Petition aus Neumünster, welche — entgegen dem Gemeindsbeschluß — Aufhebung des dortigen Diakonats fordert, keine Folge zu geben.

11 Städtische Gemeinde-Versammlung in der Tonhalle. Traktanden:

1. Den Voranschlägen für die Gemeinde-Verwaltung und das Schulgut pro 1877, wobei eine Gesammtsteuer von 5 Fr. 50 ‰ vorgeschlagen ist, wird die Genehmigung ertheilt.
2. Die vom Stadtrath vorgeschlagene theilweise Ausführung des Spitalprojektes wird beschlossen.
3. Die Verordnung über das Begräbnißwesen und der Antrag auf Uebernahme des Friedhofes in Wiedikon, wobei den bestehenden Rechten der bisherigen Kirchgemeinden nicht vorgegriffen werden soll, werden mit

Februar 11 großer Mehrheit nach den Anträgen des Stadtrathes angenommen.

4. Im Hinblick auf eine demnächst durch den Kantonsrath zu erlassende Verordnung, wird die Besorgung der Gesundheitspflege an den Stadtrath, unter Beiordnung eines Ausschusses, übertragen.

5. Die Schulpflege wird mit der definitiven Wahl der Lehrer am Real-Gymnasium betraut.

12 Eröffnung des ersten öffentlichen Kindergartens nach der Methode Fröbel in Zürich.

13 Vom 13. bis 15. Februar große Wassernoth im Kanton Zürich. In Folge anhaltender Regengüsse treten Thur und Töß über die Ufer und richten schwere Verheerungen an. Zur Hülfeleistung werden vom Bundesrath die Sappeurs des 6. und 7. Genie-Bataillons aufgeboten und der eidgenössische Oberbauinspektor von Salis nach den bedrohten Kantonstheilen entsendet.

18 Im zweiten Wahlgang ernennt die Stadt Zürich zum Mitgliede des Kantonsrathes Hrn. Baumeister F. Locher mit 1920 von 2940 Stimmen.

Session des Kantonsrathes.

19 Neuwahlen des Bureau:

Präsident: Herr Zangger; Vizepräsidenten: Die Herren Dr. Römer und Fürsprech Forrer. — Stimmenzähler und Sekretäre: Die früheren. Vom Entlassungsgesuch des Herrn Regierungsrath Müller wird Vormerk genommen. — Verschiedene Beschlusses-Anträge des Regierungsrathes betreffend Abgabe des Militärpflichtersatzes an den Bund, Kredit für Uferversicherungen und Anleihen für Flußkorrektion werden genehmigt. — Der Beschluß über Inanspruchnahme des Reservefonds der Kantonalbank für Hülfeleistung an die Wasserbeschädigten soll dem Volke vorgelegt werden.

20 Die Rechenschaftsberichte des Regierungsrathes und Obergerichtes werden durchberathen. Die an ersteren sich anschließenden Postulate werden in der Mehrzahl von der Regierung bekämpft, was Veranlassung zu lebhaften Plänkeleien zwischen dieser und den Mitgliedern der kantonsräthlichen Kommission giebt.

21 Schluß der Prüfung der Rechenschaftsberichte. Abweisung der Petition um Aufhebung der Fleischschaugebühren. Er-

Februar 21 laß einer Verordnung betreffend die örtlichen Gesundheitsbehörden mit Gültigkeit für 2 Jahre.

24 Der Regierungsrath bewilligt die Ausbezahlung einer Subventionsrate von 90,000 Fr. an die Nationalbahn.

Sitzung des Kantonsrathes (Fortsetzung).

26 Es wird mit 113 gegen 83 Stimmen, entgegen dem Vorschlage der Kommissionsmehrheit, beschlossen, den Initiativvorschlag für das Staatsmonopol der Banknoten-Ausgabe dem Volke zur Annahme zu empfehlen. — Entlassungsgesuch von Herrn G. Ziegler als Mitglied des Regierungs- und Kirchen-Rathes.

27 Diskussion des Gesetzes über die Webeschule.

28 Fortsetzung der Berathung über die Webeschule. Die Leistungen der Stadt an dieselbe werden nach dem Wunsche der Letztern festgestellt, diejenige der Seidenindustrie-Gesellschaft dagegen auf Fr. 250,000 erhöht. — Die Tößthalbahn wird mit Fr. 150,000 aus dem Staatsgut unterstützt.

März 3 Der Regierungsrath wählt zum Professor für induktive Philosophie an der Universität den Herrn Dr. R. Avenarius, bisher in Leipzig.

Sitzung des Großen Stadtrathes.

In die Gesundheits-Kommission werden gewählt: Die Herren Polizeipräsident Schlatter, Bauherr Vögeli, Dr. Meyer-Hofmeister, Dr. Hans von Wyß, Professor Schär, Architekt Schmid-Kerez und Meyer zur Krone. — Die Friedhof-Kommission wird bestellt aus den Herren: Baumeister Vögeli, Oberst A. Bürkli, Dr. v. Muralt, sen., Eisenhändler Kisling, Professor Jul. Stadler, Dr. Goll, Büchler-Rauer, Dr. R. Spöndlin und Pfarrer Furrer.

5 Monatsversammlung der Sektion Zürich des „eidgenössischen Vereins.“ Referat des Herrn Prof. A. v. Orelli über die Finanzlage des Bundes.

In Zürich stirbt im Alter von mehr als 79 Jahren Herr alt Stadtrath Wilhelm Meyer-Ott. Nach Vollendung der Gymnasialstudien widmete er sich dem kaufmännischen Berufe, wurde in den Dreißiger-Jahren Staatskassier, später Kassier der Bank in Zürich und Mitglied des Stadtrathes. — Seine Mußestunden wandte er so trefflich an, daß er sich den Ruf eines klassischen militärischen Schriftstellers erwarb. Bekannt sind seine „kriege-

März 5 rischen Ereignisse in Italien von 1848 und 1849." Als treuer Patriot beschäftigte er sich aber vorzüglich mit der schweizerischen Kriegsgeschichte. Seine Biographie des Feldmarschall Hotze (Zürich 1853) und seine Beiträge zu den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft in den Jahren 1871—74 sind von bleibendem Werth sowohl für Militärs als für Historiker. — Seine Darstellungsweise ist überaus anschaulich und lebendig, gewürzt mit köstlicher Laune, sie verräth aber auch eine äuserst gründliche, ausgezeichnete Bildung. — Für Sprachen namentlich hatte der Verstorbene eine große Vorliebe, denn noch in seinen späteren Jahren lernte er mit Eifer und Erfolg Russisch; das Englische und Französische waren ihm vollständig geläufig. — Hierorts müssen wir noch insbesondere der Verdienste Meyers um das „Zürcher Taschenbuch" (1858, 59 und 62), erwähnen. Ohne Zweifel hätte ihn die Wiederaufnahme seiner Lieblingsidee durch jüngere Mitbürger in hohem Maße gefreut; leider hat ihn aber der Tod vor Erscheinen des neuen „Taschenbuches" ereilt. Trotz schwerer Leiden, welche seinem Hinschied vorangingen, sah er demselben mit heiterem Gemüthe und einfach frommen Sinne entgegen. Er ruhe im Frieden. — Siehe des Verstorbenen Jugenderinnerungen im gegenwärtigen Jahrgang des Z. T.

Am gleichen Tage stirbt auch Hr. a. Pfarrer Joh. Heinr. Weiß, geb. 6. März 1803, früher Geistlicher in Wallisellen und langjähriger Lehrer an der stadtzürcherischen Töchterschule. Sein Lieblingsgebiet war die Vaterlandskunde, wovon sein in vielen Auflagen erschienenes Schulbuch Zeugniß ablegt. Als treuer Sohn und Diener seiner Kirche nahm er innigen Antheil an ihrer Entwicklung, trat aber weniger nach Außen hervor. 1869 zog er sich in den Ruhestand zurück.

7 Die vom Komite für Errichtung eines Zwingli-Denkmals genehmigte Rechnung pro 1876 weist auf Ende des Jahres einen Bestand von 47,587 Fr. 10 Cts. auf.

8 Beim Eisenbahnbau außerhalb des Tiefenbrunnen versinkt eine Juchart aufgefüllten Landes mit 16—18 Rollwagen.

10 Der Regierungsrath ermächtigt die Finanz-Direktion zur Auszahlung einer Subventionsrate von Fr. 300,000 an die Nationalbahn.

März 17 Es stirbt Herr Joh. Jak. Ulrich-v. Schwerzenbach, von Eröffnung des eidgenössischen Polytechnikums an ca. 20 Jahre Professor des Landschaftszeichnens an dieser Anstalt. Noch bis in sein hohes Alter — 79 Jahre — verdiente er in vollem Umfang den Ruf eines ausgezeichneten Kunstmalers und Landschaftzeichners.

Generalversammlung der Aktionäre der Gesellschaft Leu & Co. Das Gesellschaftsjahr vom 1. November 1875 bis 31. Oktober 1876 erweist einen Reingewinn von Fr. 168,180. 23 nebst einem unverwendeten Rest vom vorigen Jahr im Betrag von Fr. 30,037. 13 auf. Davon kommen 126,000 Fr. als Superdividende, 8400 als Tantieme für die Vorsteherschaft zur Vertheilung, 33,600 werden dem Reservefond einverleibt und 30,217 kommen auf neue Rechnung.

24 Der Regierungsrath ermächtigt die Direktion des Innern, die zurückgebliebenen 20 % von den Liebessteuern für Wasserbeschädigte nach einem von ihr vorgelegten Vertheilungsschema an die Gemeinderäthe zu Handen der Berechtigten verabfolgen zu lassen.

27 Den Stadtraths-Verhandlungen ist zu entnehmen, daß beim Abbruch des Kratzthurmes im Helm ein kupfernes Täfelchen gefunden wurde, aus dem sich ergibt, daß in den Jahren 1559, 1743 und 1853 Reparaturen an der Helmstange und am Dach vorgenommen worden sind.

April 1 Eröffnung des neuen Bürger-Asyls zu St. Leonhard.

2 Eine liberale Versammlung in Zürich schlägt als Kandidaten für die 2 vakanten Regierungsrathsstellen die Herren Erziehungsrath Zollinger und Direktor Haffter vor. — Gleichzeitig tagen in Winterthur die Delegirten der Demokraten und einigen sich auf die Kandidaturen der Herren Zangger und Nationalrath Scheuchzer.

4 Das vom Kantonsrath unterm 19. Februar beschlossene 4½ % Anleihen des Kantons Zürich wird aufgelegt und binnen 5 Minuten überzeichnet.

5 7 9 Der Große Stadtrath beräth das Projekt einer neuen Gemeinde-Ordnung. Im Ganzen werden die Vorschläge des engeren Stadtrathes angenommen. Zwei Anträge des liberalen Stadt-Vereins betr. Reduktion der Zahl der Mitglieder des engeren Stadtrathes auf 5 und selbstständigere Stellung des Großen Stadtrathes bleiben in Minderheit.

April 9 Monatsversammlung der Sektion Zürich des „eidgenössischen Vereins." Vortrag von Herr Verwalter A. Fäsi: Der Initiativ-Vorschlag betreffend die Ausgabe von Banknoten.

14 In Unterstraß stirbt nach kurzem Leiden Herr Prof. Ernst Ludwig Ettmüller im Alter von 74 Jahren. Lange Jahre war er Professor an der Universität und Kantonsschule. Sein Name als Germanist und Herausgeber altnordischer Sagen sichert ihm ein dauerndes Gedächtniß.

15 Wahl zweier Mitglieder des Regierungsrathes. Bei einem absoluten Mehr von 25,203 werden gewählt die Kandidaten der Liberalen: Hafftcr mit 26,777 und Zollinger mit 26,001 Stimmen. — Ferner erhalten Stimmen: Zangger 23,162, Scheuchzer 22,302.

Referendums-Abstimmung.

Besoldungsgesetz mit 35,067 gegen 12,564 Stimmen verworfen.

Beschluß betr. Inanspruchnahme des Reservefonds der Kantonalbank für Beiträge an die Wasserbeschädigten angenommen mit 34,839 gegen 13,746 Stimmen.

Verfassungsgesetz betr. Ausführung des Art. 89 der Bundesverfassung angenommen mit 25,151 gegen 16,613 Stimmen.

Banknotenmonopol-Gesetz angenommen mit 33,368 Ja gegen 15,899 Nein.

16 Sechseläuten-Feier in der Stadt.

23 Die Generalversammlung der Uetlibergbahn-Gesellschaft beschließt — entgegen dem Antrag des Verwaltungsrathes, welcher zwar für 1876 keine Dividende bezahlen, aber die Coupons als Anzahlung für neue Aktien nehmen wollte — es solle überhaupt keine Dividende bezahlt und die hiefür angesetzte Summe von 40,000 Fr. an den Bau- und Unterhaltungskosten abgeschrieben werden.

24 Der Stadtrath beschließt, 5000 Fr. des aus dem Korrent-Verkehr des Jahres 1876 sich ergebenden Vorschlages von Fr. 9664 an dem Inventarwerth der Bad-Anstalten abzuschreiben, damit derselbe mit deren Entfernung getilgt werden kann.

März 17 Es stirbt Herr Joh. Jak. Ulrich-v. Schwerzenbach, von Eröffnung des eidgenössischen Polytechnikums an ca. 20 Jahre Professor des Landschaftszeichnens an dieser Anstalt. Noch bis in sein hohes Alter — 79 Jahre — verdiente er in vollem Umfang den Ruf eines ausgezeichneten Kunstmalers und Landschaftzeichners.

Generalversammlung der Aktionäre der Gesellschaft Leu & Co. Das Gesellschaftsjahr vom 1. November 1875 bis 31. Oktober 1876 erweist einen Reingewinn von Fr. 168,180. 23 nebst einem unverwendeten Rest vom vorigen Jahr im Betrag von Fr. 30,037. 13 auf. Davon kommen 126,000 Fr. als Superdividende, 8400 als Tantieme für die Vorsteherschaft zur Vertheilung, 33,600 werden dem Reservefond einverleibt und 30,217 kommen auf neue Rechnung.

24 Der Regierungsrath ermächtigt die Direktion des Innern, die zurückgebliebenen 20 % von den Liebessteuern für Wasserbeschädigte nach einem von ihr vorgelegten Vertheilungsschema an die Gemeinderäthe zu Handen der Berechtigten verabfolgen zu lassen.

27 Den Stadtraths-Verhandlungen ist zu entnehmen, daß beim Abbruch des Kratzthurmes im Helm ein kupfernes Täfelchen gefunden wurde, aus dem sich ergibt, daß in den Jahren 1559, 1743 und 1853 Reparaturen an der Helmstange und am Dach vorgenommen worden sind.

April 1 Eröffnung des neuen Bürger-Asyls zu St. Leonhard.

2 Eine liberale Versammlung in Zürich schlägt als Kandidaten für die 2 vakanten Regierungsrathsstellen die Herren Erziehungsrath Zollinger und Direktor Haffter vor. — Gleichzeitig tagen in Winterthur die Delegirten der Demokraten und einigen sich auf die Kandidaturen der Herren Zangger und Nationalrath Scheuchzer.

4 Das vom Kantonsrath unterm 19. Februar beschlossene 4½ % Anleihen des Kantons Zürich wird aufgelegt und binnen 5 Minuten überzeichnet.

5 7 9 Der Große Stadtrath beräth das Projekt einer neuen Gemeinde-Ordnung. Im Ganzen werden die Vorschläge des engeren Stadtrathes angenommen. Zwei Anträge des liberalen Stadt-Vereins betr. Reduktion der Zahl der Mitglieder des engeren Stadtrathes auf 5 und selbstständigere Stellung des Großen Stadtrathes bleiben in Minderheit.

Mai 13 In den großen Stadtrath werden, mit wenigen Ausnahmen, die bisherigen Mitglieder gewählt. Die Neuwahlen fallen zu Gunsten der liberal-demokratischen Partei aus.

15 Nach kurzer Krankheit verschied Hr. Andreas Ziegler, a. Pfarrer, geb. 1808, längere Zeit hindurch Seelsorger der Gemeinde Wangen. Nachdem er aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand getreten, übernahm er das Aktuariat des Alters- und Krankenasyls der Evang. Gesellschaft. Er war ein treuer, freundlicher Mann, dessen gediegenes Wesen ihn allen lieb machte, die ihn kannten.

19 Der Regierungsrath genehmigt die Baupläne der Nationalbahnlinie Seebach-Regensdorf.

21 Im Künstlergut: Beginn einer interessanten Ausstellung von älteren Glasmalereien und Zeichnungen zu solchen aus zürcherischem Privatbesitz.

26 Der neugewählte Stadtrath hält seine konstituirende Sitzung. Zum Vizepräsidenten wird Herr Landolt, Vorstand des Finanz-Departement, gewählt. Es übernehmen: das Steuerwesen: Herr Schwarz; das Bauwesen: Herr Vögeli; das Polizeiwesen: Herr Schlatter. — Herr Dr. Römer übernimmt das Präsidium der vom großen Stadtrath zu wählenden Armen-, Waisenhaus- und Pfrundpflege, Herr Landolt das Präsidium der Stipendien-Kommission. Das neugewählte Mitglied, Hr. Nabholz, wird als Mitglied des Waisenamtes, der Wasser-Kommission, der Steuerschätzungs-Kommission, der Aufsichts-Kommission naturwissenschaftlicher Sammlungen im Polytechnikum, als Vorstand der Kornhaus-Verwaltung und als Stellvertreter des Polizei-Vorstandes gewählt.

26—28 Eidgenössisches Volks- und Militär-Musikfest in der Tonhalle Zürich. Es betheiligen sich 12 Vereine mit ca. 300 Mitgliedern. Preise erhalten. 1) Locle, 2) „Concordia" Zürich, 3) Biel, 4) Thun, 5) St. Gallen, 6) Glarus, 7) Schaffhausen, 8) Weinfelden, 9) „Harmonie" Bern.

27 In den Kantonsrath wählt die Stadt Zürich den Herrn Stadtrath Nabholz.

Die Ersatzwahlen in den Großen Stadtrath fallen zu Gunsten der liberal-demokratischen, diejenigen in die Schulpflege nach der liberal-konservativen Liste aus.

29 Generalversammlung des Vereins für freies Christenthum. Vortrag von Hrn. Pfarrer Furrer: „Ueber Toleranz und religiöse Ueberzeugung."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Juni 11 die Garantie-Uebernahme durch das Gemeinwesen bezieht, für unerheblich zu erklären, beschließt die Behörde mit großer Mehrheit, zur Stunde in die Behandlung der Motion nicht einzutreten, sondern vorerst noch ein Gutachten des engern Stadtrathes über diesen Gegenstand abzuwarten.

12 Jahresversammlung der Evang. Gesellschaft. Haupttraktandum: Wie kann der Verbreitung schlechten Lesestoffs unter unserm Volke entgegengewirkt werden? Referent: Herr Walder-Appenzeller.

13 Die Sektion Zürich des protestantisch-kirchlichen Hülfs-Vereins beschließt, an der bisherigen neutralen Stellung — den kirchlichen Richtungen gegenüber — festzuhalten, da in Zürich, im Unterschiede von Basel, sich bisher Positive und Liberale gemeinsam an diesem Werke betheiligt haben; nur soll in Zukunft auch kirchlichen Minderheiten Rechnung getragen werden.

17 Beginn der schweizerischen Kunstausstellung in der Tonhalle.

Versammlung des Schweizerischen Kunstvereins in Winterthur.

18 In der Kantonsrathssitzung kommt die Motion Karl Bürkli betreffend die Nordostbahn-Situation zur Behandlung. Dieselbe verlangt ein Eingreifen des Staates und eine sofortige gewaltsame Lösung der für unser Land so wichtigen Frage, wird aber unter Namensaufruf mit 184 gegen 3 Stimmen verworfen.

24 Beginn des Kantonal-Schützenfestes im Sihlhölzli.

30 Unter dem Präsidium des Herrn Dr. Römer findet die Generalversammlung der Nordostbahngesellschaft statt. Auf den Antrag des Verwaltungsrathes wird eine Kommission ernannt zur Prüfung des Geschäftsberichtes der Direktion und der Jahresrechnung, des Berichtes der Direktion über die gegenwärtige Finanzlage der Nordostbahn und des Berichtes des Verwaltungsrathes betreffend Situation der Nordostbahnunternehmung. Es werden genehmigt der Nachtrags-Vertrag mit dem Kanton Glarus über Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Glarus nach Linthal. Dem Verwaltungsrath wird Vollmacht ertheilt hinsichtlich der Verpflichtungen zum Bau der aargauischen Südbahn, der Linie Koblenz-Stein, Eglisau-Schaffhausen, Thalweil-Zug und Etzweilen-Schaffhausen. Der

Juni 1 Auf dem Zürichsee herrscht ein orkanartiger Sturm. Mehrere Unglücksfälle sind zu beklagen.

3 Die städtische Gemeindeversammlung trifft die ihr zufallenden Wahlen in das Wahlbureau und die Steuerkommission. Von 4400 Stimmberechtigten sind 60 anwesend.

9 Der Regierungsrath bewilligt eine Rata-Zahlung von Fr. 117,000 an das Eisenbahn-Unternehmen Winterthur-Zofingen.

10 In Winterthur tagt die Abgeordneten-Versammlung des schweizerischen Feuerwehrvereins.

Der Zürcher Limmat-Klub unternimmt zu Schiff eine Fahrt nach Basel. Die vielfachen Anstrengungen der Theilnehmer werden durch einen freundlichen Empfang seitens der Basler Bevölkerung belohnt.

11 In Fluntern stirbt Herr a. Nationalrath J. H. Fierz, Begründer einer der bedeutendsten Export-Handelsfirmen der Schweiz.

Die Sektion Zürich des „eidgenössischen Vereins" beschließt in ihrer Monatsversammlung, dem Auftrag der Generalversammlung in Olten betr. Referendumsbegehren gegen das Militärsteuergesetz und das Gesetz über die Rechte der Aufenthalter und Niedergelassenen durch Anhandnahme der Unterschriftensammlung im Kanton Zürich nachzukommen.

In seiner konstituirenden Sitzung bestellt der Große Stadtrath eine Reihe von Kommissionen. Im Fernern begründet Herr Wild-Wirth, Namens einer Anzahl Mitglieder des Rathes folgende Motion: „Es möchte der engere Stadtrath mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, daß die rechte Seeuferbahn dem in Bern vereinbarten Bau-Moratorium beitrete, eventuell den Rücktritt der Stadt von jenem Unternehmen in Aussicht stellen, hauptsächlich möchte aber die Frage geprüft werden, ob und wie eine Vereinigung der an der Nordostbahn betheiligten Gemeinwesen in und außerhalb des Kantons angestrebt werden könnte behufs Uebernahme einer Garantie für das hypothekarisch zu versichernde Pariser-Anleihen der Nordostbahn (50 Mill.), da wohl allein auf diesem Wege der Beschlagnahme und Ausbeutung der Bahn durch die Pariser Geldmächte und somit einer Landes-Kalamität vorgebeugt werden könnte." — Gegenüber dem Antrage, die Motion, soweit sie sich auf

Juni 11 die Garantie-Uebernahme durch das Gemeinwesen bezieht, für unerheblich zu erklären, beschließt die Behörde mit großer Mehrheit, zur Stunde in die Behandlung der Motion nicht einzutreten, sondern vorerst noch ein Gutachten des engern Stadtrathes über diesen Gegenstand abzuwarten.

12 Jahresversammlung der Evang. Gesellschaft. Haupttraktandum: Wie kann der Verbreitung schlechten Lesestoffs unter unserm Volke entgegengewirkt werden? Referent: Herr Walder-Appenzeller.

13 Die Sektion Zürich des protestantisch-kirchlichen Hülfs-Vereins beschließt, an der bisherigen neutralen Stellung — den kirchlichen Richtungen gegenüber — festzuhalten, da in Zürich, im Unterschiede von Basel, sich bisher Positive und Liberale gemeinsam an diesem Werke betheiligt haben; nur soll in Zukunft auch kirchlichen Minderheiten Rechnung getragen werden.

17 Beginn der schweizerischen Kunstausstellung in der Tonhalle.

Versammlung des Schweizerischen Kunstvereins in Winterthur.

18 In der Kantonsrathssitzung kommt die Motion Karl Bürkli betreffend die Nordostbahn-Situation zur Behandlung. Dieselbe verlangt ein Eingreifen des Staates und eine sofortige gewaltsame Lösung der für unser Land so wichtigen Frage, wird aber unter Namensaufruf mit 184 gegen 3 Stimmen verworfen.

24 Beginn des Kantonal-Schützenfestes im Sihlhölzli.

30 Unter dem Präsidium des Herrn Dr. Römer findet die Generalversammlung der Nordostbahngesellschaft statt. Auf den Antrag des Verwaltungsrathes wird eine Kommission ernannt zur Prüfung des Geschäftsberichtes der Direktion und der Jahresrechnung, des Berichtes der Direktion über die gegenwärtige Finanzlage der Nordostbahn und des Berichtes des Verwaltungsrathes betreffend Situation der Nordostbahnunternehmung. Es werden genehmigt der Nachtrags-Vertrag mit dem Kanton Glarus über Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Glarus nach Linthal. Dem Verwaltungsrath wird Vollmacht ertheilt hinsichtlich der Verpflichtungen zum Bau der aargauischen Südbahn, der Linie Koblenz-Stein, Eglisau-Schaffhausen, Thalweil-Zug und Etzweilen-Schaffhausen. Der

Juni 30 neue Statutenentwurf wird an die erwähnte Kommission zur Antragstellung überwiesen. — Die Direktoren Peyer im Hof und Häberlin werden auf ihr Gesuch hin sofort entlassen; die anderen Mitglieder der Direktion bleiben bis zur Neuwahl durch eine folgende Generalversammlung im Amt.

Juli 1 Die (doch wohl nur muthmaßliche?) Bevölkerung der Stadt Zürich beträgt an diesem Tage 21,820, diejenige der Stadt und 9 Ausgemeinden 65,863.

In Winterthur kantonales Turnfest.

Auf dem gesammten Netz der Nordostbahn treten erhöhte Taxen für den internen Personenverkehr in Kraft.

8—9 Jahresversammlung des schweizerischen Juristenvereins in Zürich. Nach der üblichen Eröffnungsrede durch den Festpräsidenten, Herrn Professor Dr. A. von Orelli, werden die neuen Statuten durchberathen und angenommen. Der Verein nimmt 40 neue Mitglieder auf und bestellt sein neues Central-Komite aus den Herren Prof. G. König; Prof. Hilty in Bern; Prof. Speiser in Basel; de Seigneux in Genf; Roguin in Lausanne; Dr. Weibel in Luzern und Dr. Meili in Zürich. Als Gegenstand der wissenschaftlichen Diskussion dient der „Entwurf eines eidgenössischen Obligationenrechts". Derselbe wird im Allgemeinen als brauchbare Basis für weitere Erörterungen anerkannt und der Bundesrath ersucht, für einläßliche Prüfung der Aussetzungen zu sorgen. — Die nächste Jahresversammlung des Vereins findet in Genf statt.

10 Circa 90 Schulkinder aus Zürich, Knaben und Mädchen im Alter von 8—13 Jahren, verreisen in Begleit ihrer Lehrer nach dem Kanton Appenzell, um in der dortigen guten Bergluft ihre Gesundheit zu stärken.

11 In Oberstraß stirbt, im Alter von 80 Jahren, Herr a. Bürgermeister Dr. U. Zehnder, bekannt durch seine politische Thätigkeit, in gutem Andenken als langjähriger Präsident der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

15 Der Stadtsängerverein Winterthur feiert, unter Beiziehung verschiedener auswärtiger Vereine, durch ein großes Konzert sein 50jähriges Bestehen.

17 Aus den Stadtrathsverhandlungen ist ersichtlich, daß die Gemeindesteuer im Jahr 1876 à Fr. 5. 40 Fr. 1,120,103. 70 Cts., also Fr. 54,303 mehr als veranschlagt, abgeworfen

Juli 17 hat. Daran hat das Vermögen Fr. 1,033,574. 65, die Haushaltung Fr. 22,859. 10, der Mann Fr. 28,764 beigetragen.

18 Der Regierungsrath ermächtigt die Finanz-Direktion, den Rest des vom Kantonsrathe an die Rekonstruktion der Tößthalbahn votirten Staatsbeitrages von Fr. 150,000 im Betrage von noch Fr. 25,000 auszuzahlen.

Das Komite der rechtsufrigen Zürichseebahn beschließt, nun doch mit der Nordostbahn die Unterhandlungen über Abschluß eines Moratoriums wieder aufzunehmen.

20 Das kantonale Komite der Arbeitervereine, Gewerkschaften und Grütlivereine, erläßt einen Aufruf zur Sammlung der gesetzlich geforderten 5000 Unterschriften für die Volks-Initiative betreffend das staatliche Einschreiten gegenüber der schweizerischen Nordostbahngesellschaft (im Sinne der Motion Bürkli).

22 In der Kirche zu Oberwinterthur wird ein Cyklus mittelalterlicher Wandgemälde abgedeckt, welcher beide Wände des Mittelschiffes erfüllt. Neben schön stylistischen Heiligengestalten im obern Theile, nehmen einerseits Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, anderseits solche betreffend die Stiftung dieser Kirche die Hauptstelle ein. Die Gemälde scheinen aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts zu stammen.

26 Der Regierungsrath gestattet unter beschränkenden Bestimmungen die fakultative Feuerbestattung.

27 Der Kaiser von Brasilien besichtigt die verschiedenen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten der Stadt Zürich.

August 4 In Ausführung eines Bundesbeschlusses ordnet der Regierungsrath die Zählung aller diensttauglichen Pferde im Kanton an.

5 Beginn des eidgenössischen Freischießens in Winterthur.

7 Der Stadtrath übergibt der antiquarischen Gesellschaft eine Anzahl keltischer Alterthümer, welche bei Anlaß der Wasserbauten im Letten gefunden wurden, zur Aufbewahrung.

11 Der Regierungsrath zahlt der Nationalbahn 135,000 Fr. aus.

12 Als erster Adjunkt des Statthalteramtes Zürich wird Herr Hafner mit 4047 von 9405 Stimmen gewählt.

13 Zürcherisches Knabenschießen im Sihlhölzli.

August 15 In seiner Sitzung ertheilt der Große Stadtrath den Reglementen zur Vollziehung der Verordnung betreffend das Friedhofwesen und betreffend die Obliegenheiten des Schulverwalters seine Zustimmung und gewährt einen Nachtrags-Credit von 7000 Fr. für provisorische Bauten im Fraumünsteramt.

Die Motion betreffend die Verhältnisse der Nordostbahn wird nach Anhörung eines Berichtes des Bundesrathes, im Einverständniß mit den Motionsstellern selbst, als durch mannigfach veränderte Sachlage gegenstandslos geworden, erledigt erklärt. Die Behörde erklärt sich damit einverstanden, daß der Stadtrath betreffend die rechtsufrige Zürichseebahn ferner dahin wirke, daß möglichst bald über den Beitritt zum Berner Moratorium eine Verständigung erfolge. Der Stadtrath spricht sich entschieden gegen eine Umwandlung der Subventionen in eine selbstständige Aktiengesellschaft, welche der Stadt neue große Opfer auferlegen würde, aus.

18 Der Regierungsrath wählt als Professor der Archäologie und klassischen Philologie an der Universität, den Herrn Dr. Hugo Blümner, bisher außerordentlicher Professor in Königsberg.

19—20 Eidgenössisches Pferderennen auf der Wollishofer-Allmend bei Zürich.

Sitzung des Kantonsrathes.

20 Das Gesetz betreffend Abänderung des Art. 32 der Verfassung wird durchberathen. Nach demselben sind in Zukunft 1500 Seelen zur Wahl eines Mitgliedes in den Kantonsrath befugt; ein Bruchtheil von über 750 Seelen gilt für voll. Der Rath wird in zwei Wahlgängen gewählt; im ersten entscheidet das absolute, im zweiten das relative Mehr der abgegebenen Stimmen. — Die Einführung des proportionalen Wahlsystems wird verworfen.

21 Eine Reihe von Geschäften wird an Kommissionen gewiesen und dem Gesuch der Seidenindustrie-Gesellschaft des Kantons um Wiedererwägung des Art. 11 des Gesetzes betreffend eine kantonale Webeschule in der Weise entsprochen, daß der von der genannten Gesellschaft zu leistende Beitrag an die projektirte Schule von 250,000 auf 220,000 Fr. herabgesetzt wird.

Als Mitglieder des Kassationsgerichtes werden gewählt die Herren: Professor Friedr. von Wyß und Fürsprech Härlin, als Suppleant dieser Behörde: Herr Prof. Fick.

August 21 In den Kirchenrath werden gewählt die Herren: Regierungsrath Zollinger und Statthalter Reichling.

26 Als zweiter Adjunkt des Bezirksstatthalters wird im zweiten Wahlgang mit bedeutendem Mehr Herr Diggelmann gewählt.

26—27 Kantonales Infanterieschießen in Neumünster.

28 Nachdem die Delegirten-Versammlung für die rechtsufrige Zürichseebahn mit Mehrheit den Beitritt zum Berner Moratorium unter sichernden Bedingungen abermals abgelehnt und beschlossen hat, die Umwandlung des Unternehmens in eine selbstständige Aktiengesellschaft anzustreben, gibt der Stadtrath dem Komite und den subventionirenden Gemeinden die bestimmte Erklärung ab, daß die Stadt zur Zeit auf das Projekt einer Aktienunternehmung nicht eintrete und daher an weiteren Verhandlungen, welche, unter Ablehnung des Moratoriums, die sofortige Konstituirung einer Aktiengesellschaft bezwecken, sich nicht mehr betheiligen werde.

30 In der Nacht vom 30. auf 31. August entladet sich ein ungemein heftiges Gewitter über Zürich und Umgebung. Der durch Feuerbrünste und Hagel entstandene Schaden ist sehr bedeutend.

September 4 General-Versammlung der Tonhalle-Gesellschaft. Die Jahresrechnung weist einen Verlust von Fr. 9097. 28 auf.

5 Zürcherisches Missions- und Bibelfest. Morgenkonferenz in der Herberge zur Heimath. Nachmittagsgottesdienst im Großmünster. Nach der einleitenden Ansprache des Präsidenten, Herrn Dekan Zimmermann, redeten die Herren Schott vom Missionshaus in Basel und Missionsprediger Tischhauser.

6 Die Nationalbahnlinie Baden-Suhr-Zofingen-Aarau wird dem ordentlichen Betrieb übergeben.

7 In Winterthur erzielt eine Conferenz von Abgeordneten der Nord-Ost-, National- und Tößthal-Bahn sowie der Vereinigten Schweizerbahnen eine Verständigung mit dem Stadtrath Winterthur betreffend der dort schwebenden Bahnhofstraße.

In Zürich stirbt nach langem schwerem Leiden Herr alt Stadtrath Eduard Meyer-Rahn. Der Verstorbene, früher in den städtischen Behörden auf's treueste

September 7 und eifrigste thätig, zog sich aus Gesundheitsrücksichten in's Privatleben zurück, um aber auch in dieser Stellung für das Wohl und Gedeihen seiner Vaterstadt zu wirken. Seine Liebe und Hingebung, welche er bei jedem gemeinnützigen Werke an den Tag legte, sichern ihm ein gutes Andenken unter seinen Freunden und Mitbürgern.

8 Der Bundesrath nimmt von einer provisorischen Sistirung des zürcherischen Banknotengesetzes, in Folge Recurs der Bank in Zürich, Umgang, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Regierung nächstens ihre definitive Antwort auf den materiellen Inhalt des Recurses einreiche.

Der Regierungsrath vertheilt auf Grund 'gemachter Erhebungen die Beiträge aus dem Reservefond der Kantonalbank an die wasserbeschädigten Gemeinden.

10—12 In Zürich werden in den Lokalitäten des Gesellschaftshauses zum Schnecken unter dem Vorsitz von Professor Bluntschli die Sitzungen des völkerrechtlichen Instituts — **institut de droit international** — abgehalten. Unter den wichtigsten Traktanden sind hervorzuheben: Diskussion über die Einführung eines internationalen Privatgerichtes, sowie ein Vorschlag über gemeinsame völkerrechtliche Regeln bezüglich den Erwerb und Verlust des Staatsbürgerrechts mit Rücksicht auf die Auslieferung.

13 Beginn einer Ausstellung von Arbeiten aus dem Nachlaß des verstorbenen Malers Prof. J. J. Ulrich, im Künstlergut.

23 In Neumünster wird, entgegen dem Vorschlage der Kirchenpflege, unter Beiziehung nicht-stimmberechtigter Einwohner, Herr A. Sidler, bisher in Urdorf, zum Pfarrer gewählt.

27 Der Große Stadtrath ertheilt den von der Schulpflege nachgesuchten Kredit für Erstellung eines Zeichnungssaales im Mädchenschulgebäude beim Großmünster.

Die Motion des Herrn Baumeister Näf, welche eine beförderliche Ausführung des Stadthausquartiers und eines Theiles der Seequai-Anlagen wünscht, wird dem engern Stadtrath zur Begutachtung überwiesen.

Die Generalversammlung der Nationalbahn-Gesellschaft ertheilt dem Verwaltungsrath die Ermächtigung zum Bezug der zweiten Million Nachsubvention und ratifizirt den neu redigirten Vertrag mit der Tößthalbahn.

September 29 Großes Konzert in der Tonhalle zu Gunsten der Brandbeschädigten in Airolo und Marchissy, veranstaltet durch die Sängervereine Harmonie und Männerchor und durch das Tonhalleorchester.

30 Jahresfest des schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins verbunden mit einer öffentlichen Ausstellung in verschiedenen Fächern der Architektur, des Ingenieur- und Maschinenwesens.

Oktober 1 Eröffnung der Norstostbahnlinie Baden-Niederglatt-Bülach.

7 Einweihung und Eröffnung des neuen städtischen Friedhofes in Wiedikon. Reden der Herren Stadtpräsident Dr. Römer und Pfarrer Furrer.

9 Der Stadtrath anerbietet dem Hülfskomite in Airolo zwölf Kinder über den Winter im hiesigen Waisenhaus zu versorgen. Das Anerbieten wird dankbar angenommen und die Waisenhauspflege läßt nunmehr die Kinder holen.

10 In Zürich stirbt, im Alter von 76 Jahren, Herr Professor Dr. Joh. Georg Baiter, mehr als ein Menschenalter Lehrer der klassischen Philologie, insbesondere der griechischen Sprache am hiesigen Gymnasium. Berühmt sind die Editionen der alt-klassischen Schriftsteller, welche er einst gemeinsam mit Prof. Caspar von Orelli veranstaltete. Erst seit einem Jahre hatte sich der unermüdliche Arbeiter von seinem Lehramte zurückgezogen, um im Schooße der Familie der wohlverdienten Ruhe zu genießen.

Die Generalversammlung der Aktionäre der Nordostbahngesellschaft — 35799 Aktien sind vertreten — faßt einstimmig folgende Beschlüsse:

1) Dem Vertrage der schweiz. Kreditanstalt, der Bank in Winterthur und der aargauischen Bank vom 8. September 1877 betreffend käufliche Uebernahme von Obligationen der schweiz. Nordostbahn, wird die Genehmigung ertheilt und zugleich der Verwaltungsrath ermächtigt, mit Zustimmung der am 30. Juni gewählten Kommission, alle Maßregeln zu ergreifen, welche zur Aufrechterhaltung der Nordostbahngesellschaft bis zur definitiven Regelung der finanziellen Verhältnisse, hinsichtlich welcher der Generalversammlung bald thunlichst Vorlage zu machen ist, erforderlich sind.

2) Der abgeänderte, von der Neuner-Kommission geprüfte Statuten-Entwurf wird nebst einigen Abänderungen des Verwaltungsrathes genehmigt.

September 7 und eifrigste thätig, zog sich aus Gesundheitsrücksichten in's Privatleben zurück, um aber auch in dieser Stellung für das Wohl und Gedeihen seiner Vaterstadt zu wirken. Seine Liebe und Hingebung, welche er bei jedem gemeinnützigen Werke an den Tag legte, sichern ihm ein gutes Andenken unter seinen Freunden und Mitbürgern.

8 Der Bundesrath nimmt von einer provisorischen Sistirung des zürcherischen Banknotengesetzes, in Folge Recurs der Bank in Zürich, Umgang, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Regierung nächstens ihre definitive Antwort auf den materiellen Inhalt des Recurses einreiche.

Der Regierungsrath vertheilt auf Grund 'gemachter Erhebungen die Beiträge aus dem Reservefond der Kantonalbank an die wasserbeschädigten Gemeinden.

10—12 In Zürich werden in den Lokalitäten des Gesellschaftshauses zum Schnecken unter dem Vorsitz von Professor Bluntschli die Sitzungen des völkerrechtlichen Instituts — institut de droit international — abgehalten. Unter den wichtigsten Traktanden sind hervorzuheben: Diskussion über die Einführung eines internationalen Privatgerichtes, sowie ein Vorschlag über gemeinsame völkerrechtliche Regeln bezüglich den Erwerb und Verlust des Staatsbürgerrechts mit Rücksicht auf die Auslieferung.

13 Beginn einer Ausstellung von Arbeiten aus dem Nachlaß des verstorbenen Malers Prof. J. J. Ulrich, im Künstlergut.

23 In Neumünster wird, entgegen dem Vorschlage der Kirchenpflege, unter Beiziehung nicht-stimmberechtigter Einwohner, Herr A. Sidler, bisher in Urdorf, zum Pfarrer gewählt.

27 Der Große Stadtrath ertheilt den von der Schulpflege nachgesuchten Kredit für Erstellung eines Zeichnungssaales im Mädchenschulgebäude beim Großmünster.

Die Motion des Herrn Baumeister Näf, welche eine beförderliche Ausführung des Stadthausquartiers und eines Theiles der Seequai-Anlagen wünscht, wird dem engern Stadtrath zur Begutachtung überwiesen.

Die Generalversammlung der Nationalbahn-Gesellschaft ertheilt dem Verwaltungsrath die Ermächtigung zum Bezug der zweiten Million Nachsubvention und ratifizirt den neu redigirten Vertrag mit der Tößthalbahn.

November 8 Sitzung des Großen Stadtrathes:

Die Kommission zur Prüfung des Finanzplanes für die städtischen Neubauten legt dem großen Stadtrath folgende Anträge vor:

1) Die Bauunternehmungen seit 1862 als abgeschlossen zu erklären und für die hiezu geleisteten Bauvorschriften eine Tilgungsperiode von 40 Jahren, mit einer Tilgungsquote von 1 % nebst 4 1/2 % Zins zu bestimmen.

2) Als Bauprojekte, deren Durchführung der Stadt Zürich zunächst bevorsteht, in Aussicht zu nehmen: Das Industriequartier an der Limmat, das Spitalquartier, das Stadthausquartier, Kalt- und Warm-Badeanstalten, Umbau der Gemüsebrücke und Correction der Straßen in der Schipfe, Erbauung einer Gemüsehalle, Gewinnung neuer Verwaltungslokalitäten, Sihlbauten, Pelikanstraße-Erweiterung, Treppenverbindung über Petershofstatt, Straßenkorrektion Hirschengraben-Zeltweg. Die Gemeinde soll in jedem einzelnen Falle, gestützt auf detaillirte Pläne und Kostenberechnungen entscheiden, ob und wie die betreffende Baute auszuführen sei. Im Weiteren soll, im Anschluß an frühere Gemeindebeschlüsse, der Stadtrath beauftragt werden, die Vereinbarungen betreffend Ausführung des Seequai's als gemeinsame Unternehmung der Gemeinden Zürich, Riesbach und Enge vorzulegen und alle Vorbereitungen weiter zu fördern.

3) Eine Anzahl Liegenschaften des Nutzungsgutes auf das Gemeindegut überzutragen.

4) Die Pläne und Kostenberechnungen für Ausführung des Spitalquartiers mit einer Nettoausgabe von Fr. 1,080,000 zu genehmigen, ebenso

5) Diejenigen für Anlage eines Industriequartiers an der Limmat in Außersihl, welche eine Netto-Einnahme von Fr. 360,000 ergeben soll.

Alle diese Anträge werden nach theilweise heftiger Diskussion der Gemeinde in empfehlendem Sinne vorgelegt.

Der engere Stadtrath berichtet, daß er sich nach längerem Zögern und auf wiederholtes Drängen mit Zustimmung der Finanzkommission veranlaßt gesehen habe, um zur Rekonstitution der Nordostbahn, deren Konkurs sowohl für die öffentlichen als Privat-Verhältnisse der Einwohnerschaft von

November 8 großem Schaden wäre, Hand zu bieten, sich bei dem kürzlich zu jenem Zwecke gebildeten Konsortium mit Fr. 800,000 zu betheiligen.

10 Der Regierungsrath zahlt der Nationalbahn eine Subventionsquote von 85,625 Fr. aus.

11 Großes Konzert des Gemischten Chors in der Tonhalle: Elias, von Mendelssohn-Bartholdy.

12—13 Synode der zürcherischen Geistlichkeit. Predigt des Herrn Kirchenrath Scheller. Eröffnungsrede des Herrn Antistes Dr. G. Finsler. Synodalproposition über die Bedeutung Tertullians für unsere Zeit, verfaßt von Herrn Dekan Spinner in Fällanden mit Reflexionen des Herrn Pfarrer Böhringer in Niederhasle. Berathung über Revision der Bibelübersetzung und die Frage, ob eine neue Kirchenverfassung in Anregung gebracht werden solle. Es wird zur Behandlung dieses letztern Gegenstandes eine elfgliedrige Kommission gewählt.

Sitzung des Kantonsrathes.

19 In zweiter Berathung wird das Verfassungsgesetz über die Revision des Art. 32 der Verfassung unverändert angenommen.

20 Auf Antrag der Staatsrechnungsprüfungs-Kommission wird die Staatsrechnung pro 1876 genehmigt.

In der Berathung der Abänderungen am privatrechtlichen Gesetzbuch werden die Anträge der Kommission angenommen. Sie betreffen Modifikationen des Erbrechtes und der Bestimmungen über das Privilegium des Weibergutes.

Der vereinigte Vertrag mit der Stadt Zürich, betreffend die kantonale Webeschule wird gutgeheißen.

26 Monats-Versammlung der Sektion Zürich des „eidgenössischen Vereins.“ Vortrag von Herrn Otto Pestalozzi: Die eidgenössische Wahlkreiseintheilung.

Sitzung des Kantonsrathes.

28 Auf Antrag von Dr. Alfred Escher wird folgendes Initiativbegehren zu Handen der Bundesversammlung beschlossen: Es sei, bis zur Erlassung eines Bundesgesetzes über den Militärpflichtersatz, von dem Bezug der Hälfte der von den Kantonen auf Grundlage ihrer Gesetzgebung erhobenen Militärpflichtersatzsteuer Umgang genommen und der dadurch entstehende Ausfall durch die Einforderung von

November 28 direkten Beiträgen der Kantone (Art. 42 der Bundesverfassung) zu decken.

Auf das Gesuch des israelitischen Kultusvereins um Verabreichung eines Staatsbeitrages an die Kultusausgaben der Israeliten wird nach Antrag des Regierungsrathes nicht eingetreten.

29 Nach längerer Diskussion über die rechtliche Stellung der Civilgemeinden zu den politischen Gemeinden wird beschlossen, es habe der Regierungsrath auf die nächste Februar-Session, in Abänderung des Gemeindegesetzes, einen Gesetzesentwurf auszuarbeiten, in welchem den Zivilgemeinden auch in Zukunft für spezielle und örtliche Gemeindezwecke die Rechtsstellung von Gemeinden gewahrt wird.

Zum Mitgliede des Obergerichtes wird Herr Dr. Schauberg — von beiden Parteien vorgeschlagen — mit 142 von 153 Stimmen gewählt.

30 Für die Pariser Welt-Ausstellung wird ein Kredit von Fr. 25,000 gewährt.

Die Petition einer Anzahl von Civilgemeinden um Erhebung zu politischen Gemeinden wird an die kantonsräthliche Kommission zurückgewiesen.

Die Motion des Herrn Prof. von Wyß auf Interpretation derjenigen Artikel der Verfassung und des Kantonsrathsreglements, welche auf die Initiative Bezug haben, wird an eine Kommission von neun Mitgliedern gewiesen. — Ebenso die Motion des Herrn a. Nationalrath Hauser auf Abänderung des Wahlgesetzes im Sinne einer Reduktion der Wahlgänge.

Auf das Steuergesetz wird zur Zeit nicht eingetreten.

Zu Mitgliedern des Kassationsgerichtes werden ernannt: Die Herren a. Oberrichter Brunner, a. Regierungsrath Brändli und Fürsprech Strohecker.

Eine größere Versammlung von Einwohnern Zürichs bespricht die Frage der Stiftung einer freiwilligen Armenpflege. Die Zweckmäßigkeit eines solchen Institutes wird allgemein anerkannt, während die Meinungen darüber auseinander gehen, ob die Bürgergemeinde berechtigt sei, über das Kirchenalmosen zu verfügen. Eine Kommission wird der Sache ihre Aufmerksamkeit widmen.

Dezember 3 Der Bundesrath erklärt den Rekurs der Bank in Zürich gegen das kantonale Banknotenmonopolgesetz als begründet und hebt das fragliche Gesetz, als im Widerspruch mit der Bundesverfassung stehend, auf.

4 Konzert des berühmten Violinisten P. de Sarasate in der Tonhalle in Zürich.

8 Der Regierungsrath rekurrirt gegen den Beschluß des Bundesrathes betreffend Banknotenmonopol an die Bundesversammlung.

23 Zum Statthalter des Bezirkes Zürich wird, bei einem absoluten Mehr von 3603 Stimmen, mit 3760 der Kandidat der Demokraten: Herr Adjunkt Hafner gewählt.

Zu Mitgliedern des Großen Stadtrathes werden gewählt die Herren: Professor Dr. R. Rahn und Schnurrenberger-Bollinger.

24 Der Regierungsrath beantragt dem Kantonsrath die Uebernahme einer Nachsubvention von Fr. 1,200,000 an die Gotthardbahn.

27 In der Aula des städtischen Schulhauses am Schanzengraben findet eine Vorausstellung der in die Gruppe „Erziehung und Unterricht" gehörenden Objekte statt, welche von der Schweiz aus an die internationale Weltausstellung in Paris gelangen werden.

Sitzung des Großen Stadtrathes.

Nach Anhörung der Berichte der betreffenden Kommissionen wird beschlossen, der Gemeinde zu beantragen, sowohl den Geschäftsbericht als die Rechnungen über die Gemeindeverwaltung von 1876 unter bester Verdankung der sorgfältigen Verwaltung der städtischen Angelegenheiten abzunehmen. Den verschiedenen von jenen Kommissionen gemachten Anregungen stimmte sowohl der Engere als der Große Stadtrath bei. Die hauptsächlichsten sind: Vorlegung einer Uebersicht des jeweiligen Vermögensbestandes des Gemeinde- und Schulgutes, strengere Handhabung der Straßenpolizei, insbesondere Freihaltung der Trottoirs von Hemmnissen, Mittheilungen in Betreff der Schwanenkolonie, Prüfung, ob und was gegen den Vorkauf vorzukehren sei, neue Schätzung der Vermögenstheile des Gemeindegutes, namentlich der Liegenschaften, Prüfung, ob nicht eine Steigerung der Wasserzinse am Platze wäre, Verminderung der Rückschläge des Abfuhrunternehmens und Aufhebung der Jahresmessen.

Dezember 27 — Der Antrag der vereinigten Kommission des Stadtrathes und der Schulpflege auf Subventionirung der Gewerbeschule, wird angenommen. Ebenso wird die seit Jahren pendente Regelung der Verhältnisse betreffend die Abtretung der Waisenhauskirche an den Staat in Form eines Vertrages zwischen Stadtrath und Waisenhauspflege, bei welchem die Vereinbarung zwischen Stadt und Staat zu Grunde gelegt worden, gutgeheißen; der Kredit für Erweiterung der Brücke über den Schanzengraben in's Selnau dagegen verworfen.

Dezember 3 Der Bundesrath erklärt den Rekurs gegen das kantonale Banknotenmonop und hebt das fragliche Gesetz, als i Bundesverfassung stehend, auf.

4 Konzert des berühmten Violinist Tonhalle in Zürich.

8 Der Regierungsrath rekurrir Bundesrathes betreffend Bank versammlung.

23 Zum Statthalter des Be solnten Mehr von 3603 der Demokraten: Herr

Zu Mitgliedern des die Herren: Professo Bollinger.

24 Der Regierung Uebernahme eine die Gotthardbal

27 In der Aul graben findet ziehung un von der S in Paris

Si

Ro

wird

Ge

v

enschaft.

rmationszeit.

eschichte von den
rn, Dalp, 1878.

er Schweiz. I. Band,
ai & Co., 1878.

. Monarchie, Schweiz oder
& Zollikofer, 1878.

eschichte für Schule und Haus.

Vorlesungen über die Helvetik. Bern,

eische Geschichte, herausgegeben auf
er. Geschichtsforschenden Gesellschaft. Zürich,

r., A. Die reformirte Kirche in ihren Bezieh-
arl I. von England, William Laud, Erzbischof von
, und dem Covenant.

erdmüller. Joh. Phil. Freiherr von Hohensar,
zu Sar und Forsteck.

---

uer: Oktober 1877 bis Oktober 1878.

Irrenheilanstalt. Bericht der vom Regierungsrathe zur Untersuchung der Zustände in der kant. Irrenheilanstalt Burghölzli be..en Kommission. Zürich, 1878. Offiziell.

Die bernische Politik in den Kappelerkriegen. Bern, Jent,
.. Zimmermann: Einige Gedanken über die Schrift
..olitik ꝛc." Kirchenfreund Nr. 19 nebst der Replik

Prof. Dr., G. Aus der schweiz. Geschichte
..egenreformation. Sybels histor. Zeitschrift,

..ichte des schweizerischen Bundesrechtes. II. Band.
Winterthur, Westpheling, 1878.

..r Schweizergeschichte, herausgegeben von der allg.
..forschenden Gesellschaft der Schweiz. II. Theil. Basel,
..neider, 1878.

..er, F. Reformbestrebungen der Katholiken in der schweizerischen ..uart des Bisthums Konstanz, 1492—1531. Geschichtsfreund, Band 33.

Strickler, Dr., J. Aktensammlung der schweizer. Reformationsgeschichte, 1521—28. Zürich, Selbstverlag, 1878.

Utinger, Prof., H. Der Kampf auf dem Gubel, 1531. Historische Skizze. Programm der Zuger Kantonsschule. 1877.

Vulliemain, L. Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft, deutsch von J. Keller, II. Theil. Vom Anfange der Reformation bis auf die Gegenwart. Aarau, Sauerländer, 1878.

Walter, A. Eine deutsche Antwort aus der Schweiz an Th. Ziegler. Winterthur, Westpheling, 1878.

Ziegler, Theobald. Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland? Bonn, Strauß, 1877.

Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte.

Ansichten aus dem älteren Zürich, herausgegeben auf Veranlassung des löbl. Stadtrathes. 6 Blatt gr. Albumformat, in Lichtdruck. Zürich, Hans Staub & Co.

Boos, Heinr. Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig, S. Hirzel, 1878.

Bürkli-Meyer, Oberst, A. Der Wollenhof nach seiner 300jährigen Bedeutung für die Industrie Zürichs. Fr. Schultheß. (Nicht im Buchhandel.)

Catalog der Ausstellung von antiquarischen und ethnographischen Gegenständen, veranstaltet von dem historisch-antiquarischen Verein in Winterthur. Oktober-November. Winterthur, Bleuler-Hausheer & Co., 1878.

Ekkehard's IV. Casus S. Galli nebst Proben aus den übrigen lateinisch geschriebenen Abtheilungen der St. Galler Klosterchronik, übersetzt von G. Meyer v. Knonau. Leipzig 1878.

Jaspers. Der Holbeintisch auf der Stadtbibliothek Zürich mit erläuterndem Text von S. Vögelin, Prof. Wien, 1878.

Keller, Dr., Ferd. Keltische Funde im Letten bei Zürich. Heft 2 des Anz. f. schweiz. Alterthumskunde, 1878. Zürich, Herzog.

Ober-Winterthur, die neuentdeckten Wandgemälde in der Kirche zu O.-W. (Auszüge aus Prof. Rahn's Artikeln in der Allgem. Schweizer-Zeitung und dem Anzeiger f. schweiz. Alterthumskunde.) R. Weber's Helvetia, Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Leben. Heft 1. Basel, Selbstverlag, Oktober, 1877.

Osterstein. Schweizer Glasgemälde im fürstl. Reuß'schen Schloß O. bei Gera. Allg. Schweizer-Ztg. Nr. 236. Basel, 1878.

Rahn, Prof. Dr., J. R. Ein wiedergefundenes Kleinod des Großmünsters in Zürich: Karl's des Kahlen Gebetbuch in der königl. Schatzkammer zu München. Heft 1 und 2 des Anz. f. schweizerische Alterthumskunde. Zürich, Herzog, 1878.

Rahn, Prof. Dr., J. R. Urkundliches über den Werkmeister Hans Felder. Ebendaselbst, Heft 3.

Seidenhof. Die Ehrenstube aus dem Seidenhof in Zürich. Gewerbeblatt, Organ der Gewerbemuseen Zürich und Winterthur, Nr. 20. Zürich, 1877.

Vögelin, Prof., Sal. jun. Politische, soziale und kirchliche Zustände in Zürich vor der Reformation. R. Weber's Helvetia, Heft 1. Basel, Selbstverlag, 1877.

Wolf, Prof., R. Notizen zur schweiz. Kulturgeschichte. Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft, Jahrgang 23. Zürich, S. Höhr, 1878.

Zeller-Werdmüller, H. Die Herkunft des Chronisten Edlibach. Anzeiger f. schweiz. Geschichte. Solothurn, Haldimann, 1878.

Zeller-Werdmüller, H. Zur Erläuterung der Zürcher-Wappenrolle. Heft 1 und 2 des Anzeigers für schweiz. Alterthumskunde. Zürich, Herzog, 1878.

Zimmermann, G. R., jun. Ratpert, der erste Zürcher-Gelehrte, ein Lebensbild aus dem 9. Jahrhundert. Basel, F. Schneider, 1878.

Biographie.

Baiter, Prof. Dr., Joh. Georg. Nekrolog. N. Z.-Ztg. Nr. 508 und 510, Oktober 1877.

Biographie, Allg. Deutsche. Band VII und VIII mit Artikeln von Prof. Dr. G. von Wyß und Prof. Dr. G. Meyer v. Knonau über Zürcher aus verschiedenen Familien von Fäsi bis Füßli.

Dändliker, Karl, Pfarrer in Norbas. Nekrolog. Evang. Wochenblatt Nr. 20, 1878.

Grunholzer, Heinr. Lebensbild eines Republikaners im Rahmen der Zeitgeschichte, von Traugott Koller. Zürich, Orell Füßli & Co., 1877.

Gysi, Heinr., alt Stadtschreiber. Nekrolog. N. Z.-Ztg. vom 26. September 1878.

Hegnauer, Heinr., Pfarrer in Wetzikon. Nekrolog. Evang. Wochenblatt Nr. 3, 1878.

Mörikofer, Dr., Joh. Casp. Nekrologe:
N. Z.-Ztg. Nr. 496, Oktbr. 1877. (Prof. G. Meyer v. Knonau.)
Evang. Wochenblatt Nr. 43, 1877. (Dekan Zimmermann.)
Thurgauerzeitung Nr. 250 und 277, 1877. (Dekan Puppikofer.)
Allg. Schweizerztg., Beilage zu Nr. 257, 1877. (Diakon Pestalozzi.)
Augsburger Allg. Ztg., Nr. 303, 1877. (Dr. Bächtold.)
Leipziger illustrirte Zeitung, Nr. 1797, 1877 (mit Porträt), u. a. a. O.

Müller, Prof. Dr., Joh. Jak. Nekrolog. N. Z.-Ztg. Nr. 369, August 1878.

Sieber, J. C., Regierungsrath. Nekrolog. N. Z.-Ztg. Nr. 50, 1878.

Zimmermann, Joh. Georg. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster. Herausgegeben von Ed. Bodemann. Hannover, Hahn, 1878. Vergl. Evang. Wochenblatt Nr. 39 und 40, 1878.

Topographie und Statistik.

Binder, J. J. Küsnachts Unglück in zwei Jahrhunderten. Zürich, Orell Füßli & Co., 1878.

Gut, Jean. Originalphotographien älterer und neuerer zürcherischen Gebäude und Arbeiten des baulichen Kunstgewerbes. Selbstverlag, 1878.

Gut, Jean. Photographien nach Herrliberger's Aufnahmen des Zürcher-Rathhauses. Selbstverlag.

Müller, C. K. Joh. Heinr. Waser, der zürcherische Volkswirthschafter, seine Bestrebungen und Schicksale und sein statistischer Nachlaß fortgeführt bis zur Gegenwart. Zürich, Herzog, 1878.

Volkswirthschaft.

Bürkli-Ziegler, A. Größte Abflußmengen bei städtischen Abzugskanälen. Zürich, Orell Füßli & Co., 1878.

Bürkli-Ziegler, A. und E. P. Huber. Bericht über Straßenbahnen, Tramways und deren Einführung in Zürich. Orell Füßli & Co., 1878.

Fries, E. D. Die sogen. soziale Frage oder die neueste Volksverdummung. Zürich, R. Danker, 1877.

Honegger, J. J. Memorial zur 25jährigen Geschichte des Konsumvereins. Zürich, Meyer & Zeller, 1878.

Lombard, F. Etudes sur les finances de la confédération suisse. Schweiz. Zeitfragen, Heft 7. Zürich, Orell Füßli & Co., 1878.

Stüßi, H. Civilstand und Ehe. Eine Zusammenstellung der bezügl. Gesetze, Verordnungen, Beschlüsse u. s. f. Amtliche Ausgabe. Zürich, 1878.

Vögeli, A. Zur Situation der N. O. B. Selbstverlag. 1878.

Vogt, Prof. Dr., G. Referat betr. die direkten Steuern im Kanton Zürich. Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 3. Zürich, Herzog, 1878.

Zur Einweihung des neuen Friedhofes der Stadt Zürich. Zwei Reden, gehalten von Stadtpräsident Dr. Römer und Pfarrer Furrer. Zürich, F. Schultheß, 1877.

Belletristik.

Keller, Gottfr. Zürchernovellen. Stuttgart, Göschen, 1878.

— — Ein Festzug in Zürich, 1857, in Bodenstedt's Almanach „Kunst und Leben". Stuttgart, Spemann, 1877.

Meyer, Cd. Ferd. Denkwürdige Tage, zwei Novellen. 2. Auflage. Leipzig, 1878.

Walter, A. Zwingli oder die Schlacht bei Kappel. Ein Trauerspiel. Budapest, Grimm & Horowicz, 1878.

Verzeichniß der zürcherischen Neujahrsblätter für das Jahr 1878.

Stadtbibliothek. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich, 2. Heft. Verf.: Prof. Dr. J. R. Rahn.

Feuerwerkergesellschaft. General Hs. Hch. Bürkli von Hochburg. 1647—1730. Eine biographische Studie. Verf.: Oberst A. Bürkli-Meyer.

Waisenhaus. Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1. Heft. Verf.: Antistes Dr. Finsler.

Naturforschende Gesellschaft. Kepler als Reformator der Astronomie. Verf.: Dr. R. Billwiller.

Hülfsgesellschaft. Die Wohlthätigkeitsanstalten in Lausanne. Verf.: Prof. Lochmann in Lausanne.

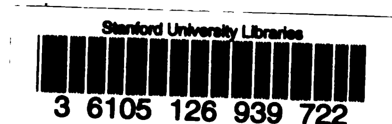
Künstlergesellschaft. Das Leben des Kunstmalers J. J. Ulrich, Prof. Verf.: Oberst v. Erlach, Aarau.

Allg. Musikgesellschaft. Gasparo Spontini. Verf.: Pfarrer Weber in Höngg.

Antiquarische Gesellschaft. Hans Waldmanns Jugendzeit und Privatleben, ein Kulturbild aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Stadtbibliothek Winterthur. Lemierre's Wilhelm Tell. Verf.: Dr. Geilfus.

Hülfsgesellschaft Winterthur. Lessing's Nathan der Weise. Verf.: Pfarrer Linder.



Stanford University Libraries
3 6105 126 939 722

